This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06659866 9

George Bancroft

NAB

Bestand

NAB

Beuterwek

Geschichte
der
Poesie und Beredsamkeit
seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Von
Friedrich Bouterwek.

Neunter Band.

Göttingen,
bey Johann Friedrich Röwer.
1812.

Geschichte
der
Künste und Wissenschaften
seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Von
einer Gesellschaft gelehrter Männer
ausgearbeitet.

Dritte Abtheilung.
Geschichte der schönen Wissenschaften

von
Friedrich Bouterwek.

Neunter Band.

Göttingen,
bey Johann Friedrich Röwer.
1812.

LENOX LIBRARY
NEW YORK

Geschichte
der
deutschen Poesie
und
Beredsamkeit
seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Von
Friedrich Bouterwek.

Erster Band.

Göttingen,
bey Johann Friedrich Römer.
1812.

Vorrede.

Es war ein langer Weg, der mich durch das Gebiet der schönen Litteratur der Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen, und Engländer, endlich zurück zur vaterländischen führte. Zwölf Jahre, kein kleines Stück vom kurzen menschlichen Leben, sind indessen vergangen. Während dieser zwölf Jahre, da alle politischen Verhältnisse Deutschlands, und mit ihnen so manche moralische, sich geändert haben, ist, zu meiner Freude, ein neuer litterarischer Patriotismus unter uns erwacht. Selbst die Studien einer Partei, die vor noch nicht langer Zeit die deutsche Poesie hispanisiren und italianisiren zu müssen glaubte, haben eine unerwartet erfreuliche Wendung genommen. Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, daß man jetzt mit einem Eifer und Fleiße, wie nie zuvor, die

Alterthümer der vaterländischen Litteratur an das Licht zu ziehen und sie mit philologischer Genauigkeit zu bearbeiten angefangen hat. Jetzt erst, besonders seitdem der unermüdete Hr. von der Hagen und einige seiner Freunde für diese Studien ganz zu leben scheinen, zeigt sich deutlicher, welch einen Schatz die deutsche Nation so lange Zeit, ohne es selbst zu wissen, in der romantischen Poesie ihrer Vorfahren besaß. Leid mußte es mir thun, bei der Bearbeitung desjenigen Theils der Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit, auf welchen dieses Werk beschränkt ist, nicht alle seit kurzem in so merkwürdiger Menge aufgedeckten Materialien so benutzen zu dürfen, wie sie es verdienen. Aber buchstäblich dem Titel des Werks getreu zu bleiben, das nicht über das Ende des dreizehnten Jahrhunderts zurück zu gehen verspricht, konnte ich mich denn doch nicht entschließen. In der Einleitung habe ich mich über die Gründe erklärt, warum ich wenigstens eine summarische Uebersicht der Geschichte der älteren deutschen Poesie, bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, vorangehen lassen

sen zu müssen glaubte, wenn ich das Ganze der schönen Litteratur der Deutschen nicht eben so unpragmatisch, als widernatürlich, zerstückeln wollte. Und selbst in diese summarische Uebersicht würde ich Manches, dessen ich nicht erwähnt, haben aufnehmen müssen, wenn nicht das neueste, mit bewundernswürdigem Fleiße ausgearbeitete bibliographische Werk des Hrn. von der Hagen, der litterarische Grundriß der Geschichte der älteren deutschen Poesie (Berlin, 1812), und eben dieses Litterators Ausgabe des Heldenbuchs für meine Wünsche zu spät erschienen wären.

Wer sich der Vorrede zum ersten Bande dieser allgemeinen Geschichte der neueren Poesie und Beredsamkeit erinnert, wird auch von den beiden Bänden, die der deutschen Litteratur bestimmt sind, keine bibliographische Vollständigkeit erwarten. Nur um Mißverständnissen zu begegnen, wiederhole ich noch ein Mal, was ich schon in der Vorrede zu einem der vorigen Bände wiederholt habe, daß dieses Werk durchaus kein Repertorium seyn soll, und daß ich, um eine ästhetisch-kriti-

sche Geschichte der Fortschritte des poetischen und rhetorischen Geistes und Geschmacks der neueren Nationen zu schreiben, die Erweiterung und Verbesserung der bis jetzt vorhandenen bibliographischen Werke Andern überlassen mußte. Für die schöne Litteratur des Deutschen in ihrem ganze Umfange ist bis jetzt noch das bekannte Compendium der deutschen Litteraturgeschichte von Erdwin Julius Koch das vorzüglichste bibliographische Werk, ob es gleich die Geschichte der deutschen Poesie nur bis auf Lessing's Tod fortführt. Brauchbar, was die bibliographischen und biographischen Notizen betrifft, sind auch die sechs Bände des Lexikons deutscher Dichter und Prosaisten von Hrn. Jördens. Blankenburg's litterarische (nemlich bibliographische) Zusätze zu Sulzer's Allg. Theorie der schönen Künste enthalten auch zur Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit eine Menge brauchbarer Artikel. Verbindet man mit diesen Repertorien das von Hrn. von der Hagen für die ältere deutsche Litteratur, und Panzer's Annalen für die Litteratur des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, so

ist man fast mehr, als reichlich, versorgt mit Büchertiteln und Nachweisungen, um die Materialien zu einer kritischen Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit kennen zu lernen. Dessen ungeachtet, um nichts zu übersehen, was besondere Aufmerksamkeit verdienen könnte, wandte ich mich vor zwei Jahren in einer öffentlichen patriotischen Aufforderung, die in der Hallischen Litteraturzeitung abgedruckt wurde, an alle mir persönlich unbekannten Freunde und Kenner der deutschen Litteratur mit der Bitte, mir Notizen mitzutheilen, die sich in den bekannten Repertorien nicht finden. Auf diese Bitte ist mir nichts, gar nichts, zugekommen, außer einer kleinen, am gehörigen Orte von mir benutzten Nachricht, die ich der Güte des Hrn. Bibliothekars v. Melle in Lübeck verdanke.

Auf gewissen Stellen des kritischen Weges, den ich zu betreten hatte, fand ich nicht weniger Vorgänger. Unter den Schriften, die seit zwölf Jahren zu den älteren hinzugekommen sind, in denen eine kritische Anleitung zur Kenntniß der schönen Litteratur der Deutschen

gegeben wird, verdienen vorzüglich die hierher gehörenden Abtheilungen der allgemeinen Litterärgeschichte von Hrn. Eichhorn, meinem verehrten Freunde und Collegen, angeführt zu werden. Zu empfehlen in mehrerer Hinsicht sind Hrn. Nasser's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie, besonders für Dilettanten, die nur einige der merkwürdigsten Dichter genauer kennen lernen wollen. Die kurze Geschichte der deutschen Poesie von Hrn. Franz Horn macht mit Recht aufmerksamer auf die deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Aber schon der Plan, dem diese Litteratoren gefolgt sind, weicht von demjenigen ab, dem ich getreu bleiben zu müssen glaubte. Auf dieselbe Art, wie ich, so gut ich vermocht, die Geschichte der italienischen, spanischen, portugiesischen, französischen, und englischen Poesie und Beredsamkeit nach der Idee eines litterarischen Pragmatismus zu erzählen gesucht habe, wollte ich nun auch an der Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen zeigen, wie Genie und Zeitalter zusammenwirkten; was die Dichter und Schriftsteller sich selbst, und was sie Andern verdankten;

wie

wie besonders das Nationale der Denk- und Sinnesart in der Litteratur der neueren Nationen bald kaum merklich, bald in den stärksten Zügen hervortrat; wie im Ganzen und Einzelnen der Geschmack, der der gute zu heißen verdient, sich entwickelte, oder still stand, oder ausartete. Immer sollte auf jede Hauptpartie das stärkste Licht fallen; das Unwichtigere sollte nur kurz angezeigt, das ganz Geringfügige gar nicht genannt werden; und in diesem Sinne sollte die Darstellung ausführlich und zugleich beschränkt seyn. Was in diesem Bande zum Lobe der alten romantischen Poesie der Deutschen gesagt ist, wird unsern neuen Romantikern, die von Meister Regenbogen und Meister Rumsland mit Verehrung, aber von einem Kleist, Ramler, Salomon Geßner, nur mit Achselzucken sprechen, vermuthlich viel zu wenig, dafür aber vielleicht einem künftigen Zeitalter eben genug und gerade das Rechte zu seyn scheinen.

Göttingen, den 25. März, 1812.

Druckfehler.

Seite 37.	Z. 3.	von unten l. *gens* statt *geas*.
— 49.	— 15.	v. o. l. Heinrich III. st. Heinrich IV.
— 51.	— 6.	v. u. in der Anmerk. l. Gerbert st. Herbert.
— 60.	— 2.	v. u. l. Heinrich VI. st. Heinrich V.
— 79.	— 9.	der Anmerk. l. *saman* st. *samau*
— 79.	— 21.	der Anmerk. l. deß st. daß.
— 107.	— 5.	v. u. in der Anmerk. l. wer st. war.
— 403.	— 5.	v. u. ist hinter den Worten den christlichen Kirchengesang hinzuzusetzen: und einige dramatische Dichtungsarten.
— 432.	—	v. u. l. Matthesius st. Malthesius.

Inhalt.

Inhalt.

Einleitung. Vorerinnerungen über die Geschichte der deutschen Poesie im Ganzen; ihr Verhältniß zur Geschichte der deutschen Sprache; ihre Epochen . . . . . Seite 1.

Erstes Buch. Summarische Uebersicht der älteren Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen bis gegen das Ende des dreizehnten J. H.

Erstes Capitel. Allgemeine Geschichte der poetischen und rhetorischen Cultur der Deutschen bis gegen das Ende des 13ten J. H.

Nationale Anlagen der Deutschen 21
Verhältniß der ältesten deutschen Poesie zur scandinavischen 27
Hochdeutsche und Niederdeutsche 29
Gothen. Ulfilas 31
Franken. Entstehung einer deutschen Hofsprache 34
Zeitalter der Merovinger 37
Zeitalter der Carolinger. Carl d. G. . . . 39
Trennung Deutschlands von Frankreich . . . 43
Deutscher Volksgesang im neunten J. H. . . 45
Zeitalter des sächsischen Kaiserstammes . . 46
Zeitalter des zweiten fränkischen Kaiserstammes . 49
Zeitalter des schwäbischen Kaiserstammes; das goldene der deutschen Ritterpoesie 53

Glänzen-

Glänzende Entwickelung der deutschen Nationalkraft S. 57
Verbreitung der deutschen Sprache im Norden von Europa 63
Gegenkaiser im dreyzehnten J. H. Auflösung der alten Verhältnisse zwischen Kaiser und Reich während des großen Interregnums 64
Zweites Capitel. Uebersicht der merkwürdigsten Denkmäler der deutschen Poesie und Beredsamkeit von den frühesten Zeiten bis gegen das Ende des 13ten J. H. 66
Fränkische und sächsische Volkslieder 67
Mönchische Bearbeitung der deutschen Sprache. Theologische Schriften in deutscher Sprache aus dem siebenten J. H. 68
Kero 69
Codex quadrumanus 70
Fragment einer Heldengeschichte in deutscher Prose aus dem 8ten J. H. 71
Deutsche Uebersetzungen lateinischer Kirchenlieder im 9ten J. H. 74
Otfried 75
Andere deutsche Gedichte aus dem 9ten J. H. 77
Siegeslied auf den westfränkischen König Ludwig III. 78
Denkmäler der deutschen Poesie und Beredsamkeit aus dem 10ten und 11ten J. H. Notker Labeo 79
Willeram 81
Hochgesang zu Ehren des heil. Anno 82
Bildung der deutschen Prose im 11ten J. H. durch Uebersetzungen des Boethius, Aristoteles ꝛc. 88
Fragmente deutscher Predigten im fränkischen Dialekt aus dem 11ten J. H. 90
Allgemeine Uebersicht der Denkmäler der deutschen Poesie und Beredsamkeit aus dem schwäbischen Zeitalter 91
Allgemeine Charakteristik der Poesie der so genannten Minnesinger 93

Lyrische

Lyrische Poesie . . . S. 96
Metrische Formen dieser lyrischen Poesie der Minnesinger 101
Heinrich von Veldeck . . . 103
Hartmann von Aue. Wolfram von Eschenbach 105
Der tugendhafte Schreiber (Heinrich von Rispach) . . . 106
Walther von der Vogelweide . . 107
Reinmar der Alte. Herr Nithard . 111
Graf Conrad von Kilchberg. König Conrad der Junge. König Wenzel von Böhmen 112
Gottfried von Nifen. Werner der Pfaff. Ein Herzog von Anhalt . . . 113
Burkard von Hohenfels. Graf Otto von Henneberg oder Bodenlauben. Werner von Tüfen 114
Walter von Metz. Dietmar von Ast. Walter von Klingen u. s. w. . . 115
Herzog Johann von Brabant. Marggraf Heinrich von Meissen. Gottfried von Straßburg 116
Ulrich von Lichtenstein . . . 117
Heinrich v. Rugge 119
Der Schenk Ulrich von Winterstetten . 121
Bruder Eberhard von Sax. Herzog Heinrich von Breslau 122
Christian v. Hamlen 123
Der Tannhäuser 125
Vorläufige Erwähnung Conrad's von Würzburg 126
Epische Poesie 127
Epische Gedichte vom heil. Gral und der Tafelrunde 132
Der Parcival und Titurel des Wolfram v. Eschenbach . . . 134
Der Iwain des Hartmann v. Aue. Der Tristan des Gottfried v. Straßburg . 136

Epische Gedichte von den Thaten Carl's d. G. und seiner Paladine . . . . S. 137
Das Gedicht: Der Marggraf von Narbonne u. s. w. 138
Erzählung: Flos und Blankflos . . . 139
Deutsche Umbildungen einiger epischen Gedichte des griechischen und römischen Alterthums . 140
Nationaldeutsche epische Gedichte . . 141
Das Lied der Nibelungen. Charakteristik dieses großen Werks 143
Das Heldenbuch 149
Kleinere erzählende Gedichte von mehreren Gattungen 152
Didaktische Poesie. Satyre. Fabel . 155
König Tyro von Schotten. Der Winsbeck die Winsbeckin 156
Der welsche Gast des Thomasin v. Zirklern 157
Der Freigedank 158
Boner's Fabeln 159
Poetische Wettstreite. Der Krieg zur Wartburg 160
Einige Denkmähler deutscher Prose aus dem schwäbischen Zeitraume 162
Der Sachsenspiegel 163
Der Schwabenspiegel 164

Zweites Buch. Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit vom letzten Viertel des dreizehnten J. H. bis in die ersten Decennien des siebzehnten.

Erstes Capitel. Allgemeine Geschichte der poetischen und rhetorischen Cultur der Deutschen während dieses Zeitraums.

Anfang des Herabsinkens der deutschen Ritterpoesie unter der Regierung Rudolph's von Habsburg 169

Anfang

Anfang des Uebergangs der Ritterpoesie in den bürgerlichen Meistergesang S. 170
Annahme alles poetischen Interesse in Deutschland seit dem Ende der Kreuzzüge 173
Ungünstiger Einfluß, den seit dieser Zeit der politische Zustand Deutschlands auf die Nationalpoesie hatte 174
Sittengeschichte der deutschen Nation vom vierzehnten Jahrhundert bis in das siebzehnte 188
Zustand der Gelehrsamkeit. Universitäten 194
Deutsche Uebersetzungen lateinischer, griechischer, italienischer Schriftsteller im 15ten J. H. 196
Einfluß des Studiums der alten Classiker auf die deutsche Nationalliteratur im 15ten und 16ten J. H. 198
Zustand mehrerer schönen Künste in Deutschland vom vierzehnten bis in das siebzehnte J. H. 201
Literarische Folgen der großen Kirchenrevolution im 16ten J. H. 203
Verhältniß dieses Zeitalters zur deutschen Beredsamkeit 208

Zweites Capitel. Geschichte der deutschen Poesie während dieses Zeitraums.

Vorläufige Bemerkungen über das Verhältniß der Minnesinger zu den Meistersängern 209.
Erleichterung der Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie dieses Zeitraums durch drei Abtheilungen 213

Erste Abtheilung. Geschichte der letzten Blüte und des Verfalls der alten romantischen Ritterpoesie in Deutschland. 214
Conrad von Würzburg. Charakteristik seiner Poesie. Seine merkwürdigsten Gedichte 215
Die übrigen dieser späteren schwäbischen Dichter. Lyriker 224

Der Schenk von Landeck. Marggraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile . . S. 225
Graf Friedrich von Leiningen . . . 226
Heinrich Hetzbold von Weissensee. Graf Albrecht von Heigerloch. Der von Altstetten. Von Bubenberg. Graf Werner von Homberg 227
Dichter bürgerlicher Abkunft. Sogenannte ältere Meistersänger. Der Canzler . . . 228
Steinmar 230
Der Unverzagte. Der Guterer. Der Hetlefür. Der Ehrenbote. Rudolph der Schreiber 231
Der Schulmeister von Eßlingen . . 232
Meister Regenbogen. Meister Rumeland 233
Sperrvogel 234
Der Jude Süßkind. Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob 235
Hans Hadlaub 239
Rüdiger von Manesse, Sammler der Minnelieder 241
Epische Poesie der Deutschen aus den letzten Zeiten des schwäbischen Minnegesangs . . . 242
Das Gedicht Wigamur 243
Epische Gedichte des Stricker . . . 244
Historische und biographische Gedichte . 247
Poetische Legenden. Epische Bearbeitung der Erzählung von Barlaam und Josophat durch Rudolph von Montfort . . . 248
Bruder Philipp der Karthäuser . . 249
Komische Erzählungen oder Schwänke in Versen 250
Burleske Erzählung von Salomo und Morolph 251
Balladenartige Erzählungen . . . 252
Didaktische Poesie. Satyre. Fabel. Der Renner des Hugo von Trymberg . 253

Andere

Andere didaktische Gedichte. Das Schachzabelbuch des Conrad von Ammenhausen. — Priamel . . . S. 263
Didaktische Erzählungen . . . 264
Dramatische Poesie. Fragment eines geistlichen deutschen Schauspiels aus den letzten Jahren des 13ten J. H. . . . 265
Gedichte im niederdeutschen Dialekte aus den letzten Zeiten der Ritterpoesie . . . 266

Zweite Abtheilung dieses Capitels. Geschichte der deutschen Poesie seit dem Emporkommen des bürgerlichen Meistergesanges im vierzehnten und funfzehnten J. H. . . . 270

Muthmaßungen über den Ursprung der statutarischen Einrichtungen des Meistersängerinstituts . . . 271
Charakteristik des Meistersängerinstituts . . . 275
Tabulaturen der Meistersänger . . . 279
Absonderung der Meistersänger von den Spruchsprechern . . . 284
Aufblühen des Instituts der Meistersänger in Mainz, Straßburg, und Nürnberg . . . 287
Einige Meistersänger des vierzehnten J. H. Heinrich von Mußlin. Muscatblüt . . . 289
Meistersänger aus dem funfzehnten J. H. Hans Folz. Sixt Byrhaum . . . 290
Andere deutsche Dichter des 14ten und 15ten J. H. — Lyriker . . . 291
Nachrichten zur Geschichte der deutschen Liederpoesie aus der Limburgischen Chronik . . . 292
Reinhard von Westerburg . . . 293
Mancherley Arten von Liedern . . . 295
Emporkommen des deutschen Volksliedes im 14ten J. H. . . . 297
Layen der Geisselbrüder . . . 299

Der östreichische Dichter Peter der Suchenwirth. S. [illegible]
Deutscher Volksgesang im funfzehnten J. H. 302
Peter von Dresden. Johann von Sasse. Hieronymus Schenk von Sunnauwe. Oswald von Wolkenstein [illegible]
Kriegslieder, veranlaßt durch die Heldenthaten der Schweizer im 14ten und 15ten J. H. 306
Halb Suter. Isenhöfer von Walzhut [illegible]
Veit Weber. Ausführliche Anzeige seiner Kriegslieder 308
Deutsche Balladen oder Romanzen, besonders aus dem 15ten J. H. 314
Vernachlässigung des höheren Epos. Ulrich Fürterer. Historische Gedichte 323
Historisches Gedicht von Hans Rosenblüt dem Schnepperer [illegible]
Andere Gedichte dieser Art. Die Soester Fehde. Tüsch 327
Schwänke [illegible]
Der Bügler. Herrmann von Sachsenheim. Heinrich von Neuenstedt. Das Buch von den sieben weisen Meistern 330
Prischach. Fabri. Rothe [illegible]
Auflösung der alten erzählenden Gedichte in romantische Prose [illegible]
Niederdeutsche Romane dieser Art. 335
Der komische Volksroman vom Eulenspiegel 336
Didaktische Poesie. Fabel. Satyre. Der Teichner [illegible]
Conrad von Megenberg. Johann Rothe. Hans Raininger 339
Hans Zukunft. Johann Vintler. Püterich von Reicherzhausen. Johan Selitz 340
Sebastian Brand. Ausführliche Anzeige seines Narrenschiffs 341
Der Reineke Fuchs 347

Ueber

Ueber den Hexameter der Hahn, seine Nachahmung des Reineke Fuchs . . . . S. 350
De Koker, ein niedersächsisches Spruchgedicht 354
Erstes Emporkommen der dramatischen Poesie in der deutschen Litteratur 357
Schauspiele von Hans Folz und Hans Rosenblüt 358
Scherenberg. Sein geistliches Schauspiel von der Päbstin Johanna 363
Ueberschwenglin des Terenz. Lateinische Schauspiele im 15ten J. H. 368
Dritte Abtheilung dieses Capitels. Geschichte der deutschen Poesie im sechzehnten J. H. und in den ersten Decennien des siebzehnten 370
Pfinzing. Sein Teuerdank . . . 371
Hans Sachs. Ausführliche Charakteristik seiner Poesie 381
Uebersicht der poetischen Werke Hans Sachsens 390
Die übrigen deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Zustand der lyrischen Poesie in Deutschland 403
Fortdauer des Meistergesanges . . 404
Besonders merkwürdige Cultur des Kirchenliedes 405
Luther 409
Einige andere Verfasser geistlicher Lieder . . 410
Weltliche Lieder 411
Ein Lied Ulrich's von Hutten . . . 414
Erzählende Poesie. Balladen . . . 415
Lateinische Gedichte anstatt deutscher Epopöen im 16ten J. H. 426
Erzählungen öffentlicher Begebenheiten aus der Geschichte des Zeitalters . . . 417
Schwänke. Lazarus Sandrup. Erzählung vom Pfaffen von Kalenberg. Der Eulenspiegel in Verse gebracht . . . 418

Prosaische Umarbeitungen alter Ritterdichte S. 419
Das Buch der Liebe 420
Erzählungen vom hörnenen Siegfried; vom Schwarzkünstler Faust 422
Der Froschmäuseler von Rollenhagen 425
Didaktische und satyrische Poesie der Deutschen im sechzehnten J. H. 430
Ueber die lateinischen Schriften deutscher Satyriker des 16ten J. H. 431
Martin Agricola's Anweisung zur Instrumentalmusik in Versen 432
Matthesius. Holzwart 433
Mehrere didaktische Gedichte von Ringwald 434
Satyrische Gedichte von Murner 437
Ulrich von Hutten 443
Andere Satyriker. Fabulisten. Holzmann 445
Fabeln von Erasmus Alberus; Hartmanns Schapper 446
Burkard Waldis. Ausführlichere Anzeige seiner Fabeln 447
Satyrische und andere Werke von Johann Fischart 451
Dramatische Poesie der Deutschen im sechzehnten J. H. 462
Jakob Ayrer. Ausführlichere Anzeige seiner Schauspiele 466
Rohe dramatische Bestrebungen. Hebel 472
Schauspiele von Dedekind, Göbel, Sanders 473
Calagius. Spangenberg 474
Omichius. Stricker oder Striter 475
Herzog Heinrich Julius von Braunschweig 476
Paul Rebhun 477

Drittes Capitel. Geschichte der schönen Prose in der deutschen Litteratur vom letzten Viertel des dreizehnten J. H. bis in die ersten Decennien des siebzehnten . . . S. 478

Entwickelung der litterarischen Gesammtsprache der Deutschen 481

Bildung der deutschen Prose durch Romane und Novellen 483

Didaktische Prose. Metaphysischer Tractat in deutscher Sprache aus dem vierzehnten J. H. 486

Bildung der didaktischen Prose der Deutschen durch die sogenannten Mystiker . . . 488

Tauler. Didaktischer Theil seiner Predigten . 489

Schüler und Freunde Tauler's . . . 493

Otto von Passau 494

Schriften der Jünger der ewigen Weisheit aus dem 15ten J. H. 495

Andere didaktische Prosaisten des 15ten J. H. Albrecht von Eybe 496

Albrecht Dürer 498

Luther. Würdigung seines Einflusses auf die Bildung der deutschen Prose überhaupt, und besonders der didaktischen 500

Johann Agricola. Seine Sprüchwörter . 503

Sprüchwörter von Sebast. Franke . . 507

Zweite Hälfte des 16ten J. H. Fischart als didaktischer Prosaist 508

Historische Prose 509

Joh. Rothe'ns Thüringische Chronik . . 510

Andere Chroniken 511

Der Weiß-Kunig vom Kaiser Maximilian I. und seinem Secretair Treitzsauerwein . 512

Der baierische Geschichtschreiber Thurnmayer, genannt Aventinus 513

Seb. Franke'ns Universalgeschichte . 516

Auto-

Autobiographie des Ritters Götz von Berlichingen S. 519
Oratorische Prose. Tauler's Predigten . 520
Geiler's von Kaisersberg Predigten über Brand's Narrenschiff . . . 520
Luther's Kanzelberedsamkeit . . . 523
Streit- und Spottschriften in oratorischem Styl 524
Frühe Cultur des deutschen Briefstyls im 14ten J. H. — Heinrich von Nördlingen . . 526
Ausartung des deutschen Briefstyls in den folgenden Jahrhunderten 526
Mangel einer wissenschaftlichen Poetik und Rhetorik in diesem ganzen Zeitraume. Die ältesten deutschen Sprachlehren . . 527

Geschichte

Geschichte
der
deutschen Poesie und Beredsamkeit.

Einleitung.

Geschichte
der
deutschen Poesie und Beredsamkeit.

Einleitung.

Die ältesten ausführlicheren Nachrichten, die sich von der deutschen Nation erhalten haben, erwähnen deutscher Gesänge oder Lieder. Mögen diese Nachrichten, die wir dem großen Geschichtschreiber Tacitus verdanken, von der Kritik noch so verdächtig gemacht werden; mag der Barditus oder Barritus, wie Tacitus den wilden Kriegsgesang der deutschen Heerschaaren seiner Zeit nennt, noch so verschieden von dem gewesen seyn, was nachher deutsche Poesie hieß; die rohen Krieger, die unter dem Schalle solcher Gesänge die römischen Legionen erschütterten, waren Deutsche; Vorfahren der deutschen Völkerschaften, die jetzt, auch ohne ein politisches Ganzes zu seyn, durch ihre gemeinschaftliche Sprache und durch charakteristische Züge

einer gemeinschaftlichen Denk- und Sinnesart hinlänglich beweisen, daß sie gleichen Ursprungs sind. Und die Sprache der Germanen, von denen Tacitus so viel Merkwürdiges erzählt, war ohne Zweifel in ihren distinctiven Grundzügen und Stammwörtern dieselbe, die jetzt als Landessprache von den liefländischen Küsten des baltischen Meers bis an die schweizerischen Alpen in mancherlei Mundarten gesprochen wird. Nie hat diese Sprache dem Ohre geschmeichelt. Rauschend von Consonanten, scheint sie aber doch schon in ihrer ersten Anlage durch einen interessanten Rhythmus der Sylben ersetzt zu haben, was ihr an weichen Tönen fehlte. Auch die ungemeine Perfectibilität, durch die sie sich vor mehreren der cultivirtesten Sprachen auszeichnet, scheint ihr schon damals nicht fremd gewesen zu seyn, als ihre grammatischen Formen sich eben erst zu entwickeln anfingen. Da nun mit diesen grammatischen Formen der Sprache auch die Geisteskräfte der Nation sich entwickelt haben, und da die deutsche Poesie überhaupt, so weit ihre Geschichte verfolgt werden kann, immer ein treuer Spiegel der nationalen Denk- und Sinnesart der Deutschen, ihrer großen Anlagen und ihrer Schwächen, gewesen ist; so kann der Geschichtschreiber der Poesie und Beredsamkeit auch in dem neueren Theile der schönen Litteratur der Deutschen nur sehr unvollkommen das wahrhaft Nationale nachweisen, wenn er nicht wenigstens in einer summarischen Uebersicht auch die früheren Zeiten umfaßt a).

Die

a) Daß die älteste Sprache der deutschen Völkerschaften, so

Die schöne Litteratur der Deutschen ist ein Ganzes. Seltsam gestaltet erscheint dieses Ganze, wenn man nicht jeden seiner Theile einer besonderen Aufmerksamkeit würdigt. Vergleicht man gewisse Perioden, zum Beispiel das Zeitalter Gellerts, mit gewissen anderen, zum Beispiel dem Zeitalter der schwäbischen Minnesinger, so möchte man glauben, daß ganz verschiedene Nationen sich derselben Sprache bedient hätten, um in ihr Gedanken und Gefühle auszudrücken, die auch nicht in einem einzigen Zuge eine bestimmte Verwandtschaft der Denk- und Sinnesart, oder einen gemeinschaftlichen Stammescharakter andeuten. Blicken wir aber von den neuesten Zeiten zurück zu den ältesten, und suchen wir in jedem Theile der deutschen Litteratur dasjenige auf, wodurch er mit andern ihrer Theile zusammenhängt, so lösen die natürlichen Uebergänge von dem Einen zum Andern den scheinbaren Widerstreit der zusammen treffenden Verhältnisse, zwar nicht in ein schönes Ebenmaß, aber doch in die höchst interessante Erscheinung eines wahrhaft nationalen Ganzen auf.

Alle

so weit wir ihre Geschichte bis in das Dunkel der Vorzeit hinab verfolgen können, schon deutsche Sprache, eine unvermischte Stammsprache, und von andern ganz verschieden gewesen, zeigt unter andern unser größter Sprachforscher, Adelung, in seiner Aeltesten Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Litteratur (Leipzig, 1806); einem Buche, das als gelehrtes Werk schätzbar ist, ob es gleich, wie mehrere Schriften von Adelung, beurkundet, wie eine gewisse Beschränktheit des Geistes und noch mehr des Gefühls dem sonst verdienstvollen Manne der wahre Canon des gesunden Verstandes und des guten Geschmacks scheinen konnte.

Alle Auswüchse, die dieses Ganze auf so mancherl
Art verunstalten, erscheinen dann als Wirkungen u
günstiger Umstände, wie die Wasserreiser, oder di
unnatürlichen Knoten und Verbiegungen, an einer
kraftvollen, von der Natur zu einer schöneren Ent
wickelung bestimmten Baume. Gerade wie di
deutsche Sprache, ihrer Natur nach eine reine Ur
Sprache, durch ihre Perfectibilität unter den Ein
flüssen eines verderblichen Zufalls in der zweiten
Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zu einem geist
und geschmacklosen, aus deutschen, lateinischen
und französischen Brocken zusammengemengten Kau
derwelsch wurde, so artete auch die deutsche Poesie
um dieselbe Zeit, durch einen verirrten Nachah
mungstrieb entnervt, in ein gereimtes Geschwätz
aus, von dem sich ein gebildeter Geist mit Ekel weg
wendet. Und so, wie die deutsche Sprache, sobald
sie nur wieder von fremden Wörtern gereinigt war,
durch ihre eigene Kraft auch wieder zu der hohen
und herrlichen Dichtersprache wurde, die sich in ei
ner andern Gestalt schon im Zeitalter der schwäbischen
Minnesinger, wetteifernd mit den romanischen Spra
chen, gezeigt hatte, so stieg auch die erstorbene deut
sche Poesie, sich selbst vertrauend, gegen die Mitte
des achtzehnten Jahrhunderts, in einer neuen Ge
stalt und noch ein Mal mit jugendlicher Kraft, wie
ein Phönix aus seiner Asche, empor.

(1) 197

Die Geschichte der deutschen Poesie ist sehr ver
schieden von der Geschichte der Poesie in den übri
gen neueren europäischen Sprachen. Ihre Entste
hung fällt in Zeiten, da die übrigen Sprachen,
welche Werkzeuge der neueren Poesie und Beredsam
keit geworden sind, entweder noch gar nicht existirten,

oder

einer in Europa noch nicht eingewandert, oder in tiefer Nacht, die durch keine Geschichtskunde zerstreut werden kann, verborgen waren. Und doch läßt sich die Geschichte dieser, im neueren Europa ältesten Poesie nicht erzählen ohne Einmischung einer Menge von Notizen, die zur Geschichte der Poesie in Sprachen gehören, die später entstanden sind. Denn sobald die romanischen Sprachen nach der großen nordischen Völkerwanderung aus dem untergehenden Latein sich entwickelten, erhielten sie, als Sprößlinge der weltbeherrschenden und hochcultivirten Römersprache, eine Art von Primat, als ob, nachdem längst keine römischen Schwerter mehr zuschlugen, immer noch die lateinischen Töne bestimmt wären, in Europa zu herrschen. Auch erfreueten sich diese romanischen Sprachen einer gewissen angeborenen Cultur. Die deutsche Sprache, völlig verschieden von den romanischen, mußte sich alle Cultur erwerben. Sie würde sie, wie die griechische, am sichersten und natürlichsten durch sich selbst erworben haben, wenn nicht schon vor der Völkerwanderung die ersten wissenschaftlichen Kenntnisse und die ersten Netze zu feinerer Geistesbildung von den Römern zu den Deutschen gebracht wären. Damals schon, als noch der hercynische Wald einen großen Theil der Gegenden bedeckte, die der deutsche Fleiß urbar gemacht und mit Städten und Dörfern angefüllt hat, trat die deutsche Sprache zu der lateinischen in das merkwürdige Verhältniß, das die Super-Puristen unter den deutschen Sprachlehrern vernichten möchten, und das doch unvertilgbar in den Geist der deutschen Sprache übergegangen ist. Die deutsche Ur-Sprache bequemte sich, von der ersten bekannten Epoche ihrer Geschichte an, lateinische

Wörter in sich aufzunehmen, und den Charakter, den sie als Ur-Sprache hätte behaupten können, in dieser Hinsicht zu verleugnen. Kaum waren aus dem schon verdarbenen Latein die romanischen Sprachen entstanden, so zeigte sich, daß sie das Recht, sich in die deutsche Sprache einzudrängen, von der alten lateinischen geerbt hatten. Die Deutschen, immer das angestammte Uebergewicht der Geistescultur in den romanisch redenden Nationen anerkennend, huldigten unwillkürlich den romanischen Sprachen, wie sie der alten lateinischen gehuldigt hatten. Italienische, spanische, französische Wörter gingen nun eben so natürlich, wie vormals die lateinischen, in die deutsche Sprache über. Dem Scheine nach zeigte sich hier kein besonderes Primat der romanischen Sprachen; denn auch die romanisch redenden Nationen hatten ja eine Menge Wörter von deutscher Abkunft in ihre Sprachen aufgenommen und sie romanisirt. Aber in der That standen diese Sprachen, die romanischen und die deutsche, nichts weniger als auf dem Fuß der Gleichheit gegen einander. Die romanischen Sprachen mußten, wenn sie sich fixiren und nicht in das Kauderwelsch, aus dem sie entstanden waren, zurückfallen wollten, sehr früh ihr Gebiet gegen den Andrang fremder Wörter vermarken; und wie sehr sich die romanisch redenden Völker gegen die deutschen Töne sträubt, zeigte schon die Umbildung der deutschen Wörter in den romanischen Sprachen. Noch mehr. Die romanisch redenden Völker ließen, auch wenn sie den Deutschen gehorchen mußten, sich doch immer gegen sie merken, daß sie sie für Barbaren hielten. Die Deutschen fanden nicht nur nicht nöthig, ihre Ur-Sprache, die durch sich selbst gesichert genug zu seyn schien, zu

flissent-

flissentlich vor der Einmischung romanischer Wörter zu bewahren; sie glaubten auch in der Poesie der romanisch redenden Nationen etwas Musterhaftes zu erkennen, das von der deutschen Poesie angenommen und nachgeahmt werden müßte. So wurde der deutsche Geschmack abhängig von dem romanischen. Das Romanische selbst, das von den romanischen Sprachen den Nahmen hat, wurde in Deutschland national, und doch nie so national, daß es sich nicht, bald mehr, bald weniger, auf ein italienisches, oder spanisches, oder französisches Vorbild bezogen hätte.

Also nicht aus knechtischem, oder geistlosem Nachahmungstriebe, sondern der natürlichen Verbindung später cultivirter Völker mit früher cultivirten gemäß, nahm die deutsche Nation selbst damals, als sie ein politisches Uebergewicht in Europa behauptete, so gern den Geschmack des Auslandes an, aber nicht, wie Viele glauben, jetzt des Auslandes. Ueber die Völker, die nicht romanisch redeten, hielten sich die Deutschen in jeder Hinsicht erhaben. Die slavischen Völker, obgleich auch nicht ohne Cultur, waren in den Augen der Deutschen ungefähr eben solche Barbaren, wie die Deutschen in den Augen der Italiener, Spanier und Franzosen. Von den Ungarn Geschmack zu lernen, ist wohl nie einem Deutschen eingefallen. Selbst die Stammesverwandten der Deutschen im Norden, die scandinavischen Völkerschaften, Schweden, Normegen und Dänen, ehmals mit einem gemeinschaftlichen Nahmen Normänner genannt, wurden, da sie sich zu civilisiren anfingen, den Deutschen eben so wenig Muster des Geschmacks, als sie

es vormals gewesen waren, da der Deutsche den Normann nur als einen furchtbaren, die Küstenländer verheerenden Seeräuber kannte. Von englischem Geschmacke wußte man in Deutschland nichts bis auf die neuesten Zeiten, da ganz Europa sich mehr oder weniger nach den Engländern, wie vorher nach den Franzosen, modeln wollte.

Von den frühesten Zeiten, zu denen die literarischen Denkmäler hinaufreichen, bis herab zur Epoche des völligen Untergangs der alten deutschen Reichsverfassung hat es also der deutschen Poesie immer an reiner Selbstständigkeit gefehlt. Immer hat sie sich, bald mit stärkerem, bald mit schwächerem Zuge, nach dem Geiste und Geschmacke des südlichern Europa, wo Romanisch gesprochen wurde, hinüber geneigt. Und doch ist des Originalen und wahrhaft Nationalen in der schönen Literatur der Deutschen nicht wenig. Aber in der Natur der Verhältnisse lag wieder, daß das Schicksal den schönen Keim der Originalität und Nationalität in der deutschen Poesie und Beredsamkeit begünstigen mußte, wenn er nicht unter den Einflüssen der fremden Literatur, die so leicht in Deutschland Eingang fand, ausarten und unkenntlich werden sollte. Wenn sich nun gar in Deutschland öfter, als bei andern Nationen, ereignete, was überall, wo es sich ereignen mag, eine Nation aus der poetischen Stimmung bringt, und wenn um dieselbe Zeit, da die Deutschen durch unverschuldete Schicksale in der natürlichen und harmonischen Ausbildung ihrer geistigen Anlagen gestört und fast alles nationalen Selbstgefühls beraubt wurden, bei einer benachbarten romanischen Nation, wie die französische,

alle

alle Umstände sich vereinigten, den Nationalgeschmack zu entwickeln, und ihm ein Ansehen zu geben, als ob er der einzige wahrhaft gute Geschmack der neueren Jahrhunderte wäre; so erklärt sich leicht, wie die deutsche Poesie und Beredsamkeit zugleich mit der Sprache der Nation im siebzehnten Jahrhundert nach dem dreißigjährigen Kriege so tief herabsinken und so ausarten konnte, daß sie durch ungeschickte Nachahmung glänzender französischer Muster nur noch geistloser und unförmlicher wurde. Aber aus den Umständen allein erklärt sich nicht, wie die schöne Litteratur der Deutschen durch rastloses Emporstreben das wurde, was sie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war. Daß sie den Geist und Charakter zeigen konnte, den wir in den Werken Klopstock's, Wieland's, Lessing's, Herder's, Göthe's, Schiller's, und einiger ihrer Zeitgenossen verehren, verdankt die deutsche Poesie und Beredsamkeit eben so sehr ihren ursprünglichen, in der uralten Denk- und Sinnesart der deutschen Nation gegründeten Anlagen, als dem Genie und den Talenten ihrer großen Dichter und Schriftsteller. Wären diese Dichter und Schriftsteller nicht in Deutschland geboren und erzogen, so würden wir einen guten Theil des Schönen, das ihnen eigenthümlich ist, vergebens bei ihnen suchen.

Diese Bemerkungen, deren Beweis in den folgenden Büchern enthalten ist, mußten hier vorausgeschickt werden, um den Zusammenhang der älteren deutschen Litteratur mit der neueren vorläufig anzuzeigen. Aber welchen Theil der deutschen Litteratur man den älteren nennen soll, muß genauer bestimmt werden. Denn gegen das Ende des drei-

zehn-

zehnten Jahrhunderts, als mit Dante Alighieri die neuere Poesie, die sich von der romantischen der mittleren Jahrhunderte unterscheidet, in Italien anfing, war in Deutschland das goldene Zeitalter des echten romantischen Rittergesangs noch nicht ganz vorüber. Auf dieses Zeitalter folgte ein anderes, das man das bleierne nennen möchte; die Zeit der Entwickelung und Ausbildung des zunft- und handwerksmäßigen Meistergesangs in den Reichsstädten. Aber auch die Meistersängerei war nur ausgeartete romantische Poesie; und neben ihr erhielt sich noch lange ein schöner Rest der früheren und besseren. Ueberhaupt wirkte das wiedererwachte Studium der Litteratur des classischen Alterthums sehr spät mit bildender Kraft auf die deutsche Poesie. Noch im Jahrhunderte Ariost's und Tasso's behielt das Beste, was sich in der schönen Litteratur der Deutschen aus diesem Zeitraume findet, den Geist und Styl der mittleren Jahrhunderte bei. Selbst die unförmlichen Uebersetzungen, durch die man im sechzehnten Jahrhundert griechische und römische Dichterwerke in die deutsche Litteratur zu verpflanzen sich bemühte, wurden seltsame Mittelding zwischen halb antiker und ausgeartet romantischer Kunst. Erst mit Martin Opitz und der ersten schlesischen Dichterschule in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts fängt die neuere schöne Litteratur in deutscher Sprache an. Damals erst fixirte sich die deutsche Sprache in den neueren grammatischen Formen, deren Entwickelung durch die große Kirchenrevolution im sechzehnten Jahrhundert beschleunigt war. Damals schien auch der letzte Funken der alten romantischen Denk- und Sinnesart in der schönen Litteratur der Deutschen zu erlöschen.

Eine

Eine völlige Umbildung der deutschen Poesie nach der alten classischen, und noch mehr nach der Litteratur der Italiener und Franzosen, die indessen den Deutschen vorgeeilt waren, verkündigte ein neues Zeitalter für den deutschen Geschmack. Und dieses neue Zeitalter rückte nur gar zu bald mit allen Zeichen der Erschlaffung und der Geschmacklosigkeit heran. Keiner neueren Nation ist es so schwer geworden, wie den Deutschen, sich der alten romantischen Formen und Vorstellungen zu entwöhnen, und sich eine neuere Poesie zu erschaffen, in der sich das Streben nach classischer Vollendung mit gewissen unvertilgbaren Resten des romantischen Geschmacks vereinigt. Einige Dichter aus der Opitzischen Schule, besonders der gefühlvolle Paul Flemming, wurden sichtbar von ihrer deutschen Sinnesart zu der Poesie der Vorfahren zurückgezogen, während sie sich doch alle Mühe gaben, mit dem neuen, von ihnen bewunderten Geschmacksmuster Opitz zu wetteifern. Dessen ungeachtet dürfen wir die Trennung der älteren Poesie der Deutschen von der neueren nicht bis in das achtzehnte Jahrhundert, etwa bis auf Hagedorn und Haller, oder gar in noch spätere Zeiten, hinaufrücken; denn schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wurde die neue Bahn gebrochen, die durch tiefen Schlamm endlich zum schönen Ziele führte.

Die Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen in ihrem ganzen Umfange läßt sich füglich auf sechs Hauptperioden zurückführen. Vor der Einführung des Christenthums hatten die Deutschen vermuthlich, oder gewiß, überhaupt noch keine, also auch

auch keine schöne Litteratur b). Die große Veränderung, die sich in den religiösen Vorstellungen und ohne Zweifel zugleich in der alten, durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzten Nationalpoesie der Deutschen bei der Einführung des Christenthums, im nördlichen Deutschland nicht vor dem achten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, ereignete, macht eine Epoche, von der wir durchaus nichts weiter wissen, als, ganz im Allgemeinen, daß es eine Epoche war. Keine litterarische Spur von einem altdeutschen Bardengesange ist zu entdecken gewesen. Wir können also die zwei Perioden, von der unbekannten Vorzeit bis auf die Einführung des Christenthums in Deutschland, und von da bis auf die Entstehung der romantischen Ritterpoesie in der schwäbischen Mundart, oder bis in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts, in der Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen als eine einzige Periode ansehen. Diese erste Hauptperiode ist die Zeit der Vorübungen des poetischen Geistes der Deutschen. Die zweite Hauptperiode ist das sogenannte schwäbische Zeitalter, das goldene der romantischen Ritterpoesie in Deutschland, vom zwölften Jahrhundert bis in die erste Hälfte des vierzehnten. Mit dem vierzehnten Jahrhundert fängt die Zeit der Ausartung der romantischen Poesie in der deutschen Litteratur an. Aber die nüchterne Reimerei der Meistersänger im vierzehnten, funfzehnten, und sechzehnten Jahrhundert war nicht nur nicht die einzige Art von romantischer Poesie, die sich erhielt; auch die ersten Einwirkun-

b) Vergl. Adelung's oben angeführtes Werk. S. 308 ff.

wirkungen der wiederhergestellten Litteratur des classischen Alterthums auf die deutsche Poesie, und selbst auf die deutsche Beredsamkeit, verloren sich lange Zeit unter Resten der alten romantischen Art, zu denken und zu dichten. Mit der litterarischen Sprache der Deutschen ereigneten sich im funfzehnten Jahrhundert wesentliche Veränderungen. Damals entstand unser neueres Hochdeutsch, das durch die Schriften Luther's eine bestimmtere Ausbildung erhielt. Aber entschieden war doch auch die Herrschaft der neuen Bücher- und Dichtersprache nicht vor dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Wir dürfen also den langen Zeitraum vom Anfange der Meistersängerei im vierzehnten Jahrhundert bis auf Martin Opitz und die erste schlesische Dichterschule wieder als eine einzige oder als die dritte Hauptperiode der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen ansehen. Es war die Zeit des Ueberganges von der älteren deutschen Litteratur zu der neueren. Die vierte Periode, die mit der Entstehung der ersten schlesischen Dichterschule im siebzehnten Jahrhundert anfängt, ist die Zeit der ersten Erscheinung einer völligen Umbildung der deutschen Poesie und Beredsamkeit, nach Mustern, die classisch waren, oder die man dafür hielt; aber es fällt auch in diese Zeit der Anfang der Gallomanie und des Herabsinkens der schönen Litteratur der Deutschen bis zur tiefsten Erschlaffung in den ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts. Mit der ersten Regeneration der deutschen Poesie und Beredsamkeit, oder mit dem Conflicte der sächsischen und der schweizerischen Schule gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, fängt die fünfte der Hauptperioden

ben an, in welche die Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen zerfällt. Die sechste dieser Perioden ist die Zeit der zweiten Regeneration der deutschen Poesie und Beredsamkeit, ungefähr seit dem Jahre 1770 [bb]).

Nach diesen sechs Perioden würde sich also die Geschichte des poetischen Genies und des litterarischen Geschmacks der Deutschen, der natürlichsten Ordnung gemäß, in sechs Büchern erzählen lassen. Aber gegen diese Ordnung streitet der Plan eines Werks, das ein Theil der allgemeinen Geschichte der neueren Poesie und Beredsamkeit seyn, also nicht über die letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts zurückgehen, und die Litteratur der mittleren Jahrhunderte entweder ganz ausschließen, oder doch nur beiläufig berühren soll. Diesem Plane nicht ganz ungetreu zu werden, und doch auch nicht den Stoff, der ein so merkwürdiges Ganzes ist, auf das widernatürlichste zu zerstückeln, soll das erste der folgenden Bücher die Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit von ihrem Ursprunge bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in einer summarischen Uebersicht enthalten. Fängt dann gleich nicht genau mit den letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts eine neue Hauptperiode in der Geschichte

bb) Ueber die Epochen der deutschen Sprache, die mit den Epochen der deutschen Poesie und Beredsamkeit nicht verwechselt werden müssen, verdienen, außer Adelung's dahin gehörigen Schriften, besonders nachgelesen zu werden die Abhandlungen von Meister und Petersen in den Schriften der Mannheimer deutschen Gesellschaft.

schichte der schönen Litteratur der Deutschen an, so war doch bald nach dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die merkwürdige Zeit des deutschen Rittergesanges vorüber. Einige Decennien mehr, oder weniger, machen keinen großen Unterschied in der Vertheilung der Materialien zur Litteraturgeschichte dieses Zeitraums. Das letzte Viertel des dreizehnten Jahrhunderts hat in der Geschichte der Deutschen überdieß noch ein besonderes politisches Interesse, das mit dem litterarischen in enger Verbindung steht. Damals, nach dem Untergange des schwäbischen Kaiserhauses, hatten sich die alten Bande, die alle Glieder des deutschen Reichs an das gemeinschaftliche Oberhaupt knüpften, schon so weit aufgelöset, daß Rudolph von Habsburg, der Stifter des östreichischen Kaiserhauses, mit aller seiner Kraft und Klugheit nicht vermochte, die kaiserliche Autorität wieder herzustellen. Von dieser Zeit an würde das deutsche Reich, was es bei seiner völligen Auflösung in unsern Tagen war; ein unförmlicher, unbehülflicher Körper, durch keine Reichsschlüsse und keine Reichsarmee für irgend einen großen und gemeinschaftlichen Zweck in kraftvolle Bewegung zu setzen; überhaupt mehr der Form, als dem Wesen nach, vorhanden. Seine ganze Existenz verdankte dieser Körper von nun an ein halbes Jahrtausend hindurch nicht sowohl sich selbst, als der Entstehung und Ausbildung eines allgemeinen europäischen Staatensystems. Wir werden sehen, welchen, zum Theil der Freiheit und den Wissenschaften günstigen, zum Theil aber auch sehr verderblichen, und besonders der ästhetischen Bildung der deutschen Nation nachtheiligen Einfluß dieser

politische Zustand des deutschen Reichs, vom vierzehnten Jahrhundert bis in das neunzehnte, auf die Entwickelung und Richtung der Anlagen des deutschen Geistes hatte.

Geschichte
der
deutschen Poesie und Beredsamkeit.

Erstes Buch.

Summarische Uebersicht der älteren Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit.

Erstes Buch.

Summarische Uebersicht der älteren Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Erstes Capitel.

Allgemeine Geschichte der poetischen und rhetorischen Cultur der Deutschen bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Die alten Teutonen oder Teuten, deren Nachkommen sich Deutsche oder Teutsche, das ist Teutische, nennen, gehörten zu den edelsten Barbaren der Vorwelt. Hätten sie sich nicht vor den übrigen rohen Nationen, mit denen die Römer Kriege führten, selbst in den Augen dieser Weltbeherrscher durch nationale Tugenden ausgezeichnet,

zeichnet, so würde der ernste und strenge Geschichtschreiber Tacitus sich eines sehr gemeinen Scherzes schuldig gemacht haben, als er gerade die Deutschen vor andern Nationen wählte, durch ein historisches Gemählde roher, aber unverdorbener Sitten seine Römer an das zu erinnern, was ihnen fehlte. Ein solcher Scherz liegt ganz außer dem Charakter eines solchen Mannes. Auch würde die treffendste Satyre, auf eine solche Art durch Mißbrauch des Geistes und Styls der wahren Geschichte begründet, ein schlechtes Glück gemacht haben. Zum Gespötte hätte sie dem römischen Leser werden müssen, der jeden Tag Gelegenheit hatte, sich genauer nach dem wahren Charakter der Deutschen zu erkundigen, mit denen die römischen Soldaten damals schon seit länger als hundert Jahren Bekanntschaft gemacht hatten. Die Untugenden, welche die Deutschen vor ihrer Civilisation mit andern halb wilden oder barbarischen Nationen gemein gehabt haben mögen, werden durch das Lob, das Tacitus ihren Tugenden ertheilt, gar nicht weggeleugnet. Er selbst nennt sie Trunkenbolde, die, wenn nicht Jagd oder Krieg sie riefen, Tage und Nächte auf schmutzigem Lager, schlafend, oder müssig, verträumten, die übrige Zeit in lustigen Gelagen durchzechten und durchschmauseten, für das Hauswesen ihre Weiber sorgen ließen, aber auch nüchtern, tollkühn im Glücksspiele, wenn sie nichts mehr zu verlieren hatten, ihre eigene Freiheit einsetzten. Was außerdem noch an diesen muthigen Barbaren nicht zu loben war, ausführlich zu verzeichnen, fand Tacitus vermuthlich überflüssig, da es entweder aus dem Zustande eines uncivilisirten und immer Krieg athmenden Volks sich von selbst verstand, oder wenigstens

sonst nicht nothwendig in ein Gemählde gehörte, das auf die Römer als Sittenspiegel wirken sollte. Aber was die Deutschen vor andern Barbaren auszeichnete, das hervorzuheben war die Absicht des Geschichtschreibers, der so gern das Auszeichnende und Charakteristische mit treffenden und kräftigen Zügen mahlte. Auf dieses Auszeichnende müssen wir achten, wenn wir den Tacitus verstehen, und der Nation, die er uns zuerst genauer kennen lehrt, kein Unrecht thun wollen c).

Nicht alle charakteristischen Züge in der Beschreibung, die Tacitus von der Denkart und den Sitten der alten Deutschen macht, sind von gleicher Merkwürdigkeit für den Geschichtschreiber der Poesie und Beredsamkeit. Aber Einiges unter Mehreren, was der Menschenkenner in dieser Beschreibung nicht übersehen darf, steht mit der ersten Entwickelung sowohl, als mit den Fortschritten des deutschen Geistes und Geschmacks, in genauer Verbindung.

Schon

c) Mit besonderem Fleiße hat Adelung in seinem Buche über die älteste Geschichte der Deutschen zu zeigen gesucht, daß die Deutschen kein edlerer Menschenschlag, als andere kriegerische und freiheitliebende Wilde und Barbaren gewesen, und daß sich Alles, was Tacitus von ihren Tugenden rühmt, auf halb thierische Rohheit und Gefühllosigkeit zurückführen lasse. Ungern scheint er ein Zeugniß zu vermissen, um wahrscheinlich zu machen, daß die Deutschen auch Menschenfresser gewesen. Der Barbar, sagt er, grenze ja immer weit näher an das reissende Thier, als an den durch Kenntniß, Sitten und Geschmack veredelten Weltmann!

Schon vor ihrer Civilisation zeigten die deutschen Völkerschaften, nach dem Tacitus, vor andern Wilden und Barbaren, in ihren kriegerischen Unternehmungen besonders, eine ungemeine praktische Vernunft [d]). Dieselbe Nation focht aber nicht nur mit Enthusiasmus für ihre Freiheit und ihre Fürsten [e]); sie verrieth sogar in ihrem Aberglauben eine besondere Art von Schwärmerei, die dem gemeinen Aberglauben fremd ist. Die Deutschen glaubten, in der Natur des Weibes etwas Uebermenschliches und gewissermaßen Göttliches zu erblicken, um dessentwillen sie dem weiblichen Geschlechte eine besondere Gabe zur Wahrsagung zutraueten [f]). Und gerade diese den Deutschen schon in den ältesten Zeiten eigene Mischung von hervorstechender Vernunft und einer eben so unverkennbaren Neigung zu einer gewissen Schwärmerei offenbart sich durch die ganze Geschichte der deutschen Litteratur immer in dem Verhältnisse, wie diese Litteratur wahrhaft national, und nicht Copie, oder Nachahmung, ausländischer Denkart war. Was wir im Deutschen Schwärmerei nennen, ist nichts anders als enthusiastische Selbsttäuschung; der Enthusias-

d) Von den Catten besonders sagt Tacitus (Germania, 30.): *Multum, ut inter Germanos, rationis ac solertiae*, praeponere electos &c. Der ganzen Nation der Deutschen kam also das Lob, das hier den Catten ertheilt wird, gleichsam schon sprüchwörtlich zu.

e) Wie sonderbar, daß dieselbe Nation, deren höchstes Gut eine rohe Freiheit war, mit solcher Hingebung für ihre Fürsten focht! Infame in omnem vitam ac probrosum, sagt Tacitus von den Deutschen (l. c. 14.), superstitem principi suo ex acie recessisse.

f) Bekannt ist die Stelle (l. c. 8.): Ineſſe quin etiam sanctum aliquid et providum putant (feminis) &c.

thusiasmus aber, oder das edle, gleichsam von einem höheren Wesen der menschlichen Brust eingehauchte Gefühl der Anhänglichkeit an etwas, das uns groß, schön, und gut, oder überhaupt vortrefflich, und unserer Verehrung würdig scheint, dieses Gefühl mußte in der Seele des Deutschen mehr tief und still, als stürmisch und leidenschaftlich, seyn, weil es von einer kühlen Vernunft bewacht wurde; und wo es dennoch in Schwärmerei überging, mußte selbst die schwärmerische Begeisterung die Miene der Vernunft annehmen, und sich dem deutschen Gemüthe durch stillen Ernst, nicht durch Ungestüm, empfehlen. Ein Volk von dieser Denk- und Sinnesart war vor vielen andern empfänglich für die Lehren des Christenthums. Je nachdem seine Vernunft eine praktische, oder speculative Richtung nahm, konnte es, unter günstigen Umständen, sich durch bürgerliche Einrichtungen hervorthun, und große Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten machen. Weniger schien dieses Volk von der Natur zur Poesie berufen, weil die schaffende Einbildungskraft selten mit vorzüglicher Energie sich entwickelt, wo sich die Herrschaft der ruhigen Vernunft durch praktische Bedachtsamkeit ungewöhnlich früh kund thut. Aber wo Vernunft überhaupt mit ungewöhnlicher Stärke wirkt, welche Seelenkraft kann da schlummern?

Wenn auch die Deutschen keine poetische Nation waren, wie die Griechen, oder andere, unter einem wärmeren und heiteren Himmel aufgeblühete Völker, so konnte doch immer, nach der Verschiedenheit der Individuen, in Einigen zur kühnen Dichtungskraft werden, was den Andern nur energische

Denkkraft war. Der Uebergang vom stillen und innigen Enthusiasmus zu poetischen Gefühlen war eben so leicht, als die Ausartung dieses Enthusiasmus in Schwärmerei. Besonders konnte bei einem Volke, wie die Deutschen waren, die Poesie der Liebe leicht etwas werden, was sie im classischen Alterthum nie gewesen war. Mögen die alten Deutschen im gemeinen Leben ihre Weiber, denen sie eine übermenschliche Verwandtschaft mit höheren Naturen zutraueten, eben so herrisch und unsanft behandelt haben, wie das weibliche Geschlecht bei andern wilden und barbarischen Völkern von dem männlichen gewöhnlich behandelt wird; zu einer poetischen Verehrung des Weibes lag darum doch der Keim in der alten germanischen Denkart. Sobald zu dieser Denkart die christlichen Vorstellungen von der Heiligkeit der Jungfrau hinzukamen, die der Welt den Sohn Gottes geboren, waren die Elemente des Stoffs zur neuen Poesie der Liebe beisammen. Es läßt sich auch nicht wohl bezweifeln, daß diese Art von Poesie, die sich erst mit dem Ritterthum in den mittleren Jahrhunderten ganz entwickelte, von den Deutschen ausgegangen ist, die ihre angestammte Denk- und Sinnesart als Eroberer in die cultivirten Länder des südlichen Europa hinübertrugen. Diese Eroberer wurden durch Vermischung mit den Eingebornen bald aus Deutschen zu Italienern, Franzosen, Spaniern und Portugiesen. Aber wenn sie nun auch ihren in Deutschland zurückgebliebenen Brüdern auf dem Wege der Cultur, der Sitten und des Geistes voreilten, so blieb doch das Gepräge ihrer deutschen Abkunft eben so merklich ihrer Poesie, als ihren bürgerlichen Einrichtungen, aufgedrückt. Doch hat keine von ihnen

die

die romantische Poesie der Liebe mit solcher Religiosität behandelt, wie die Deutschen noch in den neuesten Zeiten g).

Was für eine Art von Poesie diejenige gewesen seyn mag, die vor der Einführung des Christenthums, nach dem Berichte des Tacitus, erscholl, wann die Deutschen ihre Schlachtgesänge anstimmten, läßt sich aus den Resten der weit jüngeren, in der Isländischen Edda aufbewahrten, scandinavischen Poesie nur sehr unvollkommen errathen. Die Scandinavier, oder Dänen, Schweden und Norweger, von den Deutschen Normänner genannt, sind ein germanischer Volksstamm. Ihre Sprache beweiset es. Ob aber diese nordischen Germanen nicht schon zur Zeit des Tacitus mehr Vettern, als Brüder, der eigentlichen Deutschen waren, wissen wir nicht. Wenn also auch ihre Religion ungefähr dieselbe war, die sich bei den scandinavischen Völkerschaften bis zur Einführung des Christenthums erhielt, so folgt daraus noch lange nicht, daß die alte deutsche Bardenpoesie nicht auf mehr als eine Art verschieden von der scandinavischen Skaldenpoesie gewesen seyn könne. Wie dem auch sey; in einer noch so rohen Sprache, wie die

g) Vergl. die allgemeine Einleitung zur Gesch. der neueren Poesie und Beredf. vor dem ersten Bande dieses Werks, S. 22 ff. — In Beziehung auf die neueste Poesie der Deutschen verdient hier in Erinnerung gebracht zu werden, was noch neuerlich zwei geistreiche französische Schriftsteller, Hr. v. Villers in einer kleinen Abhandlung über die Art, wie die deutschen Dichter von der Liebe reden, und Hr. Constant in der Vorrede seiner Bearbeitung von Schiller's Wallenstein gesagt haben.

die deutsche zur Zeit des Tacitus ohne Zweifel noch kannte aus dem Munde von Dichtern, die in Wäldern hauseten und kaum auf der untersten Stufe der Cultur standen, wohl keine Poesie hervorgehen, die über die Gesänge anderer wilden oder halbwilden Nationen sehr erhaben war. Möglich bleibt indessen immer, daß diese Poesie, von der sich kein Denkmal erhalten hat, die Grundlage des späteren Heldengesanges ist, der nach der Einführung des Christenthums unter der Herrschaft der Franken entstand.

Um den Anfang der poetischen Cultur der Deutschen genauer zu erforschen, müßten wir auch von der uralten Trennung und Verbindung der verschiedenen germanischen Völkerstämme zuverlässigere Nachrichten haben, als sich bei den Schriftstellern finden. Nicht alle Völker, die von den Römern mit einem gemeinschaftlichen Nahmen Germanen genannt wurden, gehörten zum Stamme der Teuten oder Deutschen. Auch hier entscheidet die Sprache. Diejenige Sprache, die sich selbst die Teutische oder Deutsche nennt, zerfällt in zwei Ur-Dialekte, mit deren Entwickelung und Ausbildung die deutsche Poesie und Beredsamkeit entstanden ist. Der eine dieser deutschen Ur-Dialekte, der ober- oder hochdeutsche verhält sich zu dem zweiten, dem niederdeutschen, ganz anders, als beide sich zu den scandinavischen Sprachen verhalten. Jene beiden Urdialekte lösen sich wieder in eine Menge von Provinzial-Dialekten auf, und gehen durch mancherlei Abänderungen in einander über. Alle haben im Ganzen dieselben Wörter und folgen im Grunde derselben Grammatik,

mark, so sehr auch in Einzelnen und in Nebenverhältnissen die Wörter und die grammatischen Formen dieser Dialekte von einander abweichen. Aber die scandinavischen Sprachen unterscheiden sich von der deutschen nicht nur durch eine große Menge von Wörtern, die man in allen deutschen Dialekten vergebens sucht; sie haben auch grammatische Formen, die charakteristisch den ganzen Mechanismus der Sprache bestimmen, allen deutschen Dialekten aber fremd sind [h]). Tacitus, der zuerst auf zwei Hauptstämme der germanischen Völkerschaften aufmerksam macht, und die Scandinavier den Sueven unterordnet, deren Sprache vermuthlich schon damals eine Art von Hoch- oder Oberdeutsch war, verwechselte also, wie es scheint, durch unvollkommene Nachrichten irre geführt, die erste Abtheilung der germanischen Völkerstämme mit der zweiten. Die ausgebreitete Nation der Germanen theilte sich wahrscheinlich schon damals in den scandinavischen und den teutschen oder deutschen Stamm. Der deutsche Stamm aber theilte sich wieder in die beiden Zweige, die sich durch die hoch- oder oberdeutsche und die niederdeutsche Mundart noch jetzt unterscheiden. Während der großen Völkerwanderung, besonders

und

h) Kein deutscher Dialekt kennt, so viel ich weiß, die scandinavische Bildung des bestimmten Artikels aus dem unbestimmten durch Zurückwerfen des unbestimmten Artikels hinter das Substantiv, z. B. im Schwedischen *mannen*, *fruen*, *huset* (der Mann, die Frau, das Haus) von *en* man, *en* kru, *et* hus (ein Mann, eine Frau, ein Haus). Eben so wenig findet sich in irgend einem deutschen Dialekte eine Spur von der scandinavischen Bildung passiver Zeitwörter aus activen durch ein bloßes s, wie z. B. im schwedischen Aelskas (geliebet werden) von alska (lieben).

war, daß sie lehrreiche eine litterarische Bildung annehmen konnte, sobald nur die große Schwierigkeit, sie zu schreiben, von denen überwunden war, die entweder neue Buchstaben erfanden, oder das lateinische und griechische Alphabet, so gut es möglich war, den deutschen Tönen anpassen mußten. Merkwürdig ist auch, daß dieses älteste Deutsch, das wir kennen, als eine Art von Hochdeutsch zu den Dialekten gehört, an deren Entwickelung das Schicksal die ganze geistige Bildung der deutschen Nation vorzüglich knüpfen wollte i).

Viel-

i) Genauere Untersuchungen über die Mösogothen und ihre Sprache gehören nicht hierher. Man findet auch Alles, was darüber vorzüglich nachzusehen ist, beisammen in der trefflichen Ausgabe des Ulfilas, nach Ihre, von Johann Christian Zahn (Weissenfels, 1805, in 4.). Die mösogothische Sprachlehre, die dieser Ausgabe beigefügt ist, muß auch den letzten Zweifel derer niederschlagen, die noch der alten Grille anhängen möchten, als stammten die Gothen aus Schweden ab, weil es doch dort ein Gothland giebt. Wie es gekommen, daß einmal ein Schwarm von Gothen sich nach Schweden hinübergeschlagen und vielleicht mit den Suionen vermischt hat, kann uns hier gleichgültig seyn. Eine der sonderbarsten grammatischen Eigenheiten der Sprache des Ulfilas ist der Dual, dem Griechischen ähnlich. Wie die gothische Sprache vom Hochdeutschen sich zum Niederdeutschen neigt, verrathen schon die Zahlwörter Ains, twai, thrins oder thrija u. s. w. Auch findet man im Gothischen mehrere angelsächsische, nach im Englischen vorhandene Wörter, z. B. *quath* (er sagte) von quithan, im Englischen *quoth*; *suns* (bald), im Englischen *soon*. Das gothische *Jah* (und) ist auch dem ältesten fränkischen Dialekte eigen. Das Hoch- oder Oberdeutsche, als eigentliche Basis der gothischen Sprache, blickt überall hervor; z. B. in der Uebersetzung der bekannten Stelle des Evangeliums: "Wenn dich dein Auge ärgert"

Vielleicht wären die übrigen deutschen Dialekte um die Zeit, als Ulfilas die Evangelien übersetzte, noch nicht so kultivirt, wie der gothische. Denn das ganze große Volk der Gothen war damals längst aus Deutschland ausgewandert. Es wohnte zum Theil an der Weichsel, zum Theil an der Donau, in Ländern, die jetzt zu Ungarn und Siebenbürgen gehören, bis an das schwarze Meer hinauf. In mehreren dieser Gegenden hatte es griechische und römische Cultur gefunden, von der es also auch in seine Sprache Manches aufgenommen haben konnte. Aber die gothische Sprache würde untergegangen seyn, auch wenn das Volk, dem sie angehörte, glücklicher in der Behauptung der großen Eroberungen gewesen wäre, durch die es sich im sechsten Jahrhundert die schönsten europäischen Provinzen des alten römischen Reichs unterwarf. Die Ostgothen würden, auch wenn ihr Reich in Italien länger bestanden wäre, zu Italienern geworden seyn und Italienisch sprechen gelernt haben, wie die Westgothen in Spanien zu Spaniern wurden und Spanisch sprechen lernten.

gert" ꝛc. Jabai (wenn) augo thein — marzjai (ärgert) thuk (dich), ustagg ita (im Englischen take it out). — Batizo (Baß, besser) ist auk (auch) thus (dir), ei fraquistnai (daß verloren gehe) ains lithiwe (Glieder) theineize (deiner), jah ni (und nicht) allate leik thain (aller Leib dein; dein ganzer Leib; leik vom alten Leich; daher Leichnam) &c. Oder (Evang. Matthäi, c. 26.), wo es von Petrus heißt: Mit aitha swarands (eidlich schwörend), thatei ni kann (daß ich nicht kenne) thana mannen (diesen Menschen). — Aber ich wollte durch diese Anmerkung die Freunde der deutschen Sprache nur aufmerksamer auf ein Buch machen, das ohne die liberalste Aufopferung der Zeit und Kräfte des Herausgebers wohl nie so lesbar geworden wäre.

zeichnet, so würde der ernste und strenge Geschichtschreiber Tacitus sich eines sehr gemeinen Scherzes schuldig gemacht haben, als er gerade die Deutschen vor andern Nationen wählte, durch ein historisches Gemählde roher, aber unverdorbener Sitten seine Römer an das zu erinnern, was ihnen fehlte. Ein solcher Scherz liegt ganz außer dem Charakter eines solchen Mannes. Auch würde die treffendste Satyre, auf eine solche Art durch Mißbrauch des Geistes und Styls der wahren Geschichte begründet, ein schlechtes Glück gemacht haben. Zum Gespötte hätte sie dem römischen Leser werden müssen, der jeden Tag Gelegenheit hatte, sich genauer nach dem wahren Charakter der Deutschen zu erkundigen, mit denen die römischen Soldaten damals schon seit länger als hundert Jahren Bekanntschaft gemacht hatten. Die Untugenden, welche die Deutschen vor ihrer Civilisation mit andern halb wilden oder barbarischen Nationen gemein gehabt haben mögen, werden durch das Lob, das Tacitus ihren Tugenden ertheilt, gar nicht weggeleugnet. Er selbst nennt sie Trunkenbolde, die, wenn nicht Jagd oder Krieg sie riefen, Tage und Nächte auf schmutzigem Lager, schlafend, oder müssig, verträumten, die übrige Zeit in lustigen Gelagen durchzechten und durchschmauseten, für das Hauswesen ihre Weiber sorgen ließen, aber auch nüchtern, tollkühn im Glücksspiele, wenn sie nichts mehr zu verlieren hatten, ihre eigene Freiheit einsetzten. Was außerdem noch an diesen muthigen Barbaren nicht zu loben war, ausführlich zu verzeichnen, fand Tacitus vermuthlich überflüssig, da es entweder aus dem Zustande eines uncivilisirten und immer Krieg athmenden Volks sich von selbst verstand, oder wenigstens

sens nicht nothwendig in ein Gemählde gehörte, das auf die Römer als Sittenspiegel wirken sollte. Aber was die Deutschen vor andern Barbaren auszeichnete, das hervorzuheben war die Absicht des Geschichtschreibers, der so gern das Auszeichnende und Charakteristische mit treffenden und kräftigen Zügen mahlte. Auf dieses Auszeichnende müssen wir achten, wenn wir den Tacitus verstehen, und der Nation, die er uns zuerst genauer kennen lehrt, kein Unrecht thun wollen *).

Nicht alle charakteristischen Züge in der Beschreibung, die Tacitus von der Denkart und den Sitten der alten Deutschen macht, sind von gleicher Merkwürdigkeit für den Geschichtschreiber der Poesie und Beredsamkeit. Aber Einiges unter Mehreren, was der Menschenkenner in dieser Beschreibung nicht übersehen darf, steht mit der ersten Entwickelung sowohl, als mit den Fortschritten des deutschen Geistes und Geschmacks, in genauer Verbindung.

Schon

*) Mit besonderem Fleiße hat Adelung in seinem Buche über die älteste Geschichte der Deutschen zu zeigen gesucht, daß die Deutschen kein edlerer Menschenschlag, als andere kriegerische und freiheitliebende Wilde und Barbaren gewesen, und daß sich Alles, was Tacitus von ihren Tugenden rühmt, auf halb thierische Rohheit und Gefühllosigkeit zurückführen lasse. Ungern scheint er ein Zeugniß zu vermissen, um wahrscheinlich zu machen, daß die Deutschen auch Menschenfresser gewesen. Der Barbar, sagt er, grenze ja immer weit näher an das reissende Thier, als an den durch Kenntniß, Sitten und Geschmack veredelten Weltmann!

Schon vor ihrer Civilisation zeigten die deutschen Völkerschaften, nach dem Tacitus, vor andern Wilden und Barbaren, in ihren kriegerischen Unternehmungen besonders, eine ungemeine praktische Vernunft [d]). Dieselbe Nation focht aber nicht nur mit Enthusiasmus für ihre Freiheit und ihre Fürsten [e]); sie verrieth sogar in ihrem Aberglauben eine besondere Art von Schwärmerei, die dem gemeinen Aberglauben fremd ist. Die Deutschen glaubten, in der Natur des Weibes etwas Uebermenschliches und gewissermaßen Göttliches zu erblicken, um dessentwillen sie dem weiblichen Geschlechte eine besondere Gabe zur Wahrsagung zutraueten [f]). Und gerade diese den Deutschen schon in den ältesten Zeiten eigene Mischung von hervorstechender Vernunft und einer eben so unverkennbaren Neigung zu einer gewissen Schwärmerei offenbart sich durch die ganze Geschichte der deutschen Litteratur immer in dem Verhältnisse, wie diese Litteratur wahrhaft national, und nicht Copie, oder Nachahmung, ausländischer Denkart war. Was wir im Deutschen Schwärmerei nennen, ist nichts anders als enthusiastische Selbsttäuschung; der Enthusias-

d) Von den Catten besonders sagt Tacitus (Germania, 30.): *Multum, ut inter Germanos, rationis ac solertiae*, praeponere electos &c. Der ganzen Nation der Deutschen kam also das Lob, das hier den Catten ertheilt wird, gleichsam schon sprüchwörtlich zu.

e) Wie sonderbar, daß dieselbe Nation, deren höchstes Gut eine rohe Freiheit war, mit solcher Hingebung für ihre Fürsten focht! Infame in omnem vitam ac probrosum, sagt Tacitus von den Deutschen (l. c. 14.), superstitem principi suo ex acie recessisse.

f) Bekannt ist die Stelle (l. c. 8.): Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant (feminis) &c.

chusiasmus aber, oder das edle, gleichsam von einem höheren Wesen der menschlichen Brust eingehauchte Gefühl der Anhänglichkeit an etwas, das uns groß, schön, und gut, oder überhaupt vortrefflich, und unserer Verehrung würdig scheint, dieses Gefühl mußte in der Seele des Deutschen mehr tief und still, als stürmisch und leidenschaftlich, seyn, weil es von einer kühlen Vernunft bewacht wurde; und wo es dennoch in Schwärmerei überging, mußte selbst die schwärmerische Begeisterung die Miene der Vernunft annehmen, und sich dem deutschen Gemüthe durch stillen Ernst, nicht durch Ungestüm, empfehlen. Ein Volk von dieser Denk- und Sinnesart war vor vielen andern empfänglich für die Lehren des Christenthums. Je nachdem seine Vernunft eine praktische, oder speculative Richtung nahm, konnte es, unter günstigen Umständen, sich durch bürgerliche Einrichtungen hervorthun, und große Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten machen. Weniger schien dieses Volk von der Natur zur Poesie berufen, weil die schaffende Einbildungskraft selten mit vorzüglicher Energie sich entwickelt, wo sich die Herrschaft der ruhigen Vernunft durch praktische Bedachtsamkeit ungewöhnlich früh kund thut. Aber wo Vernunft überhaupt mit ungewöhnlicher Stärke wirkt, welche Seelenkraft kann da schlummern?

Wenn auch die Deutschen keine poetische Nation waren, wie die Griechen, oder andere, unter einem wärmeren und heiteren Himmel aufgeblühete Völker, so konnte doch immer, nach der Verschiedenheit der Individuen, in Einigen zur kühnen Dichtungskraft werden, was den Andern nur energische

Denkkraft war. Der Uebergang vom ſtillen und innigen Enthuſiasmus zu poetiſchen Gefühlen war eben ſo leicht, als die Ausartung dieſes Enthuſiasmus in Schwärmerei. Beſonders konnte bei einem Volke, wie die Deutſchen waren, die Poeſie der Liebe leicht etwas werden, was ſie im claſſiſchen Alterthum nie geweſen war. Mögen die alten Deutſchen im gemeinen Leben ihre Weiber, denen ſie eine übermenſchliche Verwandtſchaft mit höheren Naturen zutraueten, eben ſo herriſch und unſanft behandelt haben, wie das weibliche Geſchlecht bei andern wilden und barbariſchen Völkern von dem männlichen gewöhnlich behandelt wird; zu einer poetiſchen Verehrung des Weibes lag darum doch der Keim in der alten germaniſchen Denkart. Sobald zu dieſer Denkart die chriſtlichen Vorſtellungen von der Heiligkeit der Jungfrau hinzukamen, die der Welt den Sohn Gottes geboren, waren die Elemente des Stoffs zur neuen Poeſie der Liebe beiſammen. Es läßt ſich auch nicht wohl bezweifeln, daß dieſe Art von Poeſie, die ſich erſt mit dem Ritterthum in den mittleren Jahrhunderten ganz entwickelte, von den Deutſchen ausgegangen iſt, die ihre angeſtammte Denk- und Sinnesart als Eroberer in die cultivirten Länder des ſüdlichen Europa hinübertrugen. Dieſe Eroberer wurden durch Vermiſchung mit den Eingebornen bald aus Deutſchen zu Italienern, Franzoſen, Spaniern und Portugieſen. Aber wenn ſie nun auch ihren in Deutſchland zurückgebliebenen Brüdern auf dem Wege der Cultur, der Sitten und des Geiſtes voreilten, ſo blieb doch das Gepräge ihrer deutſchen Abkunft eben ſo merklich ihrer Poeſie, als ihren bürgerlichen Einrichtungen, aufgedrückt. Doch hat keine von ihnen

die

die romantische Poesie der Liebe mit solcher Religiosität behandelt, wie die Deutschen noch in den neuesten Zeiten z).

Was für eine Art von Poesie diejenige gewesen seyn mag, die vor der Einführung des Christenthums, nach dem Berichte des Tacitus, erscholl, wann die Deutschen ihre Schlachtgesänge anstimmten, läßt sich aus den Resten der weit jüngeren, in der Isländischen Edda aufbewahrten, scandinavischen Poesie nur sehr unvollkommen errathen. Die Scandinavier, oder Dänen, Schweden und Norweger, von den Deutschen Normänner genannt, sind ein germanischer Volksstamm. Ihre Sprache beweiset es. Ob aber diese nordischen Germanen nicht schon zur Zeit des Tacitus mehr Vettern, als Brüder, der eigentlichen Deutschen waren, wissen wir nicht. Wenn also auch ihre Religion ungefähr dieselbe war, die sich bei den scandinavischen Völkerschaften bis zur Einführung des Christenthums erhielt, so folgt daraus noch lange nicht, daß die alte deutsche Bardenpoesie nicht auf mehr als eine Art verschieden von der scandinavischen Skaldenpoesie gewesen seyn könne. Wie dem auch sey; in einer noch so rohen Sprache, wie die

z) Vergl. die allgemeine Einleitung zur Gesch. der neueren Poesie und Beredf. vor dem ersten Bande dieses Werks, S. 22 ff. — In Beziehung auf die neueste Poesie der Deutschen verdient hier in Erinnerung gebracht zu werden, was noch neuerlich zwei geistreiche französische Schriftsteller, Hr. v. Villers in einer kleinen Abhandlung über die Art, wie die deutschen Dichter von der Liebe reden, und Hr. Constant in der Vorrede seiner Bearbeitung von Schiller's Wallenstein gesagt haben.

die deutsche zur Zeit des Tacitus ohne Zweifel war, kommt aus dem Munde von Dichtern, die in Wäldern hauseten und kaum auf der untersten Stufe der Cultur standen, wohl keine Poesie hervorgehen, die über die Gesänge anderer wilden oder halbwilden Nationen sehr erhaben war. Möglich bleibt indessen immer, daß diese Poesie, von der sich kein Denkmal erhalten hat, die Grundlage des spätern Heldengesanges ist, der nach der Einführung des Christenthums unter der Herrschaft der Franken entstand.

Um den Anfang der poetischen Cultur der Deutschen genauer zu erforschen, müßten wir auch von der uralten Trennung und Verbindung der verschiedenen germanischen Völkerstämme zuverlässigere Nachrichten haben, als sich bei den Schriftstellern finden. Nicht alle Völker, die von den Römern mit einem gemeinschaftlichen Nahmen Germanen genannt wurden, gehörten zum Stamme der Teuten oder Deutschen. Auch hier entscheidet die Sprache. Diejenige Sprache, die sich selbst die Teutische oder Deutsche nennt, zerfällt in zwei Ur-Dialekte, mit deren Entwickelung und Ausbildung die deutsche Poesie und Beredsamkeit entstanden ist. Der eine dieser deutschen Ur-Dialekte, der ober- oder hochdeutsche verhält sich zu dem zweiten, dem niederdeutschen, ganz anders, als beide sich zu den scandinavischen Sprachen verhalten. Jene beiden Urdialekte lösen sich wieder in eine Menge von Provinzial-Dialekten auf, und gehen durch mancherlei Abänderungen in einander über. Alle haben im Ganzen dieselben Wörter und folgen im Grunde derselben Gram-

matik,

mehr; so sehr auch im Einzelnen und in Nebenverhältnissen die Wörter und die grammatischen Formen dieser Dialekte von einander abweichen. Aber die scandinavischen Sprachen unterscheiden sich von der deutschen nicht nur durch eine große Menge von Wörtern, die man in allen deutschen Dialekten vergebens sucht; sie haben auch grammatische Formen, die charakteristisch den ganzen Mechanismus der Sprache bestimmen, allen deutschen Dialekten aber fremd sind [h]). Tacitus, der zuerst auf zwei Hauptstämme der germanischen Völkerschaften aufmerksam macht, und die Scandinavier den Sueven unterordnet, deren Sprache vermuthlich schon damals eine Art von Hoch- oder Oberdeutsch war, verwechselt also, wie es scheint, durch unvollkommene Nachrichten irre geführt, die erste Abtheilung der germanischen Völkerstämme mit der zweiten. Die ausgebreitete Nation der Germanen theilte sich wahrscheinlich schon damals in den scandinavischen und den teutschen oder deutschen Stamm. Der deutsche Stamm aber theilte sich wieder in die beiden Zweige, die sich durch die hoch- oder oberdeutsche und die niederdeutsche Mundart noch jetzt unterscheiden. Während der großen Völkerwanderung, besonders

im

h) Kein deutscher Dialekt kennt, so viel ich weiß, die scandinavische Bildung des bestimmten Artikels aus dem unbestimmten durch Zurückwerfen des unbestimmten Artikels hinter das Substantiv, z. B. im Schwedischen *mannen*, *fruen*, *huset* (der Mann, die Frau, das Haus) von *en* man, *en* fru, *et* hus (ein Mann, eine Frau, ein Haus). Eben so wenig findet sich in irgend einem deutschen Dialekte eine Spur von der scandinavischen Bildung passiver Zeitwörter aus activen durch ein bloßes s, wie z. B. im schwedischen Aelskas (geliebet werden) von älska (lieben).

im fünften und sechsten Jahrhundert, wechselten auf mannichfaltige Art die Territorien der beiden Ur-Dialekte im südlichen und nördlichen Deutschland. Durch die Vermischung mehrerer deutschen Völkerschaften wurden auch die uralten Dialekte vermischt. Um so mehr dürfen wir uns verwundern, nach einem so wilden Durcheinanderfallen der Völkerschaften und der Dialekte in Deutschland, die Grenze zwischen den beiden Territorien des hoch- oder oberdeutschen und des niederdeutschen Ur-Dialekts so ziemlich genau durch eine einzige geographische Linie bezeichnen zu können, die sich ungefähr von den niederländischen Küsten, wo die flamändische Sprache der französischen Platz macht, über Aachen, Göttingen und Wittenberg bis hoch an der Küste der Ostsee hinaufzieht. Denn nur im Süden dieser Linie finden wir noch die mancherlei Dialekte einheimisch, in welche der uralte hoch- oder oberdeutsche Urdialekt zerfällt. Im Norden dieser Linie ist der niederdeutsche Urdialekt noch immer Volkssprache, auch seit der Einwanderung des Hochdeutschen, das jetzt allgemeine Sprache der Litteratur und der höheren Stände überall geworden ist, wo deutsch geredet wird. Durch eben so zufällige Ursachen, wie die, welche das Hochdeutsche in Niederdeutschland eingeführt haben, ist die holländische Sprache, dieser vorzüglich cultivirte niederdeutsche Provinzialdialekt, und mit ihr die holländische Litteratur, von der deutschen völlig getrennt worden. Wenn nun aus der allgemeinen Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit die holländische Litteratur nicht ohne Grund ausgeschlossen wird, weil sie sich seit ihrer nationalen Entstehung völlig von der deutschen abgesondert hat, so darf noch weniger ein

Theil

Theil der scandinavischen Litteratur, auch nicht der älteren, in den Umkreis der deutschen herübergezogen werden, da die Scandinavier, obgleich von gemeinschaftlicher Ur-Abstammung mit den Deutschen, doch nie eine Sprache geredet zu haben scheinen, die für einen Dialekt der deutschen angesehen werden dürfte [hh]).

Aber die Gothen, die man so oft mit den Scandinaviern verwechselt hat, waren Deutsche. Die mösogothische Sprache, in welche der Bischof Ulfilas um die Mitte des vierten Jahrhunderts die christlichen Evangelien übersetzte, ist eine Art von Hochdeutsch, mit niederdeutschen und fremden, vielleicht thrazischen Wörtern gemischt, beim ersten Anblicke kaum kenntlich, auch in dieser Uebersetzung vermuthlich nach dem Griechischen gemodelt, dennoch nahe verwandt mit dem bald darauf in der ältesten Geschichte der deutschen Litteratur erscheinenden fränkischen Dialekte, und in den meisten grammatischen Formen von den deutschen Dialekten überhaupt nicht wesentlich verschieden. Diese älteste Urkunde einer germanischen Sprache ist nicht nur durch ihr hohes Alter ehrwürdig; sie zeigt uns auch, wie die deutsche Sprache schon damals, vor vierzehn hundert Jahren, so reich und so gut organisirt war,

hh) Zur gründlichen Kenntniß der ursprünglichen Verschiedenheit der deutschen Dialekte findet sich eine Anleitung in mehreren schätzbaren Schriften, deren Verzeichniß man in Koch's Compendium der deutschen Litteraturgeschichte (I. Th. S. 13.) nachsehen kann. Vorzüglich verdient empfohlen zu werden das auch dort gelobte Werk von Carl Michaeler: Tabulae parallelae antiquissimorum Teutonicae linguae dialectorum. Oeniponte, 1776. 8.

war, daß sie sehr leicht eine litterarische Bildung annehmen konnte, sobald nur die große Schwierigkeit, sie zu schreiben, von denen überwunden war, die entweder neue Buchstaben erfanden, oder das lateinische und griechische Alphabet, so gut es möglich war, den deutschen Tönen anpassen mußten. Merkwürdig ist auch, daß dieses älteste Deutsch, das wir kennen, als eine Art von Hochdeutsch zu den Dialekten gehört, an deren Entwickelung das Schicksal die ganze geistige Bildung der deutschen Nation vorzüglich knüpfen wollte [1]).

Viel-

1) Genauere Untersuchungen über die Mösogothen und ihre Sprache gehören nicht hierher. Man findet auch Alles, was darüber vorzüglich nachzusehen ist, beisammen in der trefflichen Ausgabe des Ulfilas, nach Ihre, von Johann Christian Zahn (Weissenfels, 1805, in 4.). Die mösogothische Sprachlehre, die dieser Ausgabe beigefügt ist, muß auch den letzten Zweifel derer niederschlagen, die noch der alten Grille anhängen möchten, als stammten die Gothen aus Schweden ab, weil es doch dort ein Gothland giebt. Wie es gekommen, daß einmal ein Schwarm von Gothen sich nach Schweden hinübergeschlagen und vielleicht mit den Suionen vermischt hat, kann uns hier gleichgültig seyn. Eine der sonderbarsten grammatischen Eigenheiten der Sprache des Ulfilas ist der Dual, dem Griechischen ähnlich. Wie die gothische Sprache vom Hochdeutschen sich zum Niederdeutschen neigt, verrathen schon die Zahlwörter Ains, twai, thrins oder thrija u. s. w. Auch findet man im Gothischen mehrere angelsächsische, auch im Englischen vorhandene Wörter, z. B. *quath* (er sagte) von quithan, im Englischen *quoth*; *suns* (bald), im Englischen *soon*. Das gothische *Jah* (und) ist auch dem ältesten fränkischen Dialekte eigen. Das Hoch- oder Oberdeutsche, als eigentliche Basis der gothischen Sprache, blickt überall hervor; z. B. in der Uebersetzung der bekannten Stelle des Evangeliums: "Wenn dich dein Auge ärgert"

Vielleicht waren die übrigen deutschen Dialekte um die Zeit, als Ulfilas die Evangelien übersetzte, noch nicht so cultivirt, wie der gothische. Denn das ganze große Volk der Gothen war damals längst aus Deutschland ausgewandert. Es wohnte zum Theil an der Weichsel, zum Theil an der Donau, in Ländern, die jetzt zu Ungarn und Siebenbürgen gehören, bis an das schwarze Meer hinauf. In mehreren dieser Gegenden hatte es griechische und römische Cultur gefunden, von der es also auch in seine Sprache Manches aufgenommen haben konnte. Aber die gothische Sprache würde untergegangen seyn, auch wenn das Volk, dem sie angehörte, glücklicher in der Behauptung der großen Eroberungen gewesen wäre, durch die es sich im sechsten Jahrhundert die schönsten europäischen Provinzen des alten römischen Reichs unterwarf. Die Ostgothen würden, auch wenn ihr Reich in Italien länger bestanden wäre, zu Italienern geworden seyn und Italienisch sprechen gelernt haben, wie die Westgothen in Spanien zu Spaniern wurden und Spanisch sprechen lernten.

gert" ꝛc. Jabai (wenn) augo thein — marzjai (ärgert) thuk (dich), ustagg ita (im Englischen take it out). — Batizo (Baß, besser) ist auk (auch) thus (dir), ei fraquistnai (daß verloren gehe) ains lithiwe (Glieder) theincize (deiner), jah ni (und nicht) allate leik thain (aller Leib dein; dein ganzer Leib; leik vom alten Leich; daher Leichnam) &c. Oder (Evang. Matthäi, c. 26.), wo es von Petrus heißt: Mit aitha swarands (eidlich schwörend), thatei ni kann (daß ich nicht kenne) thana mannen (diesen Menschen). — Aber ich wollte durch diese Anmerkung die Freunde der deutschen Sprache nur aufmerksamer auf ein Buch machen, das ohne die liberalste Aufopferung der Zeit und Kräfte des Herausgebers wohl nie so lesbar geworden wäre.

lernten. Von aller Cultur, die dort noch immer zu finden war, kam den deutschen Völkern, die im Vaterlande zurückgeblieben waren, lange Zeit nichts zu Gute. Am Rheine waren zwar schon zu Anfange des vierten Jahrhunderts die Bisthümer zu Maynz, Cölln und Trier gestiftet; aber die erschütternden Bewegungen, die mit der Stiftung der fränkischen Monarchie verbunden waren, richteten im ganzen westlichen Theile von Deutschland fast Alles zu Grunde, was an römische Civilisation erinnerte. Auf die Schicksale der fränkischen Monarchie müssen wir in der älteren Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit vorzüglich unsere Aufmerksamkeit richten. Die Sprache der Gothen ging die übrigen deutschen Völker wenig an. Aber das fränkische Deutsch wurde die Grundlage der schönen Litteratur der gesammten deutschen Nation.

Es mag seyn, was einige Geschichtforscher behaupten, daß der Anfang des deutschen Völkervereins, der schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts unter dem Nahmen Franken bekannt wurde, im nördlichsten Deutschland zu suchen, und daß dort eine besondere niederdeutsche Völkerschaft zuerst so geheißen. Als die Franken gegen das Ende des fünften Jahrhunderts unter ihrem Chlodwig durch die Eroberung eines Theils von Gallien und Deutschland das große fränkische Reich gründeten, das nachher in ein Frankreich und ein deutsches Reich zerfiel, vereinigte ihr Nationalnahme schon eine Menge, meistens hochdeutscher Völkerschaften. Auch die hochdeutsch redenden Alemannen, deren Nationalnahme in der Folge von den Franzosen auf alle Deutsche übertragen wurde, schmol-

zen mit den Franken, denen sie sich erst nach der blutigen Niederlage bei Zülpich im Jahre 496 unterwörfen hatten, unvermerkt zusammen. Eine Gesammtsprache aller deutschen der fränkischen Monarchie einverleibten Völkerschaften gab es nun wohl nicht. Aber schon die ältesten Denkmäler, die sich von der fränkisch-deutschen Sprache erhalten haben, sind wahres Hoch- oder Oberdeutsch, gemischt mit einigen niederdeutschen Wörtern [k]). Die Umstände brachten auch mit sich, daß am Hofe des fränkischen Monarchen eine deutsche Hofsprache entstehen mußte. Denn die Franken waren viel zu stolz auf ihre deutsche Abkunft, als daß sie unter einander die Sprache der von ihnen unterjochten und lange Zeit verachteten römischen Provinzialen in Frankreich hätten reden sollen. Auch gab es ja kein Frankreich, das von dem deutschen Theile der fränkischen Monar-

k) Freilich weicht dieses fränkische Hochdeutsch von unsrer gegenwärtigen deutschen Gesammtsprache so weit ab, daß man, ohne es mit Hülfe eines Glossars studirt zu haben, den Sinn zuweilen nicht einmal errathen kann. In andern Fällen stimmt dieses tausend Jahr alte Deutsch mit dem neueren desto deutlicher überein. Ich wähle zum Beispiele eine Stelle aus der fränkischen Uebersetzung der Schrift Isidor's De nativitate domini. Dieses Denkmal der älteren deutschen Sprache ist nach Einigen aus dem siebenten, nach Andern aus dem sechsten Jahrhundert. (S. Schilter's trefflichen Thesaurus antiquitatum Teutonicarum, Tom I.) — Ubar dhaz ist auh hear bifore fona dema heiligin geiste (über dieß ist auch hier vor — noch zu reden — von dem heiligen Geiste), fona des gotnissu (von dessen Gottheit), joh dhaz is Gotes gheist ist (und daß er Gottes Geist ist), sus quhad Job (wie Hiob spricht. Sus, das Niederdeutsche *Süs* für Also, im Englischen *thus*. *Quhad* wieder das englische *Quoth*).

Monarchie verschieden gewesen wäre, bis auf den Vertrag von Verdün im Jahre 843. Daß bis dahin, also beinahe vier Jahrhunderte hindurch, die deutsche Sprache auch in Frankreich Hofsprache gewesen, läßt sich nicht bezweifeln. Denn kein Geschichtschreiber meldet uns, daß Carl der Große, den die Franzosen sich so gern als einen der größten ihrer Könige zueignen, dem romanischen Volksidiom, das damals in Frankreich aus dem verdorbenen Latein entstand, jemals die mindeste Aufmerksamkeit erwiesen. Aber daß Carl der Große mitten unter seinen politischen und militärischen Beschäftigungen auf die Cultur der deutschen Sprache bedacht gewesen, und selbst auf eine deutsche Grammatik gesonnen hat, meldet sein Biograph Eginhard, der selbst unter den Umgebungen dieses größten aller deutschen Fürsten gelebt hatte und sein Secretär gewesen war, ausdrücklich. Gewiß wird dieser staatskluge Monarch, dessen damals noch neue Dynastie nicht über allen Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit ihrer Stiftung erhaben war, nicht versäumt haben, sich auch durch Beibehaltung der eingeführten Hofsprache als Nachfolger der Könige vom merovingischen Stamme zu bewähren. Er würde also gewiß die romanische Sprache, die damals in Frankreich aus der lateinischen entstand, ausgezeichnet haben, wenn diese schon am Hofe der Merovinger etwas gegolten hätte [1]).

Unter

1) Es ist sonderbar, daß man in Frankreich noch immer das Vorurtheil hegt, das die Franken schon unter den Merovingern zu Franzosen, und den Eroberer Chlodwig schon zum Könige von Frankreich macht. Aus der Vermischung deutscher Franken mit Nachkommen der alten

Unter der Regierung der merovingischen Könige, vom Jahre 486 bis 752, arbeitete sich die fränkische Nation kaum aus der ersten Rohheit heraus, die sie aus den deutschen Wäldern in das eroberte Gallien mitgebracht hatte. Ein charakteristischer Geist der Härte, Wildheit und Unbändigkeit scheint dem Frankenbunde seit seiner Entstehung mehr, als den übrigen deutschen Völkerschaften, eigen gewesen zu seyn. Selbst von den Gothen und Burgundern wurden die Franken anfangs Barbaren genannt m). Als sie in Gallien die Reste des römischen Luxus kennen lernten, wurden ihre Sitten städtischer, aber nicht feiner; und von allen Tugenden, die bei den älteren Deutschen national gewesen seyn sollen, schienen die Franken, außer der Tapferkeit, keine zu achten. An Selbstgefühle fehlte es ihnen nicht. Nach dem Anfange ihres salischen Gesetzbuches zu urtheilen, hielten sie sich für die edelste Nation der Welt n). Aber ihre ganze Geschichte unter den merovingischen Königen ist nicht viel

alten Gallier und der römischen Provinzialen in Gallien entstanden damals erst Franzosen. Der Kern der fränkischen Nation blieb auch in Frankreich lange Zeit deutsch. Der erste König von Frankreich ist Carl der Kahle, der Enkel Carls des Großen. Bis auf ihn war Frankreich nur ein Theil der fränkischen Monarchie, und die fränkische Monarchie war eine deutsche.

m) S. die Zeugnisse in Schmidt's Gesch. der Deutschen, Band I. Seite 209.

n) In der Vorrede zu den salischen Gesetzen heißen die Franken Gens Francorum inclyta, auctore Deo condita, fortis in armis, firma pacis foedere, profunda in consilio, corpore nobilis &c.

viel mehr, als eine Verkettung von Gewaltthätigkeiten und Ränken, Meineiden, Verräthereien, Mordthaten und Räubereien. Das Chriſtenthum, zu dem ſie ſich ſeit Chlodwig's Bekehrung bekannten, wirkte ſehr wenig auf ihre Sitten. Was einige ihrer Könige für die geiſtige Veredelung der Nation zu thun ſchienen, bezog ſich nur auf den öffentlichen Gottesdienſt. Latein mußten diejenigen lernen, die geiſtliche Aemter bekleiden wollten. Von nationaler Poeſie der Franken unter den Merovingern iſt kaum ein einziges unzweideutiges Denkmal vorhanden. Dennoch ſcheint dieſe Zeit der ausſchweifendſten Barbarei in der Geſchichte der Deutſchen fruchtbar an poetiſchen Sagen geweſen zu ſeyn, aus denen in den folgenden Jahrhunderten eine Art von nationalem Epos entſtand. Vielleicht, oder wahrſcheinlich, waren auch die deutſchen Lieder, die Carl der Große hat ſammeln wollen, fränkiſche Heldengeſänge aus der Zeit der Merovinger, und nicht, wie Viele glauben, alte Bardenlieder, von denen ſich nach der Einführung des Chriſtenthums ſchwerlich etwas erhalten haben konnte °). Die fränkiſche Sprache mußte ſich aber noch in der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts, als der Biſchof Kero die Regel des heil. Benedicts in das Deutſche überſetzte, zuweilen ſclaviſch nach der lateiniſchen richten, wenn ſie geſchrieben wurde °°).

Unter

o) Man vergleiche Adelung's Aelteſte Geſchichte der Deutſchen, S. 390.

oo) Man leſe z. B. nur folgende wenigen Worte: Municho fioreo vuesan chunni, chund iſt, das iſt, Wort für Wort überſetzt, das lateiniſche: Monachorum quatuor eſſe genera, manifeſtum eſt.

Unter der Regierung Carl's des Großen scheint der Geist der deutschen Nation weder mehr, noch weniger poetisch gewesen zu seyn, als vorher. Ein neues politisches Interesse mußte damals jedes andere verschlingen. Carl's Zeitalter mußte für künftige Generationen den Stoff zu heroischen Dichtungen liefern. So glorreich war der fränkische Nahme noch nicht gewesen. Durch Carl's Eroberungen wurden die Franken zur ersten Nation in Europa. Die Erneuerung der römischen Kaiserwürde in der Person dieses großen Mannes warf einen neuen Glanz auf die Nation, der er angehörte. Carl selbst schien auf den deutschen Theil seines ungeheuren Reichs vorzüglich zu achten. Sein gewöhnlicher Aufenthalt in Friedenszeiten war am Niederrhein in Deutschland. Durch Carl's siegreiche Waffen wurden zum ersten Male alle deutschen Völkerschaften, die nicht ausgewandert waren, vereinigt unter Einer Religion und Einem Herrscher. Carl that mehr, als alle fränkischen Könige vor ihm, bei den Deutschen den Sinn für Kunst und Wissenschaft zu wecken. Aber es gab doch immer nur noch ein fränkisches, kein deutsches Reich, kein allgemeines deutsches Nationalinteresse. Die Vereinigung Deutschlands mit Frankreich in einer einzigen Monarchie war zwar den Deutschen eher vortheilhaft, als schädlich. Sie beschleunigte die Civilisirung der deutschen Provinzen nach dem Muster der bürgerlichen Einrichtungen des fränkischen Galliens. Die politische Vereinigung mit dem fränkischen Gallien war auch den deutschen Völkerschaften bei weitem nicht so lästig, als der Verlust ihrer alten Unabhängigkeit im Ganzen. Die Allemannen und Baiern hingen weit mehr an ihren Herzogen, als

an dem gemeinschaftliche Kaiser und König. Die Thüringer mußten verschmerzen lernen, daß sie noch nicht lange zuvor ihrem eigenen Könige gehorcht hatten. Am wenigsten war freie Eintracht zwischen den Franken und den Sassen oder Sachsen. Diese große deutsche Völkerschaft, die mit den jetzt so genannten Ober-Sachsen, bekanntlich, nicht zu verwechseln ist, und zur Zeit Carl's des Großen, in die westliche, die Westphalen, und die östliche, die Ostphalen oder Osterlinge, abgetheilt wurde, hatte den größten Theil der Länder inne, die in der Folge den niedersächsischen und den westphälischen Kreis des deutschen Reichs ausmachten. Sie hatte ihre Unabhängigkeit und die Religion ihrer Väter gegen den immer vordringenden und Alles niederwerfenden Carl auf das äußerste vertheidigt. Grausam genug wurde sie dafür von dem Eroberer gezüchtigt. Mit Feuer und Schwerdt zum Christenthum gezwungen und der fränkischen Monarchie einverleibt, nahm sie nun freilich auch Antheil an der Art von Civilisation, die ihnen die Sieger brachten. Aber sich mit diesen Siegern ganz für Eine Nation zu halten, gestattete ihnen kaum ihre Sprache, die alte Sassen-Sprache, die wir jetzt die niederdeutsche nennen. In diesem Ur-Dialekte hatte sich bis dahin ohne Zweifel die älteste deutsche National-Poesie und Mythologie am längsten erhalten. Nun erscheint aber auch die, in der Geschichte der deutschen Litteratur so wichtige, Unterscheidung des hoch- oder oberdeutschen Dialekts von dem niederdeutschen zum ersten Male in ihrer ganzen Bedeutung. Von dieser Zeit an galt in Deutschland die Sprache der Hochdeutschen auch im ästhetischen, nicht bloß im geographischen Sinne für die höhere, die feinere,

feinere, die vornehmere. Die niederdeutsche oder Sassen-Sprache behauptete ihr Ansehen als wahre Landessprache nur innerhalb ihrer alten Grenzen im nördlichen Deutschland. Aber die Niederdeutschen, die sich dem fränkischen Hofe näherten, mußten wohl Hochdeutsch lernen. Und weil der hochdeutsche Dialekt längst der cultivirtere war, so gingen nun noch leichter, als schon vorher, mehrere seiner grammatischen Formen in den niederdeutschen über [p]).

Das Bedürfniß der nun vereinigten deutschen Völkerschaften, in ihrer Muttersprache zu schreiben und zu dichten, äußerte sich auch im neunten Jahrhundert unter der Regierung der Kaiser und Könige

p) Der Uebergang des niederdeutschen Dialekts in den fränkisch-hochdeutschen zeigt sich auch in der Abschwörungsformel, die als so genannte Abrenuntiatio Diaboli den bekehrten Sachsen vorgelegt wurde. Sie ist vermuthlich aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts. S. *J. G. ab Eckhart* Commentarii de rebus Franciae orientalis, Tom. I. p. 440. In den Worten Ec forsacho Diabolae ist das forsacho für forsake (wie es sich noch im Englischen findet) offenbar kein reines Niederdeutsch. Abgerechnet dieses Ec forsacho (ich entsage) klingen die Worte Thunaer, ende Vuoden, ende Soxn Oto (Thor, dem Donnergotte, und Wodan und dem Sächsischen Otto d. i. Odin) ende allem them unholdun, the hirar genotes sint (allen den Unholden, die ihre Genossen sind), nicht Fränkisch. Auch das Ec gelobo (ich glaube) in dem zu dieser Abschwörung gehörigen Glaubensbekenntniß ist unverstümmeltes Niederdeutsch. — Noch deutlicher zeigt sich die Mischung des Fränkischen und Niederdeutschen in dem liber Canuti, das man für Angelsächsisch gehalten hat. Davon mehr im folgenden Capitel.

Könige vom carolingischen Stamme nicht viel mehr, oder weniger, als vorher, und in der Litteratur meistens nur durch geistliche Versuche. Außer den gelehrten Herren vom geistlichen Stande mochte es damals wohl nur wenige Deutsche geben, die schreiben konnten. Eben jene geistlichen Herren machten die lateinische Sprache, die Sprache der Kirche, zur herrschenden Sprache der Wissenschaften und des Staats. Ludwig der Fromme, von neueren deutschen Geschichtschreibern der Schwache, der Milde, der Andächtler, genannt, soll die lateinische Sprache so fertig, wie die deutsche, geredet haben. Um des Glaubens willen ließ er, nach einigen Berichten, die Bibel in fränkisch-niederrheinische Verse übersetzen. Sein Sohn Ludwig der Deutsche legte bei einem Bunde, den er mit seinem Bruder Carl von Frankreich schloß, den Eid vor dem versammelten Volke in der eben erst entstehenden französischen oder romanischen Sprache ab; Carl der Kahle, der erste König von Frankreich, schwur in deutscher Sprache; damit jedes der beiden Völker, die nun getrennt seyn sollten, verstände, was der König des andern Volks angelobte. Die Völker schwuren darauf, jedes in seiner Muttersprache q). So standen zum ersten Male Deutsche und Franzosen als Nationen einander gegenüber. Wären

q) Dieser Bundeseid ist, so viel man weiß, die älteste Urkunde der französischen Sprache. Er ist öfter abgedruckt, z. B. in Schilter's Thesaurus, Tom. II. — Daß Ludwig in französischer, Carl aber in deutscher Sprache geschworen, hat Leibnitz aus der Natur der Sache zuerst gezeigt. Die Völker sollten gegenseitig verstehen, was der Eid aussagte. Deutsch verstanden wohl beide Brüder, der eine so gut, wie der andere.

Wären sie in der vorigen Vereinigung geblieben, und wäre Paris die Hauptstadt der ganzen fränkischen Monarchie geworden, so hätte wahrscheinlich auch in Deutschland die französische Sprache, die nun plötzlich empor kam, die deutsche nach und nach verdrängt. Der Vertrag von Verdún, im Jahre 843, rettete die Selbstständigkeit der deutschen Nation und ihres Geistes. Gleichwohl macht dieser Vertrag nur mittelbar Epoche in der Geschichte der deutschen Litteratur. Es wurde üblicher, deutsch zu schreiben; aber mit Vorliebe die Muttersprache zu dem Ansehen zu bringen, dessen sie zu ihrer litterarischen Ausbildung bedurfte, fiel wenigen Deutschen ein; und die wenigen, die, wie der Mönch Ottfried, es unternahmen, mußten sich — ihre Klagen beweisen es — über herrschende Vorurtheile erheben [x]). Die kurze Wiedervereinigung Frankreichs

x) In der lateinischen Vorrede zu seiner deutschen Bearbeitung der Evangelien sagt Ottfried: Lingua haec (Theotisca) veluti agrestis habetur, dum a propriis nec scriptura (das ist nun freilich falsch), *nec arte* aliqua, ullis est temporibus *expolita*. Er beklagt hierauf, daß die Deutschen seiner Zeit ihre eigene Landesgeschichte entweder gar nicht, oder doch nicht in der Muttersprache, niederschrieben: Cavent — fährt er fort — aliarum (linguarum), et deformitatem non verecundant suarum. Stupent in aliis vel literula parva artem transgredi, et paene propria lingua vitium generat per singula verba. Und wie stand es um die Achtung und Cultur der deutschen Sprache in ihrem Vaterlande zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, als unsre Gelehrten in der lateinischen, unsre Herren und Damen aus der großen Welt in der französischen Sprache sich correct und fein auszudrücken bemühten, in ihrer Muttersprache aber der gröbesten Fehler sich nicht schämten? Das hätte der gute Ottfried wohl nicht geahnet, daß seine Worte nach beinahe tausend Jahren wieder anwendbar seyn würden.

reichs mit Deutschland unter Carl dem Dicken veranlaßte nicht die mindeste Veränderung in der aufkeimenden Litteratur der Deutschen. Die bald darauf erfolgte neue Trennung beider Reiche machte selbst dem Nahmen der alten Herrschaft der Franken ein Ende. Frankreich oder das Reich der Franken hieß nun bei den Deutschen nur noch, wie zum Andenken an die vorigen Zeiten, das ehemalige Gallien, wo schon die Sprache der fränkischen Eroberer erloschen. Der Nahme Frankenland blieb in Deutschland nur zwei Herzogthümern. Das rheinische Franken begriff die Gegenden am Rhein, von der Pfalz, wie sie nachher genannt wurde, hinab bis an die Grenzen der Niederlande. Das Frankenland am Main, bis gegen Schwaben hinauf, oder der nachher sogenannte fränkische Kreis, hatte gar diesen Nahmen nur zufällig erhalten, weil es lange Zeit von den fränkischen Königen, die diese Provinz den Allemannen abgenommen hatten, als Kammergut benutzt worden war *). Deutschland wurde dafür von den Franzosen, eben so unpassend, das Allemannenland (Allemagne) genannt. Ungeachtet aller dieser Verwechselung der Nahmen der Länder und Völker blieb die üblichste Schriftsprache in Deutschland die fränkische, nehmlich die längst eingeführte Sprache des fränkischen Hofes, nicht der Provinzialdialekt des nachher so genannten fränkischen Kreises. Aber die Volkspoesie der Deutschen scheint sich damals an keinen Dialekt gebunden zu haben. Aus den unvollkommenen Nachrichten, die sich von dieser Volkspoesie im Allgemeinen erhalten

*) Vergl. Schmidt's Geschichte der Deutschen (die Wiener Ausgabe), Band I. S. 222. und Band II. S. 284.

halten haben, lernen wir wenigstens, daß die Deutschen damals Lieder sangen, die leider! nicht aufgeschrieben wurden, besonders Lieder der Liebe und satyrische Lieder. Die Geistlichen, die im Besitze der Litteratur waren, glaubten um der Religion und der Sitten willen gegen diese Lieder eifern zu müssen. Den Nonnen wurde ausdrücklich verboten, sie zu singen. Den Sachsen wurden besonders gewisse Lieder untersagt, die sie an den Gräbern ihrer Verstorbenen sangen. Man nannte sie Teufelslieder (carmina diabolica), vermuthlich weil sie sich auf die Mythologie der Vorfahren bezogen. Gegenstände der deutschen Volkspoesie dieser Zeit wurden auch öffentliche Begebenheiten und Anekdoten. Ein verrätherisches Bubenstück, von dem Erzbischofe von Mainz, dem ersten der deutschen Prälaten, an einem Grafen von Babenberg verübt, wurde von dem Volke, vielleicht im Romanzenton, so fleißig besungen, daß selbst die Chronikenschreiber dieser Begebenheit nur beiläufig gedenken zu müssen glaubten, weil sie durch die Volkslieder so allgemein bekannt geworden. Auch scheinen schon aus dieser Zeit die politischen Anekdoten zu stammen, welche Veranlassung gegeben haben, daß nachher in satyrischen Fabeln der Deutschen der Fuchs Reineke oder Reinhard, nach einem Herzoge von Lothringen, wie man sagt, und der Wolf Isegrim oder Isengrin nach einem Grafen von Oestreich genannt wurde. Alle diese Nachrichten machen fast mehr, als wahrscheinlich, daß es in der deutschen Volkspoesie des neunten Jahrhunderts auch noch andere Arten von Liedern gegeben habe, die nicht einmal dem Nahmen nach bekannt geblieben sind. Wie schnell hätte sich unter diesen Umständen

die deutſche Poeſie auch in der Litteratur erheben kön-nen, wenn die Geiſtlichkeit nicht geglaubt hätte, Allem, was nur weltlich klang, wenn es nicht den Staat und die Kirche anging, den Eintritt in die Litteratur verſperren zu müſſen *)!

Das Uebergewicht, das der fränkiſch-hochdeut-ſche Dialekt ſeit der Stiftung der fränkiſchen Mon-archie über alle übrigen deutſchen Dialekte erhalten hatte, dauerte ſelbſt im zehnten Jahrhundert un-ter der Regierung der Kaiſer von ſächſiſchem Stamme fort. Die Mutterſprache dieſer Kaiſer war die ſächſiſche oder niederdeutſche. Aber an ih-ren wandernden Höfen — denn es gab keine blei-bende Reſidenz des deutſchen Kaiſers — kamen Für-ſten und Herren aus allen Theilen des Reichs zu-ſammen. Kaum läßt ſich bezweifeln, daß die deut-ſche Hofſprache noch immer die fränkiſch-deutſche blieb; denn aus dem zehnten Jahrhunderte ſind meh-rere ſchätzbare Denkmäler des fränkiſch-deutſchen Dialekts vorhanden. In eben dieſem Jahrhunderte, dem man öfter die tiefſte Barbarei vorgeworfen hat, machte die Civiliſation in Deutſchand faſt unglaub-liche Fortſchritte. Vor Kaiſer Heinrich I. (vom Jahre 918 bis 936) gab es im nördlichen Deutſch-land, dem alten Sachſenlande, kaum hier und da einen befeſtigten Ort, den man eine Stadt nen-nen konnte. Heinrich I. wird mit Recht von neue-ren Geſchichtſchreibern der Städte-Erbauer ge-nannt, nachdem er lange genug, einer ſeiner Lieb-lings-

*) Nachweiſungen über die Urkunden, in denen deutſcher Volkslieder aus den Zeiten der Carolinger gedacht wird, findet man in Schmidt's Geſch. der Deutſchen, Band II. S. 108 und 128.

lungsergötzungen wegen, der Vogelfänger genannt heißen. Einem so tapferen, klugen, thätigen, redlichen und fröhlichen Herrn hatte Deutschland seit Carl dem Großen nicht gehorcht. Ihm verdankte es seine Rettung vor der Obermacht der andringenden Ungarn, damals Hunnen genannt. Während Heinrich durch Anlegung von Städten das Land in seinem Innern befestigte, wie es die Kriegskunst damals verlangte, rief er zugleich mit dem Bürgergeiste einen neuen Rittergeist hervor. Durch die Kriege mit den berittenen Ungarn waren die Deutschen genöthigt, sich besonders im Dienste zu Pferde hervorzuthun. Diesen Dienst zu vervollkommnen, veranstaltete Heinrich die ritterlichen Uebungen und Feste, aus denen nachher die förmlichen Turniere wurden. Nur darin blieb er hinter Carl dem Großen zurück, daß er, ganz Krieger und Staatsmann, für die Geistescultur seiner Nation unmittelbar wenig gesorgt zu haben scheint. Desto mehr hat er mittelbar für sie gethan. Unter seinem Sohne Otto I. (vom Jahre 936 bis 972) wurde Deutschland, auch ohne, wie unter Carl dem Großen, mit Frankreich vereinigt zu seyn, die imposante Macht, der kein europäischer König den Rang streitig zu machen wagte. Oft genug ist beklagt, wie viele tapfere deutsche Mannschaft Otto aufopferte, um sein Kaiserrecht auch als König von Italien geltend zu machen. Nicht ohne Grund ist ihm und seinen Nachfolgern aus dem sächsischen Kaiserhause vorgeworfen, daß sie die innern Anlegenheiten Deutschlands, um der Römerzüge und italienischen Händel willen, zurücksetzten. Aber die deutsche Kraft half sich selbst. Die Entdeckung der Metalladern im Harzgebirge verbreitete über Deutschland einen neuen

Reich-

Reichthum. Und wie manche fruchtbare Idee, wie manche Kenntniß, die im Stillen fortwirkte, mag damals von den Deutſchen, die aus Italien zurückkehrten, in ihre Heimath mitgebracht ſeyn! Anders, als aus dieſer Verbindung Deutſchlands mit Italien läßt ſich auch nicht wohl erklären, wie die deutſchen Chronikenſchreiber im zehnten Jahrhundert ſich der Kunſt, lateiniſche Verſe zu machen, ſo befleißigen, und wie ſelbſt eine deutſche Dichterin damals lernen konnte, in lateiniſchen geiſtlichen Dramen die Manier der Luſtſpiele des Terenz, wenn gleich in Proſe, nachzuahmen, Legenden in Hexametern und Pentametern zu ſchreiben, und auch die Geſchichte des Kaiſers Otto I. in lateiniſchen Verſen zu erzählen. Dieſe Dichterin, Roswith oder Hroswitha, Nonne zu Gandersheim in Niederſachſen, hatte zu ihrer Zeit vermuthlich in ganz Europa unter den Frauen nicht ihres gleichen. Wie leicht wäre der Uebergang von ſolchen lateiniſchen Schauſpielen zur dramatiſchen Poeſie in deutſcher Sprache geweſen, wenn nicht religiöſe Vorurtheile die nationale Entwickelung der Poeſie in Deutſchland gehemmt hätten! Und doch leſen wir von deutſchen Schauſpielern (mimis), die unter der Regierung der ſächſiſchen Kaiſer das Volk durch dramatiſche Darſtellung merkwürdiger Begebenheiten aus der Landesgeſchichte ergötzten. Andere Stellen in den Werken der Chroniſten jener Zeit machen uns aufmerkſam auf die Achtung, in der die Muſik in Deutſchland geſtanden; und der vollkommene Sänger war damals, dieſen Nachrichten zu Folge, zugleich der Dichter deſſen, was er ſang tt).

Die

tt) Auch über die hierher gehörenden Notizen findet man Nach-

Die Zeit der Regierung des zweiten fränkischen Kaiserstammes, vom Jahre 1024 bis 1125, befestigte in der aufkeimenden deutschen Literatur das Ansehen, das der fränkische Dialekt selbst unter den sächsischen Kaisern nicht verloren hatte. Die deutsche Poesie schien indessen keine Fortschritte zu machen. Was sich von Gedichten in deutscher Sprache aus diesem Zeitraume erhalten hat, beweiset, wie der deutsche Dichtergeist auch damals noch von dem Mönchsgeiste in einer Gefangenschaft gehalten wurde, aus der er sich erst in dem folgenden Jahrhunderte befreite. Aber die allgemeine Cultur der deutschen Nation rückte mächtig vor. Die kraftvolle und verständige Regierung der Kaiser Conrad II. und Heinrich IV. gab dem deutschen Reiche in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts noch mehr innere Haltung, als es unter den Ottonen gehabt hatte. Die Fürsten gehorchten dem Kaiser, ohne die Vorrechte einzubüßen, aus denen sich in der Folge die fürstliche Landeshoheit entwickelt

Nachweisungen in Schmidt's Gesch. der Deutschen (Band II. S. 371 ff.). — Die lateinischen Gedichte der Roswith wurden, bekanntlich, von Conrad Meissel, genannt Celtes, aus Schweinfurt, einem der geistreichsten Restauratoren der alten classischen Literatur, gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts wieder aufgefunden und mit Enthusiasmus bekannt gemacht durch die Nürnbergische Ausgabe von 1501 in Folio. In neueren Zeiten, nach der Ausgabe von Schurzfleisch, scheinen sie öfter genannt, als angeblickt zu seyn. Gewöhnlich wird die gute Roswith nur als dramatische Dichterin wegen ihrer dramatisirten Legenden angeführt. Aber ihre erzählenden Legenden, besonders die Geschichte des heil. Gangolf, möchten leicht die dramatisirten übertreffen.

wickelt hat. Die deutschen Städte blühten unter dem Schutze des Kaisers sichtbar auf. Gewerbe, Künste und Handel wurden allgemeiner in Deutschland. Schon im Jahre 1015 wurde der Bau des prächtigen Münsters zu Straßburg angefangen. Der Italiener Guido von Arezzo, der Erfinder einer neuen Art, Musik in Noten zu setzen, wurde von einigen Bischöfen nach Deutschland berufen, um seine Kunst einzuführen. Die enge Verbindung des deutschen Reichs, als eines römischen, mit Italien wurde durch die Römerzüge unterhalten. In der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts unter der langen Regierung des unbeständigen, bald muthigen, bald zaghaften Kaisers Heinrich IV. triumphirte die päbstliche Autorität über die kaiserliche. So schmählich war noch kein Monarch von einem Pabste gedemüthigt worden, wie Heinrich IV. von dem gewaltigen Gregor VII. Aber das deutsche Reich fühlte sich nicht entehrt durch die Schande, die sein Oberhaupt traf, als der unglückliche Heinrich im bloßen Hemde zu Canossa vor dem Pabste Buße that, um die Absolution von ihm zu erhalten. Denn die meisten deutschen Fürsten und Reichsstände selbst waren einverstanden mit dem Pabste. Es freute sie, den Kaiser, der seine Gewalt auf Kosten der landesfürstlichen vergrößern wollte, dahin gebracht zu sehen, daß er nun auch ihnen nachgeben mußte, damit sie ihm wieder gehorchten, so weit sie sich dazu verpflichtet glaubten. Auch wurde durch die fortwährenden Unruhen in Deutschland unter der Regierung Heinrich's IV. der Zusammenhang aller Theile des deutschen Reichs so wenig aufgelöset, daß es nur einer stärkeren Hand bedurfte, dem Ganzen wieder die vorige Festigkeit

zu geben. Heinrich V., der vom Jahre 1108 bis 1125 regierte, wußte den Päbsten schon wieder zu zeigen, was kaiserliche Autorität in Italien und in Deutschland war, obgleich in Deutschland die Unruhen noch immer nicht aufhörten. Unverkennbar regte sich in Allem, was die Deutschen damals für und gegen ihre Kaiser unternahmen, ein nationales Kraftgefühl, dessen wilde Ausbrüche von den Italienern deutsche Wuth (furor Teutonicus) genannt wurden. Wie sich, ungestört durch die politischen Stürme, Kenntnisse und Bildung unter den Deutschen verbreiteten, zeigen mehrere Beispiele. Was noch in unsern Tagen nicht leicht ist, das Organon des Aristoteles in das Deutsche zu übersetzen, unternahm schon damals ein Deutscher, vermuthlich ein Mönch u). Und in den ersten Decennien des zwölften Jahrhunderts lehrte Werner, genannt Irnerius, ein deutscher Jurist, das römische Recht zu Bologna. Aber merkwürdiger für die Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit in den ersten Decennien des zwölften Jahrhunderts ist der Anfang der Kreuzzüge und die dadurch veranlaßte genauere Bekanntschaft deutscher Ritter mit französischen. Als Nation nahmen die Deutschen an dem ersten Kreuzzuge keinen Antheil. Die meisten Kreuzfahrer, die dem frommen Gottfried von Bouillon folgten, waren Franzosen. Aber an diese meistens

u) Der gelehrte Herbert, Abt zu St. Blasien im Schwarzwalde, entdeckte diese Uebersetzung, und lieferte eine Probe davon in seinem Itinerarium Alemannicum, append. p. 143. Noch ein Mal wird dieses alte Denkmal deutscher Prose im folgenden Capitel genannt werden müssen.

stens französische Heeresmacht schlossen sich, neben andern Streitern aus allen Theilen der katholischen Christenheit, auch Deutsche an. Bei dieser Gelegenheit erhielten ohne Zweifel deutsche Ritter, die nicht unempfänglich für poetische Freuden des Geistes waren, die erste Kunde von der neuen Poesie, die gerade um diese Zeit im südlichen Frankreich emporkam, und gewöhnlich die provenzalische genannt wird. Die romantische Schwärmerei der Provenzalen fand Eingang in deutsche Gemüther. Dem deutschen Ritter und Edeln schien die fröhliche Kunst (gaya ciencia) der Provenzalen der Nachahmung in deutscher Sprache werth. Aber einige Zeit wurde doch erfordert, ehe die neue Art, in deutscher Sprache zu dichten, mit Glücke versucht werden konnte. Gewohnheit und Vorurtheil mußten überwunden werden. Die rohe Volkspoesie des gemeinen Mannes, und auf der andern Seite die latinisirende und meistens geistliche Poesie der Mönche, konnten nicht plötzlich den ritterlichen Liebes- und Heldengesängen weichen. Das eigentliche Ritterthum, das seine erste Ausbildung in Frankreich erhalten hatte, mußte den Deutschen bekannter werden, ehe die Art von Poesie, die ganz an diesem Ritterthume hing, in deutschem Boden Wurzel schlagen konnte. Unterdessen eilten die Provenzalen auf dem neuen Wege den Deutschen weit voran. Auch die Ritterpoesie in der Sprache des nördlichen Frankreichs, geweckt durch die provenzalische, konnte, wegen der ursprünglichen Verwandtschaft beider Sprachen, und wegen der politischen Verbindung aller Franzosen in Einer Monarchie, leicht der deutschen Ritterpoesie vorellen. Es verging also noch über ein halbes Jahrhundert, ehe die

deutsche Ritterpoesie, die sich im Stillen nach der provenzalischen und nordfranzösischen gebildet hatte, mit ihrem Vorbilde zu wetteifern anfing.

Die Zeit der Regierung Lothar's II., vom Jahre 1125 bis 1137, kommt für die Geschichte der deutschen Litteratur nicht besonders in Betracht. Lothar II. war der letzte deutsche Kaiser von niedersächsischer Abkunft; aber den niedersächsischen Dialekt der deutschen Sprache zu vervollkommnen, oder mehr in Ansehen zu bringen, scheint die Regierung dieses Kaisers keine Veranlassung gegeben zu haben.

Mit der Thronbesteigung des Kaisers Conrad III. aus dem schwäbischen Hause Hohenstaufen im Jahre 1138 fängt in der deutschen Litteratur die merkwürdige Veränderung an, durch die der fränkische Dialekt, der so lange geherrscht hatte, von dem alemannischen oder schwäbischen verdrängt, und die ritterliche Liebes- und Heldenpoesie, bis dahin noch fast ausschließlich ein Eigenthum der Provenzalen und der übrigen Franzosen, in Deutschland so einheimisch wurde, wie in Frankreich selbst und in dem angrenzenden Theile des südlicheren Europa. Der Uebergang der Sprache des deutschen Kaiserhofes von dem fränkischen Dialekte in den schwäbischen erfolgte von selbst, da beide Dialekte so nahe verwandt sind, daß sie in einander verschmelzen mußten, sobald sie in einer gemeinschaftlichen Sphäre zusammentrafen; und in dieser Verschmelzung behielt der schwäbische Dialekt schon deßwegen leicht die Oberhand, weil er die angestammte Sprache des neuen Kaiserhauses war. Niederdeutsch zu reden und zu schreiben, hatte man sich im südlichen Deutschland, selbst dem niedersächsischen Kaiserhause zu Gefallen, nie bequemen wollen,

len, weil die Verschiedenheit des niederdeutschen und hochdeutschen Urdialekts zu groß ist, und der hochdeutsche längst der vornehmere und cultivirtere war; aber die schwäbische Modification des hochdeutschen Urdialekts gegen die fränkische zu vertauschen, war um so natürlicher, da selbst dasjenige Deutsch, das bis dahin für Fränkisch galt, ohne grammatische Festigkeit zwischen mehreren Provinzialdialekten hin und her schwankte, und zuletzt kaum noch ein besonderes Vaterland hatte. Das neue schwäbische Deutsch nahm die unvollkommene Cultur des fränkischen leicht in sich auf, und vervollkommnete sie nach den neuen Bedürfnissen des aufgeregten poetischen Geistes. Einige übrig gebliebenen poetischen Denkmäler dieser Zeit machen anschaulich, wie das herrschende Hochdeutsch nicht auf ein Mal schwäbisch, sondern unvermerkt immer weniger fränkisch und immer schwäbischer wurde *). Die breiten Diphthongen der schwäbischen Mundart wurden vergütet durch eine naive Anmuth, die dieser Mundart vorzüglich eigen gewesen zu seyn scheint. Aber die Sprache war das Wenigste, was in der deutschen Litteratur sich änderte. Auch blieben durch das ganze schöne

Zeit-

*) Zum Beweise des Ueberganges der fränkischen Dichtersprache der Deutschen in die schwäbische dient auch das neuerlich erst wieder bekannt gewordene Gedicht König Rother (Rothhaar) im 1sten Bande der Sammlung deutscher Gedichte des Mittelalters, herausgegeben von den Hrn. v. Hagen und Büsching. (Berlin, 1808). Doch ist in diesem Gedichte das Uebergewicht des schwäbischen Dialekts schon entschieden. Spuren des schwäbischen Dialekts in der älteren fränkischen Büchersprache finden sich schon bei Ottfried. Vergl. Hrn. Petersen's schätzbare Preisschrift.

Zeitalter hindurch, das man in der Geschichte der deutschen Litteratur das schwäbische nennt, die übrigen deutschen Dialekte in ihrer Heimath ungestört. Selbst die deutsche Poesie dieses Zeitraums war nicht ganz auf den schwäbischen Dialekt eingeschränkt. Manches neue Gedicht wurde aus dem einen Provinzialdialekte in den andern übertragen [7]). Was der deutschen Sprache und Poesie überhaupt einen Schwung gab, den sie noch nie gehabt hatte, war der romantische Geist der Zeit. Dieser Geist, dessen ausführliche Charakteristik zur Geschichte der mittleren Jahrhunderte gehört, fing in Deutschland unter der Regierung Kaisers Conrad III. mit voller Kraft sich zu entwickeln an. Conrad, dem die Stillung der fortdauernden politischen Unruhen in Deutschland Sorge genug machte, entschloß sich ungern, mußte sich aber doch entschließen, im Jahre 1147 einen National-Kreuzzug der Deutschen nach dem gelobten Lande anzuführen. Dieser Kreuzzug, so unglücklich er für die deutschen Waffen endigte, gab dem Geiste der Nation ein neues Leben. Dieselbe Masse von neuen Vorstellungen, die aus dem Orient nach Frankreich von den ersten Kreuzfahrern zurückgebracht worden war, strömte nun frisch aus der Quelle auch den Deutschen zu. Die romantische Poesie der Franzosen wurde nun erst den Deutschen

7) Auf die niederdeutschen Minnelieder machte zuerst der treffliche Möser aufmerksam. Vergl. die Allgemeine deutsche Bibliothek, Band XXXVII, S. 371; und Möser's Patriot. Phantasien Band III. S. 240. Mehr über die niederdeutschen Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter wird im folgenden Capitel, und noch mehr im folgenden Buche, vorkommen.

schen recht bekannt; denn zu diesem Kreuzzuge, an dem die Deutschen unter der Anführung ihres Kaisers als Nation Theil nahmen, vereinigten sich mit ihnen die Franzosen unter ihrem Könige Ludwig VII. Wie wenig beide Nationen einander liebten, zeigte sich auch dieses Mal bei jeder Gelegenheit. Aber die gegenseitige Nationaleifersucht hinderte die Deutschen nicht, von den Franzosen zu lernen, und sich von der französischen Poesie, sowohl der nordfranzösischen, als den provenzalischen, so viel anzueignen, als ihrer Denk- und Sinnesart zusagte. So wurden, ungeachtet der fortdauernden Verschiedenheit der Sprache und des Charakters, beide Nationen durch ihre poetische Litteratur auf länger, als zwei Jahrhunderte, vereinigt. An pünktliche Nachahmung des französischen Geschmacks, als ob er ein Normalgeschmack wäre, dachte damals wohl kein deutscher Dichter. Darum wurden auch national deutsche und nordische, den Franzosen unbekannte Sagen um dieselbe Zeit von der Phantasie deutscher Dichter verarbeitet und romantisirt. Aber ob irgend eines der deutschen Rittergedichte und Minnelieder, die sich aus dem so genannten schwäbischen Zeitalter erhalten haben, schon aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts stammt, ist wenigstens ungewiß *). Wir schließen nur mit Recht, daß schon unter der Regierung Conrads III., vom Jahre 1138 bis 1152, mehrere Gedichte der Art, die bald nachher in Menge zum Vorschein kamen, entstanden und in Deutschland verbreitet gewesen seyn müssen. Das goldene Zeitalter des romanti-

*) Wahrscheinlich gehört das eben genannte Gedicht König Rother in diese erste Zeit der schwäbischen Poesie. S. die Vorrede der Herausgeber.

mantischen Liebes- und Heldengesanges fängt in Deutschland erst um die Mitte der Regierung des Kaisers Friedrich I. in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts an. Da fang Heinrich von Veldeg, der älteste dieser Dichter unter denen, deren Nahme sich erhalten hat. Ihre äußerste Höhe erreichte diese Poesie in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

Wenn wir den ganzen, für die deutsche Nation glorreichen Zeitraum, von der Thronbesteigung Conrads von Hohenstaufen im Jahre 1138 bis zur Hinrichtung des unglücklichen Conradin, des letzten Sprößlings des schwäbischen Kaiserstammes, im Jahre 1268, in Beziehung auf die deutsche Poesie und Beredsamkeit überschauen, so zeigt sich bald, wie Zeitalter und Nationalgeist die neue Erscheinung in der deutschen Litteratur hervorbringen mußten. Seit vier Jahrhunderten waren nun die Deutschen, wegen der Verbindung der deutschen Königswürde mit dem Titel eines römischen Kaisers, die vornehmste Nation in Europa. Jener Titel berechtigte das Reichsoberhaupt nach der Vorstellungsart des Zeitalters nicht nur zur weltlichen Herrschaft über Italien, sondern gewissermaßen zu einer Oberherrschaft über die ganze vormals römische Welt. Aber der Stolz, den diese täuschende Vorstellung der Nation mittheilte, war ohne Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Litteratur geblieben. Die Nation hatte noch zu wenig geistige Bedürfnisse gefühlt. Jetzt, da der poetische Geist der Deutschen, aufgeregt durch die romantischen Gesänge der Franzosen, mit angestammtem Kraftgefühle in neuen Formen neue Begriffe zu verarbeiten versuchte, mußte

auch der Ruhm des deutschen Nahmens die geistige Cultur der ganzen Nation beschleunigen, wenn gleich der Patriotismus nicht leicht unmittelbar ein Gedicht hervorbrachte. Mochten immerhin die mönchischen Latinisten in Deutschland ihre Muttersprache noch eben so geringe schätzen, wie zu den Zeiten Otfried's; der deutsche Ritter und Edle dachte jetzt anders. Mit dem Degen in der Faust die Würde seiner Nation geltend zu machen, genügte ihm nicht mehr. Im freien Wetteifer mit den französischen Dichtern ehrten und vervollkommneten die Deutschen die Sprache ihrer Väter, nicht aus politischen Gründen, sondern, weil es ihre Sprache war. Ihr nationales Selbstgefühl wurde jetzt durch das Bewußtseyn geistiger Vortrefflichkeit noch stärker. Aber nach alter deutscher Art äußerten sich diese Bestrebungen ohne Anmaßung und Ruhmredigkeit, still und bescheiden, und nur als natürliche Folgen eines neuen Verlangens nach geistreicher Unterhaltung und Belehrung. Die deutschen Sänger der Liebe und der romantischen Heldentugend ließen am liebsten den Kaiser und das Reich sich selbst verherrlichen. Ihre Poesie war keine Staatsangelegenheit. Gedichte, wie das epische in lateinischer Sprache von Günther, der um das Jahr 1190 den Kaiser Friedrich I. unter dem Nahmen Ligurinus besang, athmeten nicht den wahren Geist der deutschen Ritterpoesie dieses Zeitraums. Aber nie würde sich diese Ritterpoesie in deutscher Sprache so entfaltet haben, wenn die Nation damals nicht mehr Selbstgefühl gehabt hätte, als in den folgenden Zeiten. Deutschland war, ungeachtet seiner schwankenden Verfassung und aller Unruhen in seinem Innern, unter der Regierung der drei ersten

Hohen-

Hohenstaufer vom Jahre 1138 bis 1197 ein kraftvolles, politisches Ganzes. Den unförmlich vielgliedrigen Reichskörper belebte eine thätige Seele. Die Kaiser strebten nach vermehrter, auch wohl unumschränkter Macht; die Fürsten und jeder Reichsstand nach erweiterter Unabhängigkeit; aber die Kaiser konnten eben so wenig die Unabhängigkeit der Fürsten, als die Fürsten die kaiserliche Autorität, vernichten. Jeder sorgte zunächst für sein besonderes Interesse; aber das Reichsoberhaupt war und blieb in den Augen aller patriotischen Deutschen der Beschirmer der gemeinschaftlichen Freiheit. Darin bestand diese deutsche Freiheit, daß die Rechte des Einen durchgängig die Rechte des Andern beschränkten; daß niemand als Gnade genießen wollte, was ihm seiner Meinung nach von Rechtswegen zukam; und daß jeder nach dem Schwerdte griff, sein Recht, wenn er es für gekränkt hielt, zu verfechten, und sollte es gegen den Kaiser selbst seyn. Daher eine gewisse Wildheit in Allem, was die Deutschen damals für, oder gegen ihre Kaiser und Fürsten unternahmen; und eben daher um dieselbe Zeit das mächtige Streben nach gesetzlicher Ordnung in Deutschland. Ehe der Niedersachse Ecko von Repgow zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts seinen Sachsenspiegel schreiben konnte, dem bald nachher ein Schwabenspiegel folgte, mußten schon eine Menge von einzelnen Land- und Stadtrechten vorhanden seyn. Diesem Streben nach durchgängiger Freiheit und Rechtlichkeit verdankte Deutschland einen bürgerlichen Wohlstand, den weder der Verlust einer Menge von Menschen, zum Theil aus den edelsten Geschlechtern, durch die Kreuzzüge, noch die unaufhörlichen Fehden und Räubereien

berelen im Innern der Reichsländer, merklich schwächen konnten. Ueberall regte sich neben dem Rittergeiste die bürgerliche Industrie. Augsburg, Nürnberg, und andere Reichsstädte sammelten Schätze. Im Jahre 1248 wurde der Bund der rheinischen Städte zur Erhaltung ihrer Rechte und ihres Handels geschlossen. Im Norden Deutschlands entwickelte sich schon der hanseatische Bund oder die Hanse. Der Handel theilte den Deutschen auch die Waaren des Luxus aus dem südlichen Europa und dem Oriente mit. Durch Deutschland ging seit den Kreuzzügen die große Handelsstraße aus dem Orient über Venedig und Genua nach dem Norden von Europa. Wenn dieser politische und bürgerliche Zustand Deutschlands auch noch so vieles zu wünschen übrig ließ, besonders weil die deutsche Reichsverfassung so schwankend und immer mit sich selbst im Kampfe war, so darf es doch eine schöne Zeit heißen, da so viel Kraft und Unternehmungsgeist das ganze Reich belebten, und ein so feuriges Interesse für Freiheit und Recht sich mit dem Streben nach erweitertem Lebensgenusse vereinigte. In jedem Falle war es eine herrliche Zeit für die dichtende Phantasie. Darum fand auch bald die Poesie in Deutschland, wie in Frankreich, Eingang und Begünstigung an den fürstlichen Höfen. Der Kaiser Friedrich I. soll romantische Gesänge geliebt haben, obgleich er selbst kaum lesen und schreiben konnte. Friedrich II., in Italien gebildet und verwöhnt, verschmähte doch auch die rauheren deutschen Verse nicht, und zeigte, wie er die deutsche Sprache ehrte, als er in ihr den Landfrieden zu Mainz im Jahre 1235 niederschreiben ließ. Kaiser Heinrich V., der mehr in Italien, als in Deutschland, geschäftig war,

war, machte deutsche Minnelieder. Unter den Reichsfürsten, an deren Höfen die Dichter willkommen waren, ist besonders der Landgraf Hermann von Thüringen berühmt geworden. Auf seinem Schlosse, der Wartburg bei Eisenach, wetteiferten ein Mal mehrere deutsche Dichter, das Lob ihrer Fürsten zu singen. Von diesem Wettgesange, den man den Krieg zur Wartburg nennt, dürfen wir wohl auf ähnliche poetische Unterhaltungen an den Höfen anderer Reichsfürsten schließen. Da die Poesie auf diese Art unter den Großen in die Mode gekommen war, so suchte Jeder, wer nur einiges Talent zur Verskunst hatte, selbst mitzudichten, um die Mode vollständig mitzumachen. Die Menge dieser Dichter und Versmacher war wenig bekümmert um Unsterblichkeit ihres Nahmens. Auch trugen die meisten kein Bedenken, wo es ihnen an eignen Gedanken fehlte, mit einigen Veränderungen zu wiederholen, was schon unzählige Mal von Andern gesungen war. Classische Vollendung ihrer Werke kam nur sehr Wenigen in den Sinn; und selbst diese Wenigen, unbekannt mit den Mustern des classischen Alterthums, konnten die nachtheiligen Einflüsse nicht überwinden, die das Zeitalter auf die Poesie hatte. Eine verworrene Masse unvollkommener Kenntnisse aller Art, tingirt durch Kirchensatzungen und Klosterphilosophie, überfüllte die Phantasie mit Vorstellungen, in welche die Dichter selbst sich nicht zu finden wußten. Daher der romantische Nebel, in welchem die meisten dieser Dichtungen schwimmen. Die neue Verschmelzung morgenländischer Bilder und Vorstellungsarten mit alten nordischen vermehrte noch die Verwirrung. Unkunde in der Geographie und Geschichte verano

laßte,

faßte, daß diese Dichter in der poetischen Bearbeitung historischer Sagen alle Länder, Zeitalter und Nationen in grotesker Mischung durch einander warfen, und doch allen den Anstrich des romantischen Ritterthums gaben. Aber so weit auch damals die romantische Poesie der Deutschen, ähnlich ihrem Vorbilde, der provenzalischen und nordfranzösischen, von classischer Vollendung entfernt blieb, so war sie doch wahrhafte Poesie, nicht elegante Prose in Versen, nicht erkünsteltes Machwerk. Vieles in ihr war nur Galanterie des Zeitalters; aber sehr Vieles war auch Ausdruck des innigen Gefühls, voll Treuherzigkeit und Anmuth, und wahrhaft poetischer Anschauung der Natur und des menschlichen Lebens. Und ein so poetisches Zeitalter, wie dieses schwäbische, ist für Deutschland nie wiedergekommen. Selbst die scholastische Philosophie und Gelehrsamkeit, die damals aus Frankreich und Italien nach Deutschland wanderte, machte neben der Poesie, auf die sie nur nachtheilig wirkte, ein geringes Glück. Der philosophische Geist der Deutschen sollte sich erst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte ganz entwickeln. Daß die scholastische Logik und Metaphysik in Deutschland weit weniger verarbeitet wurden, als in Frankreich, Italien und England, beweiset allerdings eine merklich höhere Geistescultur der Franzosen, Italiener und Engländer dieses Zeitraums; aber es beweiset zugleich das volle Jugendgefühl des deutschen Geistes, der damals lieber der Phantasie und dem Herzen folgen, als sich in Abstractionen vertiefen mochte.

Merkwürdig in der Geschichte der deutschen Litteratur ist dieses so genannte schwäbische Zeitalter

auch

auch durch den Anfang der Verbreitung der deutschen Sprache im Norden von Europa, weit über die Grenzen des deutschen Reichs hinaus. Die Gründung des abenteuerlichen geistlichen Ritterstaats in Preussen, Curland und Liefland war auf lange Zeit das härteste Unglück, das die unterjochten Eingebornen dieser Länder treffen konnte. Die fanatische Grausamkeit der deutschen Ordensritter erregt Schaudern. Aber so, wie die Deutschen damals von den heidnischen Preussen, Letten und Esthen dachten, so dachte man in der ganzen Christenheit von allen heidnischen Völkern. Man hielt sie für Verworfene, deren Vertilgung durch Feuer und Schwerdt, wenn sie einen Augenblick zögerten, sich zu bekehren, ein hohes Verdienst war, das man sich um den wahren Glauben zu erwerben wähnte. Aber welcher Unternehmungsgeist, welche Selbstverleugnung, welcher ausdauernder Muth, überhaupt welche heroische Größe dazu gehörte, das Reich des deutschen Ordens zu gründen; und zu welcher Fülle des bürgerlichen Wohlstandes dieses Reich, unter dem Schirme deutscher Ritter, durch die Betriebsamkeit deutscher Kaufleute aufblühte; dieß verkennen, oder für Nebensache ansehen, heißt wenigstens, das Verdienst sehr einseitig schätzen **).

Aber

**) In Hrn. v. Kotzebue's übrigens schätzbarem Werke über die ältere Geschichte Preussens hat die Einseitigkeit der Ansicht bewirkt, daß die ganze Geschichte der Gründung des deutschen Ordensstaats in ein falsches Licht gestellt ist, die imposante Größe der Unternehmung verschwindet, und der Geist des Zeitalters ohne diejenige Humanität, die auch ihm nicht fremd war, nur im Reflexe einer modernen, für das Große oben nicht sehr empfänglichen Empfindsamkeit erscheint.

Aber auch schon unter der Regierung der Hohenstaufer, die auf Heinrich VI. folgten, vom Jahre 1197 bis 1254, gerade damals, als die romantische Ritterpoesie der Deutschen in voller Blüthe stand, fing das mächtige deutsche Reich durch den Kampf der Gegenkaiser sich selbst aufzulösen an. Der gewaltige Friedrich I., der Schrecken der Italiener, die ihn Barbarossa nannten, hatte zum letzten Male gezeigt, was kaiserliche Autorität in und außer Deutschland vermochte, wenn der Mann, der dem Reiche vorstand, Kraft genug hatte, das Ganze an den Banden, die es zusammenhielten, mit fester Hand zu leiten. Sein Nachfolger, Heinrich VI. hatte durch die Grausamkeit, ohne die er die unruhigen Italiener nicht beherrschen zu können glaubte, den deutschen Nahmen in Italien auf das äußerste verhaßt gemacht, aber, auch während seiner Abwesenheit, in Deutschland Ordnung zu erhalten verstanden. Schon der Kaiser Philipp, der Bruder Heinrich's VI., fand einen Gegenkaiser, den eine andere Partei anerkannte, in Otto von Braunschweig. Nach Philipp's Tode behauptete Otto vier Jahre, von 1208 bis 1212 den Kaisertitel, wenn gleich mit sehr beschränkter und schwankender Autorität, allein. Dann vertheidigte er sein wahres, oder vermeintes Kaiserrecht sechs Jahre gegen den Hohenstaufer Friedrich II. Sieben und zwanzig Jahre, von 1218 bis 1245, saß der kühne und geistreiche, weit über die Schranken seines Zeitalters hinausblickende Friedrich II., einer der ausgezeichnetsten Fürsten in jeder Hinsicht, allein auf dem deutschen Kaiserthrone. Es war die letzte schöne Zeit der kaiserlichen Macht im deutschen Reiche. Aber durch den Einfluß des Pabstes, der in geistlichen

lichen und weltlichen Dingen keinen gefährlicheren Widersacher hatte, als den Kaiser Friedrich II.; wurden noch vor Friedrich's Tode die politischen Verhältnisse zwischen Kaiser und Reich wieder so zerrüttet, daß zwei Gegenkaiser hinter einander, erst Heinrich von Thüringen, dann Wilhelm von Holland, auftraten, nachdem Friedrich's Sohn, Conrad IV., schon zum römischen Könige und Nachfolger seines Vaters gewählt worden war. Keiner dieser Gegenkaiser vermochte die Zerrüttung abzuwehren, die immer allgemeiner wurde. Nach dem Tode Conrad's IV., der in Italien erobern wollte, was er in Deutschland an Macht verloren hatte, und Wilhelm's von Holland, der nie viel mehr, als ein Schattenkaiser, gewesen, war die Verwirrung auf das höchste gestiegen. Wie wenig den deutschen Fürsten und übrigen Reichsständen damals an der politischen Einheit des gemeinschaftlichen Vaterlandes gelegen war, zeigte sich deutlich, als man, um doch den Schein der alten Reichsverfassung zu retten, zwei Ausländer, Richard von Cornwall und Alfons von Castilien, die beide wieder einander bestritten, auf den Kaiserthron berief. Dieser Zustand der Dinge war ein wahres Interregnum, wie es auch von den älteren Geschichtschreibern genannt wird, ob gleich immer Jemand da war, der einige Rechte der kaiserlichen Gewalt ausübte. Ueber zwanzig Jahre hatte dieser Zustand gedauert, als mit der Thronbesteigung Rudolph's von Habsburg, im Jahre 1272, endlich eine Art von Ordnung wieder hergestellt wurde, die aber nur dem Scheine nach die alte war. Deutschland hatte für immer aufgehört, ein kräftiges Ganzes zu seyn.

Diese politischen Verhältnisse in Erinnerung zu bringen, war durchaus nothwendig, wenn die Geschichte des deutschen Geistes und Geschmacks nicht oberflächlich erzählt werden sollte. Anders läßt sich auch nicht zeigen, warum die Deutschen, obgleich in der bürgerlichen Cultur eine Zeit lang noch immer vorrückend, doch in der geistigen, besonders der ästhetischen, schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts rückwärts gingen, und von dieser Zeit an, bis in das achtzehnte Jahrhundert, immer hinter den Nationen, denen es hätte voreilen können, zurück blieben. Aber dieß aus einander zu setzen, sey bis zum Anfange des folgenden Buchs verspart.

Zweites Capitel.

Uebersicht der merkwürdigsten Denkmäler der deutschen Poesie und Beredsamkeit von den frühesten Zeiten bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Da eine vollständige Geschichte der älteren schönen Litteratur der Deutschen außerhalb den Grenzen dieses Buchs liegt, so muß ihre Stelle, bis wir die Zeit der Regierung Rudolph's von Habsburg erreichen, wenigstens durch eine Zusammenstellung der litterarischen Notizen ausgefüllt werden, ohne die man nicht verstehen kann, wie die deutsche Litteratur das wurde, was sie im vierzehnten Jahrhundert zu werden anfing.

I. Was bis jetzt von Denkmälern der deutschen Sprache und Litteratur aus der Periode, da der fränkische Dialekt in ihr der herrschende war, also vom sechsten Jahrhundert bis in das zwölfte, aus dem Dunkel alter Handschriften hervorgezogen ist, läßt sich leicht übersehen. So viel Interesse es für den Sprachforscher hat, so wenig Ausbeute liefert es zur Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit. Doch verdient es sehr, auch in dieser Hinsicht bekannter zu werden. Es lehrt uns die Arbeit kennen, die es dem thätigen Geiste der ersten Bearbeiter der deutschen Sprache kostete, ungeborgte Gedanken und Gefühle in dieser Sprache mit einer Bestimmtheit auszudrücken, deren Muster die lateinische war. Verloren sind die fränkischen und sächsischen Volkslieder, deren von den Chronisten dieses Zeitraums so oft erwähnt wird. In lateinische Formen eingezwängt, erscheint der Geist der alten fränkischen Gedichte und anderer Schriften, die von Geistlichen verfaßt sind, nirgends so natürlich, daß wir auch nur auf den wahren Charakter der ältesten deutschen Umgangssprache, und noch weniger auf ihr Verhältniß zur Volkspoesie, wie sie damals war, aus jenen Schriften mit Sicherheit schließen können. Um so merkwürdiger sind in der Verbindung mit diesen, der deutschen Sprache vermuthlich immer fremdartigen Formen die Spuren eines wahrhaft poetischen Geistes und einer prosaischen Kunst natürlicher und edler Darstellung und Entwickelung von Thatsachen und Gedanken. Lehrreich ist es auch, die Keime späterer Dichtungen in diesen früheren aufzufinden.

Eine Folge der mönchischen Bearbeitung der deutschen Sprache war, daß diese Sprache in der Litteratur sich früher von der prosaischen, als von der poetischen Seite, zeigt. Aber eben diesen geistlichen Tractaten und Uebersetzungen in Prose verdankt die deutsche Sprache ihre frühe Bildung zum Ausdruck abstracter Vorstellungen, also ihre schon damals sich entwickelnde Brauchbarkeit für die Philosophie. Aelter, als alle deutschen Gedichte, die uns übrig geblieben sind, ist die fränkische Uebersetzung der theologischen Schrift des spanischen Erzbischofs Isidor von der Gebrt des Herrn (de nativitate Domini), entweder aus dem siebenten, oder schon aus dem sechsten Jahrhundert a). Der Verfasser ist unbekannt. Die Schrift hat kaum irgend ein ästhetisches Interesse. Aber sie darf doch in der Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen nicht übergangen werden, weil sie nach der gothischen Bibelübersetzung des Ulphilas das älteste Document der litterarischen Cultur der deutschen Prose ist. Ueber die Natürlichkeit des Ausdrucks läßt sich jetzt nicht mehr urtheilen. Man sieht aus dieser Uebersetzung auch, wie der Latinismus, der die deutsche Prose so früh und so lange entstellt hat, damals noch nicht überall in sie eindrang, am wenigsten

a) Schilter nahm diese alte Urkunde deutscher Prose in seinen Thesaurus antiquit. German. Tom. I. auf. Andere Ausgaben sind angezeigt in Koch's Handbuche. Ein neuer Abdruck mit lateinischer Uebersetzung und einigen kritischen Anmerkungen findet sich in Michaeler's schon oben angeführten Tabulae antiquiss. Teuton. linguae dialectorum, Part. III. p. 84.

nigſten in die Declination lateiniſcher und griechiſcher Nahmen unter deutſchen Wörtern b).

Kero's, eines Mönchs zu St. Gallen, fränkiſche, in den Feſſeln des Latinismus ſteif einherſchreitende Ueberſetzung der Regel des heil. Benedict, aus der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts, gehört in eben dieſe Claſſe von Schriften, die hier genannt werden müſſen, aber nicht genauer angezeigt werden können c).

Früher

b) Als Probe dieſes älteſten Documents der litterariſchen Cultur der deutſchen Proſe mag die folgende Stelle dienen. Umbi dhazs ſelba quhad auh in Jobes boohhum: Spahida dhes gotlichhin fater huuanan findis? Dhiu chiholan iſt fona manno augom, joh fona allem himil fleugendem iſt ſiu chiborgan. Siu iſt chiuuiſſo ſelben Angilum unchundiu. — Bidhiu huuanda dhazs zi uuare iſt ubar hepfendi Angilo firſtandan joh iro chiuuizs, huuer manno mac izs dhanno chirahhon? — Das heißt in einer wörtlichen Ueberſetzung: Um daſſelbe (deßhalb) heißt es auch in Hiob's Buche: Weisheit des göttlichen Vaters wo findeſt (du ſie)? Die verhüllet iſt von (vor) Mannes (Menſchen) Augen; und von (vor) allen Himmelfliegenden (Vögeln des Himmels) iſt ſie geborgen (verborgen). Sie iſt gewiß ſelbſt den Engeln unkundig (unbekannt). — Nun wo (da) das (dieß) zwar (ſogar) iſt überhüpfend (überſteigend) Engel-Verſtand und ihr Wiſſen (ihre Begriffe), wer Mann (welcher Menſch) mag es denn berichten? — Welch ein beſtimmtes Hochdeutſch in ſo frühen Zeiten! In dieſer uralten Schrift findet man auch noch kein Chriſti, Chriſto, Chriſtum, oder Jeſu und Jeſum, ſondern Chriſt, Chriſtes; Jeſus, Jeſuſes. Selbſt der Nahme Cyrus wird (cap. III. §. 3.) deutſch declinirt Cyres (des Cyrus); Cyre (dem Cyrus).

c) Kero's Arbeit iſt zu finden bei Schilter Tom. I.

Früher noch, als dem fränkischen Dialekte, müßte dem niederdeutschen eine litterarische Cultur durch geistliche Schriften zu Theil geworden seyn, wenn die niederdeutsche, mit fränkischen Wörtern gemischte Harmonie der Evangelien, die sich in England, zu Oxford in der Cottonischen Bibliothek, erhalten hat und unter dem Nahmen Codex quadrumanus und Liber Canuti bekannt ist, wirklich, wie man hat wahrscheinlich machen wollen, schon aus dem fünften Jahrhundert abstammte. Aber wenn dieses merkwürdige Denkmal des niederdeutschen Dialekts auch schwerlich von so hohem Alter ist, so reicht es doch höchst wahrscheinlich über die Zeit Carl's des Großen hinaus; denn die Sprache ist dieselbe, die wir in andern Proben des Niederdeutschen aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts finden, da die Franken den Sachsen das Christenthum aufzudrängen anfingen. Unter günstigeren Umständen hätte also der niederdeutsche oder alte sächsische Dialekt leicht zu gleichem Ansehen mit dem fränkischen kommen können, nach welchem er sich zu modeln angefangen hatte [d]).

Mehrere

und in Goldast's Scriptor. rerum Alemann. Tom. II. part. I.

d) Weil sich dieser alte Codex in England befindet, so wurde die Sprache von Engländern, die vermuthlich kein Deutsch verstanden, für eine Art von Angelsächsisch gehalten. Adelung nennt die Sprache dieses Codex Niederrheinisch; und am Niederrhein berührten allerdings die Franken und Sachsen einander so, daß ihre Dialekte leicht zusammenstießen konnten. Aber eine genauere Ansicht dieses Niederrheinischen lehrt bald, daß es nichts anderes, als wahres Niederdeutsch oder Sächsisch, nur mit fränkischen Wörtern gemischt, ist.

Mehrere andere der frühesten geistlichen Schriften, Gebete, Beichtformeln, im fränkischen, alemannischen, und ohne Zweifel auch in andern Dialekten wirkten eben dahin, die deutsche Sprache an den Ausdruck abstracter Vorstellungen zu gewöhnen, und sie dadurch brauchbar zur wissenschaftlichen Prose zu machen e).

Aber weit merkwürdiger, als alle diese geistlichen Denkmäler der deutschen Sprache aus den Jahrhunderten vor Carl dem Großen ist für die schöne Litteratur ein Fragment, das sich von einer alten Rittergeschichte vermuthlich aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts erhalten hat f). Dieses, von den Litteratoren bisher nur

ist. Ich wähle zur Probe eine Stelle aus dem Fragmente, das sich bei Michaeler (Parte III. p. 52.) als Probe des ältesten fränkischen Dialekts findet. — Than was thar en gigamalod (nach dem skandinavischen *gamla;* alt) man, that was fruod gomo habda ferehtan hugi. Was fan liuden Levias — Zacharias was hie hetan. That was so salig man, huand hie simblon gerno Gode theonoda, &c. Das heißt, wörtlich in ein neueres, z. B. Braunschweigisches, Plattdeutsch übersetzt: "Dann was dar en old Mann, dei was — (das Folgende ist kein Niedersächsisch, bis zu den Worten) Was van den Lüden Levias. Zacharias was hei heten. Dei was so (en) seelig Mann, also dat (huand ist fränkisch) hei immer geren Gott deinde, u. s. w. — Vergl. oben Seite 41. die Anmerk. p. — Eben lerne ich noch, daß es auch in Deutschland Handschriften dieses Codex giebt. S. Hrn. Docen's Miscellen.

e) Nachweisungen über alle diese Schriften liefert Koch's Handbuch.

f) Es findet sich, so viel ich weiß zum ersten und einzi-

nur beiläufig genannte und keiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigte Fragment unterscheidet sich schon durch die Sprache von allen übrigen deutschen Schriften aus demselben Zeitalter; denn der Dialekt, in dem es geschrieben, ist weder reines Fränkisch, noch Niedersächsisch, mit fränkischen Wörtern gemischt, sondern sehr altes Fränkisch, nach dem niedersächsischen Klange gemodelt, und gemischt mit niedersächsischen Wörtern. Der unbekannte Verfasser scheint also ein Niedersachse gewesen zu seyn, der sich bemühte, Fränkisch zu schreiben [s]). Aber daß dieser Unbekannte, so lange Zeit vor der Erscheinung des Ritterromans in der französischen und spanischen Litteratur, eine Geschichte schreiben, vielleicht gar nur nach einer noch älteren Handschrift abschreiben konnte, die zu der Gattung der Ritterromane, oder vielmehr Heldenromane im weiteren Sinne, unverkennbar gehört, beweiset auch, daß die ganze Gattung viel älter ist, als man gewöhnlich

gen Male, abgedruckt in den höchst schätzbaren, zur Kenntniß der älteren deutschen Sprache und Litteratur noch lange nicht genug benutzten Commentarii de rebus Franciae orientalis von Joh. Georg von Eckhart (Würzburg, 1729, in 2 Foliobänden), Tom. I. p. 864, mit dem Beisatze: Ex Codice Hasso-Casselano. Also ist die Handschrift vermuthlich noch in Cassel zu finden.

s) Zu dem Irrthume, die Sprache dieser Rittergeschichte für niedersächsisch zu halten, scheinen die niedersächsischen Worte, mit denen es anfängt, Veranlassung gegeben zu haben. Diese Worte sind: Ik gihorta that seggen (Ich hörte das sagen). Alles Folgende ist offenbar Fränkisch, nur mit niedersächsischen Wörtern gemischt. Jener Irrthum, der aus Eckhart's Angabe stammt, ist fortgepflanzt durch Adelung und in Koch's Handbuche.

lich glaubt, und daß sie am Ende wohl gar deutschen Ursprungs seyn möchte. Doch die Merkwürdigkeit dieses alten Fragments für die deutsche Litteratur wird vollendet dadurch, daß in ihm schon der Keim der nationaldeutschen Dichtungen erscheint, aus denen in den folgenden Jahrhunderten das Lied der Nibelungen und das Heldenbuch erwachsen sind. Der Zusammenhang der Begebenheiten in dem Fragmente zeigt dieß freilich nicht. Das ganze Fragment ist so kurz, daß man kaum einen Zusammenhang erkennt. Aber die Nahmen Hildebrand und Dieterich, die schon in diesem alten Romane, und nachher in dem Nibelungenliede und dem Heldenbuche glänzen; die Erwähnung des Hunnenreichs, das wir aus dem Nibelungenliede näher kennen lernen, schon in demselben alten Romane; diese und noch manche andere Uebereinstimmung macht es wohl gewiß, daß die Kette aller dieser nationalen Sagen und Dichtungen der Deutschen bis tief in die Zeiten vor Carl dem Großen hinab reicht, und daß das Fragment, dem man bisher so wenig Aufmerksamkeit gegönnt hat, in jener Kette eines der ersten Glieder ist. Mehr darüber wird bei der Anzeige des Liedes der Nibelungen gesagt werden müssen [h]).

Kaum

h) Zum Beweise, daß die Grundlage der Sprache in diesem alten Romane fränkisch und nicht Niedersächsisch ist, diene folgende Stelle: Forn her Oftar gih, ueit floh her Otachres nid, bina miti Deotrihhe enti sinero degano filu. Iser furlaet in lante luttila sittea, prut in bure, barn unuuahsan, arbeo losa. Wörtlich übersetzt: "Bevor er (nach dem) Orient ging, weit floh er Otachers (Odoacer's) Neid, beinahe

Kaum dürfen wir erwarten, durch den Fle der litterarischen Alterthumsforscher entdeckt zu sehe welches das älteste noch vorhandene G dicht in deutscher Sprache ist. Die wir b jetzt als die ältesten kennen, sind sämmtlich geis lichen Inhalts, vermuthlich aus dem neunte Jahrhundert, und überdieß nur Uebersetzunge lateinischer Kirchenlieder, zum Theil ohn Sylbenmaß und Reim, und so buchstäblich nac dem Lateinischen, daß man aus ihnen nicht einma die älteste deutsche Versification kennen lernen kann Man sieht deutlich, daß die Uebersetzer auf Alles Verzicht thaten, was die pünktlichste Treue der Uebertragung der Bedeutungen jedes lateinischen Worts in ein deutsches hätte zweifelhaft machen können i). Gewiß genug ist indessen, daß der Reim schon

(ungefähr zu gleicher Zeit) mit Dieterich (Theodorich) und seiner Degen (Helden) vielen. Er verläßt im Lande seine Kleinen, die Braut im Gebauer (Gemache), die Kinder unerwachsen, erbelos". — Braut ist hier noch einerlei mit Gemahlin.

i) Drei solcher alten fränkischen Uebersetzungen lateinischer Kirchenlieder stehen nach einer Oxfordischen Handschrift abgedruckt in Eckhart's Comment. de rebus Franc. orient. Tom. II. p. 984. Zwei derselben sind Lobgesänge am Morgen, und wahrhaft poetisch; aber darum doch kaum Denkmäler der deutschen Poesie zu nennen, weil sie ohne Reim und Sylbenmaß buchstäblich aus dem Lateinischen übertragen sind, wie z. B. die folgende Strophe:

Seinuntes ortfruno himiles,
Du der Manun leoht nahtin
Sunnun tago lauftim
Kauuillemu Kastudnos fadez

nach

schon damals der deutschen Poesie eigen war, und selbst man gewöhnlich in kurzen Versen reimte, vielleicht war auch schon im neunten Jahrhundert die Abtheilung der Verse in Strophen von vier Zeilen beliebt. Außer einem auf diese Art geordneten geistlichen Liede aus dem neunten Jahrhundert [k]), zeigt uns auch Ottfried's Harmonie der Evangelien aus demselben Zeitalter, welche Versart damals der deutschen Poesie die angemessenste schien [l]). Ottfried's Arbeit, mehr ein Werk des Fleisses, als des Geistes, hat nur einige Stellen, aus denen man sieht, daß der Mann, der sich ein so großes Verdienst um die Cultur seiner Muttersprache erwarb [m]), nicht ohne poetische Anlagen war,

nach den lateinischen Zeilen:

Fulgentis author aetheris,
Qui lunam lumen noctibus,
Solem dierum cursibus
Certo fundasti tramite.

k) Der fleißige Litterator Hr. Docen theilt dieses alte geistliche Lied aus dem neunten Jahrhundert mit in seinen Miscellen zur Gesch. der deutschen Litt. Band I. S. 4. Dieses Lied würde das älteste bis jetzt bekannte deutsche Gedicht zu nennen seyn, wenn es nicht höchst wahrscheinlich auch nur Uebersetzung wäre. Doch geben ihm wenigstens der Reim und Vers ein Nationalgepräge. Es hat aber nur drei Strophen. Hier ist die erste:

Unsar trohtin hat forsalt
Sancte Petre giuualt,
Daz er mac ginerian
Ze imo dingenten man.

l) Hr. Docen glaubt, daß man auch Ottfried's Verse in vierzeilige Strophen oder Tetrastichen abtheilen müsse. Das Werk selbst, die Harmonie der Evangelien von Ottfried, ist bekannt genug, besonders aus Schilter's Thesaurus, Tom. I.

m) Vergl. oben, Seite 43.

Kaum dürfen wir erwarten, durch den Fleiß der litterarischen Alterthumsforscher entdeckt zu sehen, welches das älteste noch vorhandene Gedicht in deutscher Sprache ist. Die wir bis jetzt als die ältesten kennen, sind sämmtlich geistlichen Inhalts, vermuthlich aus dem neunten Jahrhundert, und überdieß nur Uebersetzungen lateinischer Kirchenlieder, zum Theil ohne Sylbenmaß und Reim, und so buchstäblich nach dem Lateinischen, daß man aus ihnen nicht einmal die älteste deutsche Versification kennen lernen kann. Man sieht deutlich, daß die Uebersetzer auf Alles Verzicht thaten, was die pünktlichste Treue der Uebertragung der Bedeutungen jedes lateinischen Worts in ein deutsches hätte zweifelhaft machen können i). Gewiß genug ist indessen, daß der Reim schon

(ungefähr zu gleicher Zeit) mit Dieterich (Theodorich) und seiner Degen (Helden) vielen. Er verläßt im Lande seine Kleinen, die Braut im Gebauer (Gemache), die Kinder unerwachsen, erbelos". — Braut ist hier noch einerlei mit Gemahlin.

i) Drei solcher alten fränkischen Uebersetzungen lateinischer Kirchenlieder stehen nach einer Oxfordischen Handschrift abgedruckt in Eckhart's Comment. de rebus Franc. orient. Tom. II. p. 984. Zwei derselben sind Lobgesänge am Morgen, und wahrhaft poetisch; aber darum doch kaum Denkmäler der deutschen Poesie zu nennen, weil sie ohne Reim und Sylbenmaß buchstäblich aus dem Lateinischen übertragen sind, wie z. B. die folgende Strophe:

Seinautes ortfruno himiles,
Du der Manun leoht nahtim
Sunnun tago lauftim
Kauuisemu Kastudnos fadez

nach

schon damals der deutschen Poesie eigen war, und daß man gewöhnlich in kurzen Versen reimte. Vielleicht war auch schon im neunten Jahrhundert die Abtheilung der Verse in Strophen von vier Zeilen beliebt. Außer einem auf diese Art gereimten geistlichen Liede aus dem neunten Jahrhundert [k]), zeigt uns auch Ottfried's Harmonie der Evangelien aus demselben Zeitalter, welche Versart damals der deutschen Poesie die angemessenste schien [l]). Ottfried's Arbeit, mehr ein Werk des Fleisses, als des Geistes, hat nur einige Stellen, aus denen man sieht, daß der Mann, der sich ein so großes Verdienst um die Cultur seiner Muttersprache erwarb [m]), nicht ohne poetische Anlagen war,

nach den lateinischen Zeilen:

Fulgentis author aetheris,
Qui lunam lumen noctibus,
Solem dierum cursibus
Certo fundasti tramite.

k) Der fleißige Litterator Hr. Docen theilt dieses alte geistliche Lied aus dem neunten Jahrhundert mit in seinen Miscellen zur Gesch. der deutschen Litt. Band I. S. 4. Dieses Lied würde das älteste bis jetzt bekannte deutsche Gedicht zu nennen seyn, wenn es nicht höchst wahrscheinlich auch nur Uebersetzung wäre. Doch geben ihm wenigstens der Reim und Vers ein Nationalgepräge. Es hat aber nur drei Strophen. Hier ist die erste:

Unsar trohtin hat forsalt
Sancte Petre giuualt,
Daz er mac ginerian
Ze imo dingenten man.

l) Hr. Docen glaubt, daß man auch Ottfried's Verse in vierzeilige Strophen oder Tetrastichen abtheilen müsse. Das Werk selbst, die Harmonie der Evangelien von Ottfried, ist bekannt genug, besonders aus Schilter's Thesaurus, Tom. I.

m) Vergl. oben, Seite 43.

gar, und vielleicht ein Dichter geworden wäre, wenn er nicht die Poesie in seinem Werke nur als eine Nebensache mitgenommen hätte. Der Zweck seiner mühsamen, dem widerstrebenden Zeitalter abgerungenen Harmonie der Evangelien ist durchaus religiös. Bei weitem der größte Theil des Werks ist gereimte Prose. Wo es sich der Poesie nähert, scheint Ottfried, ohne es selbst zu wissen, von seinem Enthusiasmus für die Sache zu einer höheren Sprache hingerissen zu seyn n).

Von Nahmen deutscher Dichter aus diesen frühen Zeiten finden wir gar nichts angemerkt, wenn wir nicht Ottfried unter die Dichter stellen wollen. Von

n) Zu diesen Stellen, wo Ottfried's Sprache poetisch wird, gehört der Anfang des Schlußcapitels:

Selben Christes stiuru
Joh sinera ginadu
Bin nu zi thiu gifierit
Zi stade hiar gimierit.
Bin nu mines uuortes
Gikerit heimortes.
Joh uuill es duan nu enti
Mit thiu ih fuar ferienti.
Nu uuill ih thes giflazan,
Then segal nitharlazan,
Thas iu thes stades feste
Min ruader nu gireste.

Daß heißt: "Mit Hülfe Christi selbst und seiner Gnade bin (ich) nun dahin geführt, zum Gestade her getrieben. Bin nun meines Wortes gekehret heimwärts, und will es thun zu Ende (endigen) mit dem ich fuhr auf der Fährte (dem Schiffe). Nun will ich, dieß beendet, das Seegel niederlassen, daß in des Gestades Veste mein Ruder nun raste". — Man sieht aus dieser Probe zugleich, wie Ottfried die Sylben maß, oder nur zählte.

Von einem Dichter Kazungali, der noch vor Ottfried gelebt haben soll, kann nicht mehr die Rede seyn, seitdem hinlänglich erwiesen ist, daß man die Existenz eines deutschen Dichters dieses Nahmens zu glauben durch ein bloßes Mißverständniß verleitet wurde o).

Eine versificirte Erzählung vom Gespräch Christi mit der Samaritanerin, nach der Bibel, von einem unbekannten Verfasser, vermuthlich aus den Zeiten Ottfrieds, verdient wegen einer gewissen Naivetät, zu der freilich der Gegenstand selbst aufforderte, bemerkt zu werden. Auch hier zeigen sich die kurzen Verse, ohne genaue Sylbenquantität, nach der damals üblichen Art zu reimen p).

In

o) Das Versehen, das die Herausgeber der Monumenta Boica begingen, als sie aus dem fränkischen Worte Kazungali (Gezüngel, für Redner kunst) einen Poeta Kazungali machten, ist aufgedeckt von Hrn. Docen in seinen Miszellen, Band I. S. 24. Unterdessen war dieser seltsame Dichternahme in mehrere litterarische Werke hinübergewandert; und das fränkische Gebet, das zu dem Irrthume Veranlassung gegeben hat, war gar als ein deutsches Gedicht aufgeführt.

p) Man findet dieses Gespräch bei Schilter, Tom. II. und bei Michaelen am angef. O. Parte III. p. 160. Hier sind einige Zeilen, zur Anzeige der Sprache und Versification.

Quam forte Samario
Eiu quena fario
Scephan thaz uuazzer.
Thannanoh so saz er,
Wurban sina thegena
Besina lipleina.
Bat er sih ketrinken, &c.

Ueber-

In eben diese Zeiten gehört vermuthlich auch die älteste uns übrig gebliebene deutsche Legende in Versen, eine Erzählung von den Wunderthaten des heil. Georg oder Georio, wie er in der fränkischen Urschrift heißt. Nur ein Fragment davon ist der Vergessenheit entrissen. Poetischer Geist blickt nicht daraus hervor [q]).

Unabhängig von kirchlichen Zwecken und mit einiger Selbstständigkeit erscheint die deutsche Poesie zum ersten Male in einem heroischen Gesange, einem Siegesliede auf den westfränkischen oder französischen König Ludwig III., nachdem er im Jahre 883 die räuberischen Normänner zurückgeschlagen hatte [r]). Hier ist poetischer Geist nicht zu verkennen; aber er kämpft mit einer wenig gebildeten Sprache, und mit der ganzen Rohheit des Zeitalters [s]). Beiläufig beweiset dieses Gedicht, daß

Uebersetzt: Kam von Samaria ein Weib (quena, wie noch im Schwedischen quinna; daher das englische Queen) sofort (zu) schöpfen das Wasser. Da annoch so saß er (er saß), warben (waren beschäftigt) seine Degen (Diener), anzuschaffen Lebensmittel. Bat er sich zu trinken ꝛc.

q) Dieses alte Denkmal der fränkischen Sprache und Versskunst wurde aus dem Dunkel hervorgezogen von dem dänischen Litterator Rostgaard, und herausgegeben von dem Dänen Sandvig unter dem Titel: Lectionum Theotiscarum specimen. Carminis antiqui de S. Georgio fragmentum. Hafn. 1783, in 8.

r) In Schilter's Thesaurus, Tom. II. Andere Ausgaben und Bearbeitungen sind angezeigt in Koch's Handbuche.

s) Die vorzüglichste Stelle ist die folgende:
Tho nam her skild indi sper,
Ellian licho reit her.

Uuolt

daß auch nach der Trennung Frankreichs von Deutschland noch gegen das Ende des neunten Jahrhunderts die deutsche Sprache bei den Westfranken oder Franzosen als alte Nationalsprache in Ansehen stand.

Wenn wir die deutsche Poesie vom neunten Jahrhundert an bis zum zwölften nach den wenigen Denkmälern beurtheilen dürfen, die sich aus dem zehnten und eilften Jahrhundert erhalten haben, oder bis jetzt wieder bekannt geworden sind, so rückte sie im Ganzen während dieser Zeit wenig vor,

Uuolt her uuarer rahchon
Sina uuidersahchon.
Tho ni uuaz iz buro lango,
Fand her thio Nortmannon.
Godelob, sagera.
Her siht, des her gereda.
Thar Kunig reit kuono,
Sang lioth frano,
Joh alla samau sungan
Kyrieleison.
Sang was gesungen,
Uuig uuas bigunnen.
Bluot skein in uuangon
Spilodunder Vrankon.
Thar raht thegeno gelih
Nichein so, so Hludouuig.

Uebersetzt: Da nahm er Schild und Speer. Elendes ritt er; wollt' er wahrlich rächen seine Widersacher (sich an ihnen). Da nicht war es dauernd lange, (so) fand er die Normänner. Gottlob! sagte (er). Er sieht, daß er begehrte. Der König reitet kühn, sang (ein) Lied fromm; und alle zusammen sangen Kyrieleison. Sang war gesungen; Kampf war begonnen. Blut schien in (den) Wangen spielender (fechtender) Franken. Da rächte (sich), Degen gleich, (wie ein Held) niemand so, als Ludwig.

vor, aber sie erweiterte doch ihre Herrschaft über die Sprache, bereicherte sich mit neuen Bildern, und wurde immer gewandter, und unabhängiger von der lateinischen Phraseologie.

Einen höheren Schwung mußte die poetische Sprache der Deutschen nehmen, als sich die Uebersetzer biblischer Schriften an die Psalme wagten. In dieser Hinsicht ist der fränkische Psalter von Notker Labeo merkwürdig [t]). Daß dieser Notker, Abt zu St. Gallen in den ersten Decennien des eilften Jahrhunderts, dieselbe Person mit dem Mönche Kero von St. Gallen sey, der im achten Jahrhundert die Regel des heil. Benedict in fränkisches und doch undeutsches Deutsch übersetzte [u]), können nur diejenigen glauben, die die Sprache Beider nicht genauer verglichen haben. Notker's Sprache ist nicht nur bei weitem freier, natürlicher, und wegen ihrer näheren Verwandtschaft mit dem neueren Hochdeutsch verständlicher; sie hat auch, ungeachtet ihr das Sylbenmaß fehlt, einen gewissen Rhythmus; und was die Kraft des Ausdrucks betrifft, möchte sie wohl vor den meisten neueren Uebersetzungen der Psalmen den Vorzug verdienen [x]).

Aber

t) In Schilter's Thesaurus, T. I.

u) Die Meinung, daß Notker und Kero eine und dieselbe Person sey, wurde aufgestellt von Eckhart, dem Verfasser der Commentarii de rebus Franc. orientalis. Michaeler, sonst ein so trefflicher Kenner, läßt die Sache unentschieden. Alle übrigen Sprachforscher und Litteratoren, die des Notker erwähnen, unter ihnen auch Adelung, unterscheiden ihn bestimmt von dem weit älteren Kero. Vergl. oben Seite 69.

x) Was für ein undeutsches Deutsch der Mönch Kero schrieb, hat auch Adelung angemerkt, und zum Beweise folgende

Aber wie um dieselbe Zeit ein anderer Latinismus die deutsche Sprache unter den Händen ihrer geistlichen Bearbeiter zu entstellen anfing, zeigt auffallend die Paraphrase des Salomonischen hohen Liedes von Willeram, Abt zu Ebersberg in Baiern y). Dieser Geistliche, der in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts lebte, scheint eine Vorliebe für das hohe Lied gehabt zu haben. Er hat es auch lateinisch in barbarischen Hexametern

folgende Stelle gewählt: Zekeserenne ist kenuesso fona uns dera truhtinlihhun scuala dera deonosti, in dera keserridu necuueht sarfer, necuueht suuarre unz keserrente uuananemes; das ist, Wort für Wort ausgedrückt das Lateinische: *Constituenda est ergo a nobis Dominici schola servitii, in qua institutione nihil asperum, nihil grave nos constituturos speramus.* Nun vergleiche man damit einige Stellen aus Notker's Psalmen; z. B. Mina uuega behuoto ih so, daz ih mittero zungin no missetuoe. So mir der sundigo uuidere uuas, so huoto ih mines uundes. Ih irstummeta unde gediemhota mih &c. Nach dem Lateinischen: *Custodiam vias meas, vt non delinquam in lingua mea. Posui ori meo custodiam, cum consisteret peccator adversum me. Obmutui et humiliatus sum.* Wer sieht hier nicht, wie der deutsche Psalmist, um der Sprache willen, von der lateinischen Wortordnung abgewichen ist, und wie sich dieses fränkische Deutsch dem schwäbischen nähert! — Eben so in der folgenden Stelle aus einem anderen Psalme: Der Israelis Got, uuico guot der ist, dien, die rehte sint in iro herzen! Aber mine fuozze umangto nah abe. Mine genge sint nah ze uuitsueifte unorden. Nach dem Lateinischen: *Quam bonus Israel Deus his, qui recto sunt corde! Mei autem pene moti sunt pedes. Pene effusi sunt gressus mei.*

y) Bei Schilter, Tom. I.

tern paraphrasirt. Die deutsche Paraphrase ist in Prose verfaßt. Sie ist im Ganzen nicht ungelenkig, und, wie es scheint, nicht ohne Gefühl für die Poesie des Originals unternommen. Aber nicht nur die Nahmen erscheinen hier mit lateinischer Declination; ganze lateinische Wörter und Phrasen sind in den deutschen Text eingemengt. So kündigte sich von dieser Seite das Kauderwelsch, das im siebzehnten Jahrhundert die Schande der deutschen Litteratur wurde, schon in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts an [z]).

Daß in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts mehrere heroische Gesänge, vielleicht epische, in deutscher Sprache bekannt waren, scheint der Anfang des bei weitem vorzüglichsten aller deutschen Gedichte zu beweisen, die uns aus diesen Zeiten, und überhaupt aus den Jahrhunderten vor dem schwäbischen Zeitalter, übrig geblieben sind. Dieses poetische Kleinod ist der Hochgesang zum Andenken des heil. Anno, Erzbischofs zu Cölln.

z) Hier ist der Anfang der Arbeit von Willeram: Cusser mih mit cusse sines mundes. Dicco giehiez er mir sine cuonft (Oft verhieß er mir seine Ankunft) *per prophetas*. Nu cume er selbo, unte cusse mih mit dero suaze sines *evangelii*. Uuanto besser sint dine spunne (Brüste) demo uuine! Sie stinchente (duften) mit den bezzesten salbon. — An dem Worte Stinken wird sich hier niemand ärgern, wer weiß, daß es im älteren Deutschen überhaupt so viel als Duften bedeutet. — An einer anderen Stelle dieser Paraphrase wird gesagt: Do der Kuning gesaz uffe sinemo stuole, do begunde min salbuuurz mer unte mer ze stinkene. Uuanta sih Got von himile here ze erdon gebrohta durh minen uuillon, des de flizlichor uuillo ih imo dankau mit *odore spiritualium virtutum*.

Cölln a). Der Nahme des Dichters ist verschwunden; aber dem Ungenannten sichert sein Werk die Unsterblichkeit. Von einem Gedichte, wie dieses, findet sich keine Spur in der früheren poetischen Litteratur der Deutschen. Auch das oben angezeigte Siegeslied auf den König Ludwig tritt neben diesem Hochgesange weit in das Dunkel zurück. Das ganze Gedicht ist ein Erguß des Genies, nicht ohne Flecken und Mängel, aber voll gediegener Kraft und Fülle des Gefühls und der Sprache. Es darf bestimmt zu der lyrischen Gattung gezählt werden, ob es sich gleich in erzählenden Digressionen, die den lyrischen Theil selbst zu verschlingen scheinen, über die ganze Weltgeschichte verbreitet. Lyrisch ist der Ton des Ganzen. Nach lyrischer Art ist es auch in Strophen abgetheilt. Die Strophen, deren neun und vierzig, die meisten von mehr als zwanzig Zeilen, gezählt werden, sind nicht kunstreich. Reim folgt auf Reim in unregelmäßigen kurzen Zeilen. Sehr oft vertritt eine bloße Assonanz

a) Dieser von Martin Opitz in einer Bibliothek zu Breslau entdeckte und von ihm im Jahre 1639 zuerst herausgegebene Rhythmus de S. Annone wurde wieder abgedruckt in der unvollendet gebliebenen Ausgabe der Werke Opitz'ens, die Bodmer und Breitinger besorgten. Ein anderer, sehr incorrecter Abdruck findet sich bei Schilter, im Thesaurus Tom. I. Noch bekannter hätte das Gedicht durch den Abdruck und die Uebersetzung von dem verdienstvollen Historiker Hrn. Hegewisch (im Deutschen Magazin von 1791) werden können. Aber selbst durch Herder's gerechtes Lob ist es noch lange nicht bekannt genug geworden. Es verdient schon als die beste Einleitung in die romantische Poesie des schwäbischen Zeitalters eine neue kritische Bearbeitung.

nanz die Stelle des Reims. Die Sprache ist zwar noch fränkisch, aber dem schwäbischen Dialekte so nahe verwandt, daß sie zuweilen ganz in ihn übergeht. In diesen metrischen und grammatischen Formen ist eine, nach unsern Begriffen seltsame, aber im Geiste des Zeitalters durchaus natürlich zusammenhängende Masse romantischer Vorstellungen entfaltet. Von einer moralischen Reflexion geht die Dichtung aus. Es sey Zeit, sagt der Dichter, nachdem so viel von Heldenthaten gesungen, ein Muster zur frommen Nachahmung aufzustellen. b). Als ein solches Muster verdiene niemand mehr aufgestellt zu werden, als der heil. Anno, der eben erst der Welt entrissen worden. Hier, wo ein gemeiner Lobredner sogleich die Verdienste des gefeierten Mannes aufgezählt haben würde, führt den Dichter die Betrachtung aller menschlichen Verdienste zur Schöpfung der Welt zurück. Gott, sagt er, habe die Engel und Menschen über alle übrigen Geschöpfe erhoben; und während der ganze übrige Theil der Welt den Gang

b) Das Gedicht fängt so an:

Wir horten je dikke singen
Von alten dingen,
Wi snelle heliden vuhten,
Wi si veste burge brechen,
Wi sih liebin winisceste schieden,
Wi riche Kunige al zegingen.
Nu is ciht, daz wir denken,
Wi wir selve sulin enden.

(Wir hörten gar oft singen von alten Dingen, wie tapfere Helden fochten, wie sie feste Burgen brechen, wie sich liebe Freundschaften (winisceft, im Schwedischen Vänskap, Freundschaft), wie reiche (mächtige) Könige all zergingen. Nun ist (es) Zeit, daß wir denken, wie wir selbst sollen enden.)

Gang gehe, den Gott ihm angewiesen, habe sich nur eine Partei der Engel und nach ihnen der Mensch gegen das Gesetz des himmlischen Herrschers empört. Diese Stelle gehört zu den schönsten in dem Gedichte. Sie glänzt von mahlerischer Wahrheit c).

Seits

c) Die ganze Strophe muß hier stehen.
Dü sih Lucifer dü ce ubile gevieng,
Unt Adam diu Godis wort ubirgieng,
Du balch sig es Got desti mer,
Daz her andere sine werch sach rehte gen.
Den manen unten sunnen,
Di gebin ihre liht mit wunnen.
Di sterrin bihaltint ire vart.
Si geberint vrost unte hizze so starch.
Daz fuir havit ufwert sinen zug,
Dunner unte wint irin vlug,
Di wolken dragint den reginguz,
Nidir wendint wazzer irin vluz.
Mit blumin cierint sich diu lant,
Mit loube dekket sich der walt.
Daz wilt habit den sinin ganc,
Scone is der vugil sanc,
Ein iwelich ding diu é noch havit,
Di emi Got van erist virgabit,
Newere di zuei gescefte,
Di her geschuft di bezziste,
Di virkerten sich in diu doleheit.
Dannin hubin sich diu leit.

(Da sich Lucifer nun dem Uebel gefangen gab, und Adam Gottes Wort übertrat, da erzürnte sich Gott deß desto mehr, weil er andere seiner Werke sah recht gehn. Der Mond und die Sonne, die gaben ihr Licht mit Wonne. Die Sterne behalten ihre Fahrt. Sie gebären Frost und Hitze so stark. Das Feuer hat aufwärts seinen Zug; Donner und Winde ihren Flug. Die Wolken tragen den Regenguß. Nieder wenden die Wasser ihren Fluß. Mit Blumen zieren sich

Seitdem, fährt die Dichtung fort, Christus die Siegesfahne erhoben, sey das Heil der Welt zurückgekehrt; und keine der kleinsten Wohlthaten des Heilandes sey, daß er der Gemeine zu Cölln einen Anno zum Hüter bestellt habe. Der Ruhm dieser Gemeine habe den Bischof, aber der Bischof auch sie verherrlicht. Das Lob der Bischofsstadt Cölln erinnert den Dichter an die Vorzeit. Nach den romantischen Sagen stammten die Franken, zu deren Gebiete Cölln gehörte, von den Trojanern ab. Das Gedicht verbreitet sich nun in mehreren Richtungen über die ganze Weltgeschichte nach den verworrenen Vorstellungen, auf die sich damals die Geschichtskunde einschränkte; aber immer bezieht sich die Erzählung auf Cölln und seinen heiligen Bischof Anno. Nach der bekannten Vision des Propheten Daniel, die zu der Vorstellung von den vier Monarchien der alten Welt Veranlassung gegeben hat, wird jene Vision selbst von dem Dichter mahlerisch beschrieben, und die fabelhafte Geschichte der vier Monarchien erzählt. Romantische Wunder von Alexander dem Großen werden berichtet. Am ausführlichsten verweilt die Erzählung bei den Römern. Sie soll zeigen, wie die Römer mit den Deutschen, nahmentlich mit den Franken, in Verbindung gekommen; und weil doch auch die Römer, nach der Sage, von den Trojanern abstammen sollen, so schweift

die Lande (Gefilde); mit Laube decket sich der Wald. Das Wild hat seinen Gang; süß ist der Vögel Sang. Ein jeglich Ding das Gesetz noch hat, das ihm Gott zu Anfang gab. Nur die zwei Geschaffenen, die er schuf die besten, die verkehrten sich in die Thorheit. Von dannen erhub sich vieles Leid.)

schweift die Erzählung noch ein Mal nach der Geschichte von Troja und seiner Zerstörung aus, um zu dem Trojaner Frankus zu gelangen, der das Frankenreich gestiftet haben soll. Eine herrliche Beschreibung des Sieges, den Julius Cäsar in der pharsalischen Ebene über Pompejus erfocht, ist die schönste Stelle in diesem abenteuerlichen Gemählde der römischen Geschichte [d]). Endlich eilt die Erzählung von der Epoche der Geburt Christi zur Stiftung des Erzbisthums in Cölln. Nun folgt das Lob der Tugenden des Anno. Dann wird die Vision beschrieben, die dieser Heilige gehabt, als er, schon dem Tode nahe, in den Himmel blickte, und den für ihn bestimmten Stuhl erkannte. Den Beschluß macht der Bericht von einem Wunder, das die Heiligkeit des Verstorbenen nachdrücklich beweisen soll. Das Gedicht hat also, ungeachtet des weitläuftigen historischen Apparats und dessen phantastischer Entstellung, eine wahrhaft lyrische Composition, die öfter an Pindar's Manier erinnert.

d) Oy, wi di wifine clungin,
Da di marin cisamine sprungin!
Herehorn duzzin,
Becche blutis fluzzin.
D'erde diriuntini diuniti.
Di helle in gegine gliunte,
Da di heristen in der werilte
Suchtin sich mi suertin, &c.

(Ha! [der schwäbischen Dichter Hei!] wie die Waffen klangen, da die Rosse zusammensprangen! Heerhörner ertoseten. Bäche Blutes flossen. Die Erde drunten dröhnte. Der Glanz glühte ihnen entgegen, als die Ersten in der Welt sich suchten mit Schwertern, u. s. w.

nert. Und so weit auch im Ganzen der fränkische Hymnendichter hinter den griechischen zurücktreten muß, darf er doch ein Geistesverwandter Pindar's genannt werden. Was sein Gedicht an mehreren Stellen Mattes, Prosaisches und Geschmackloses hat, wird durch die Schönheit anderer Stellen hinlänglich vergütet. Auch die schöne Menschlichkeit, die besonders aus der Beschreibung der Tugenden des Anno spricht, hat dichterischen Werth. Ueberhaupt hat sich die deutsche Poesie vor dem schwäbischen Zeitalter über die Höhe dieses Gedichts nicht erhoben.

Noch einige Gedichte, die man der deutschen Litteratur aus dem fränkischen Zeitalter hat zuordnen wollen, gehören wahrscheinlicher der ersten Hälfte des schwäbischen an, zum Beispiele ein nicht unpoetisches Lob der heil. Jungfrau in kurzen Strophen [e]), und das Fragment des ältesten deutschen Rittergedichts von den Thaten Carl's des Großen und seiner Paladine [f]).

Einige Denkmäler der deutschen Prose aus dem eilften Jahrhundert und aus den ersten Decennien des zwölften müssen hier noch genannt werden. Sie

e) Dieses geistliche Lied findet sich, wo man es kaum suchen sollte, in des Pezius theologischem Thesaurus Anecdotorum (Aug. Vindel. 1721, fol.) Vol. I.

f) Abgedruckt bei Schilter, Tom. II. Die Sprache ist mehr schwäbisch, als fränkisch. Als eines der ältesten deutschen Rittergedichte würde es noch mehr Aufmerksamkeit verdienen, wenn wir nur wüßten, ob, oder wie weit es Originalwerk, oder Uebersetzung aus dem Lateinischen, oder Französischen ist. Umgearbeitet durch einen Dichter aus dem schwäbischen Zeitalter ist es vollständig vorhanden. Davon nachher.

Sie sind von geringem Belange; zeigen aber doch, wie man fortfuhr, die deutsche Sprache, wenn auch nicht nach Grundsätzen, zum Ausdrucke wissenschaftlicher und philosophischer Begriffe zu bearbeiten. Eine Uebersetzung des Boethius, handschriftlich vorhanden zu St. Gallen, vermuthlich aus dem eilften Jahrhundert, verräth in dem Fragmente, das davon bekannt geworden, mehr eine schülerhafte Uebung, als einen selbstständigen Geist. Auch das Organon des Aristoteles hat ein deutscher Logiker damals in seine Muttersprache zu übersetzen versucht [g]). Eine Uebersetzung des Martianus Capella, auch im fränkischen Dialekte, der schon in den schwäbischen übergeht, ist als Denkmal des uralten barbarischen Latinismus aus diesen Zeiten der ersten Bildung der deutschen Prose merkwürdig [h]).

Aus diesen Zeiten, vermuthlich aus dem eilften Jahrhundert, stammt auch das älteste bis jetzt

g) Die Fragmente, die uns der gelehrte Abt Gerbert im Anhange zu seinem Itinerarium Alemannicum von diesen Uebersetzungen des Boethius und des Aristoteles mittheilt, sind nur gar zu kurz. Vergl. oben Seite 51.

h) Auch dieses Fragment ist durch Gerbert's Itin. Alemann. zuerst bekannt geworden, und nicht viel länger, als jenes. Aber so kurz es ist, starret es doch vom barbarischen Latinismus. Es fängt so an: Remigius leret unsih tisen *auctorem* ale namen wesen geheizenen *Martianum* und *Mineum* umbe sine fareuua &c. — Aber dize fier namen ougent uns, taz er *Romanus* was *dignitate*. Doh er burtig ware fone *Cartagine*. — Die rasche Abwechselung zwischen *was* und *ware* (war) zeigt auch die grammatische Unbestimmtheit der Sprache.

jetzt bekannt gewordene Denkmal der oratorischen Kunst oder eigentlichen Beredsamkeit in der deutschen Litteratur. Es besteht in Fragmenten mehrerer Predigten über biblische Texte. Die Sprache ist fränkisch, aber dem neueren Hochdeutsch schon so nahe verwandt, daß man sie auch ohne Glossarium fast ganz verstehen kann. Von höherer, das Gemüth ergreifenden und hinreißenden Beredsamkeit ist hier nichts zu finden. Das Meiste in diesen Predigten ist dogmatische Erklärung und Paraphrase biblischer Lehren. Aber wo sich der Prediger, von dem man weiter nichts weiß, oratorisch an das Herz seiner Zuhörer wendet, hat doch seine Sprache eine anspruchlose Klarheit, Würde und Leichtigkeit, die man einem Kanzelvortrage aus jenen Zeiten der Verworrenheit der Begriffe kaum zutrauen würde, wenn die folgenden Jahrhunderte nicht bewiesen hätten, wie wenig die geistliche Beredsamkeit in denselben Verhältnissen, wie die Klarheit der theologischen Begriffe, sich ausbildet [1]).

II.

1) Hier ist eine, auch ohne Uebersetzung leicht zu verstehende Stelle aus einer dieser, durch ihr hohes Alter so merkwürdigen Predigten. Die Fragmente finden sich bei Eckhart, Tom. II. S. 942. — Mina liebistun brudera, nu fernemet dei Gotes Kebot. Ir sculit zaller eristе Got minnon sone allemo iuweremo muote, sone allera iuwerena chrefte; daranah iuweren nahistеn, sameso iuwih selben. — Azat die hungerenten; drenchet die durstenten; watet (bekleidet) die nachonten. — Saligia uuituwa (seelige Wittwe), du selbon Got habest rihtare unde piskirmare. Umbe was scolt du nu decheinon man weinon, sit du nu bezzare bist, danne du e wareſt? E (ehedem) kedruotost tu in den menniskеn; nu gedingestu (traueſt, hoffeſt)

II. Ein weites Feld öffnet sich uns, wenn wir von den Denkmälern der deutschen Litteratur aus dem fränkischen Zeitalter zu denen aus dem schwäbischen übergehen.

Aber wenn auch eine ausführliche Bearbeitung dieses Theils der poetischen Litteratur der Deutschen, des interessantesten bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, nicht außerhalb der Grenzen dieses Buches läge, so würde sie doch nach dem Geist und Zwecke des Buches einem künftigen Geschichtschreiber überlassen bleiben müssen. Denn ehe sich die Geschichte der deutschen Poesie derjenigen Jahrhunderte, die mit Recht vorzugsweise die romantischen heißen, nach der Idee des litterarischen Pragmatismus mit einiger Genauigkeit erzählen läßt, müssen Vorarbeiten beendigt seyn, die jetzt kaum angefangen haben. So lange es noch an einem kritisch berichtigten Texte dieser alten Gedichte fehlt, ist es unmöglich, ihr poetisches Verdienst im Einzelnen genau zu erkennen. Dringend nothwendig wird eine solche Berichtigung des Textes durch die Freiheit, die sich die Abschreiber nahmen, umzuändern, was ihnen beliebte. Die Dichter selbst, deren Urschrift nicht mehr vorhanden ist, dachten zwar auch an keine Genauigkeit; und manche Aenderungen von fremder Hand mögen Verbesserungen seyn. Aber je getreuer der Text der Urschrift geblieben zu seyn scheint, desto bestimmter

hoffest) swar in Got. E kedahtast (gedachtest) du mennisken, nu nah Gote. — Nu frewe dih, tohter, wanda (sintemal) du e firchoufit (verkauft) wari, daz du dines mannes diu (Magd) warist; nu hastu swer die Friheit vone Gote imfangen, &c.

ter beurkundet er den wahren Geist des Gedichts; und da aller Geschmack in der deutschen Poesie nach dem schwäbischen Zeitalter Jahrhunderte lang im Sinken war, so wird in den meisten Fällen bei der Vergleichung dieser alten Handschriften der älteste und ächteste Text zugleich der beste seyn. Aber bis auf die neuesten Zeiten ist für die meisten dieser Gedichte noch lange nicht so viel geschehen, daß man gewiß seyn könnte, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt zu erkennen. Nach einem verstümmelten, verdorbenen, wenigstens verworrenen Texte läßt sich bis jetzt auch das wahrhaft Poetische dieser Werke nur nothdürftig beurtheilen. Sollte man aber endlich ein Mal in dieser Vorarbeit merklich fortgeschritten seyn, so bedarf es doch noch einer zweiten, ohne die der pragmatische Geschichtschreiber der Litteratur eine Hauptfrage, die er sich selbst vorlegen muß, nicht genau beantworten kann. Wie weit das Originalverdienst des deutschen Geistes in der Poesie dieses Zeitalters sich erstrecke, wollen wir wissen. Nun sind einige unter der Menge deutscher Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter ohne Zweifel so original und national, als es irgend ein altes provenzalisches, oder nordfranzösisches seyn mag; aber die größere Zahl jener deutschen Gedichte ist doch ohne Zweifel durch Nachahmung und Umbildung, zum Theil wohl nur durch Uebersetzung, provenzalischer Geisteswerke entstanden. So lange wir also nicht genauer, als jetzt, wissen, wie weit ein deutsches Gedicht aus jenen Zeiten von seinem provenzalischen Vorbilde abweicht, fehlt es uns gänzlich an Kenntniß seines Originalverdienstes. Die Geschichte des deutschen Geschmacks in dieser Periode läßt sich zur Noth ohne genauere

Kennt-

Kenntniß der provenzalischen Litteratur erzählen; über die Geschichte des deutschen Genies erwartet noch ein Licht von den Bemühungen Derer, die den Schatz der alten provenzalischen Poesie durchforscht, und, was sie gefunden, mit den deutschen Gedichten des Mittelalters verglichen haben werden. Und diese Bemerkungen mögen als ein Lückenbüßer hier stehen, wo die Erzählung an keine sichere Notizen geknüpft werden konnte k).

Was uns aus der Menge deutscher Gedichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts im Allgemeinen zuerst anspricht, wenn wir empfänglich sind,

k) Noch eine Bemerkung mag hier unter dem Texte Platz finden. Seitdem endlich mehrere deutsche Litteratoren, unter ihnen junge Männer, von deren Eifer sich etwas Ungewöhnliches erwarten läßt, angefangen haben, die deutsche Litteratur des Mittelalters kritisch zu bearbeiten, ist die Frage entstanden, ob nicht mehr anzurathen sey, aus den Lesarten der verschiedenen Handschriften und alten gedruckten Ausgaben einen Text, der jetzt am lesbarsten und verständlichsten ist, zusammenzutragen, als die alte Urschrift, so weit es noch möglich ist, wieder herzustellen und unverändert abdrucken zu lassen? Mich dünkt, beide Arbeiten können neben einander bestehen: die eine für den Dilettanten; die andere für den Kenner. In derjenigen Form, die der Kenner verlangt, werden freilich alten Gedichte den Dilettanten doch ungenießbar bleiben. Aber auch eine Ausgabe für Kenner ist nicht an die Manier der Vorzeit so diplomatisch gebunden, daß sie auch genau nach der ältesten Handschrift die Orthographie oder vielmehr die regellose Unbestimmtheit im Schreiben aus den Zeiten beibehalten müßte, wo es noch keine deutsche Orthographie gab. Aber Umarbeitungen des alten Textes in eine Sprache, die weder alt, noch neu, ist, geben, auch wenn sie sonst verdienstlich sind, doch selbst dem Dilettanten weder Altes, noch Neues.

ſind, es zu vernehmen, iſt die ganze Kraft und Fülle der Phantaſie und die ganze Wärme und Zärtheit des Gefühls, die wir an der romantiſchen Poeſie in ihrer urſprünglichen, völlig entwickelten, aber noch durch keine Nachahmung des claſſiſchen Alterthums gebildeten Natur bewundern müſſen. Was aber auch Jeder, den nicht ſelbſt ein romantiſches Vorurtheil blendet, an dieſen deutſchen Gedichten eben ſo ſehr, als an den ausländiſchen, mit denen ſie zu einer Gattung gehören, ſogleich beim erſten Eindrucke im Ganzen vermißt, iſt das claſſiſche Gepräge im eigentlichen Sinne; nicht eine erzwungene Uebereinſtimmung mit dem Style des griechiſchen und römiſchen Alterthums; denn dieſer Styl iſt der romantiſchen Poeſie überhaupt fremd; ſondern jene beſonnene Vermeidung des Widerſinnigen, Unſchicklichen und Ungeheuern, jene Klarheit und Beſtimmtheit der Gedanken und des Ausdrucks, jene muſterhafte Reinheit und Feſtigkeit der äſthetiſchen Formen, die gar nicht an die Poeſie des claſſiſchen Alterthums gebunden iſt. Die Deutſchen hatten in den mittleren Jahrhunderten noch weniger, als die Provenzalen, eine Ahndung von dem, was aus ihrer Poeſie werden konnte, wenn ſie ſo behandelt würde, wie bald nachher von den Italienern. Und doch ſind einige dieſer alten deutſchen Gedichte nur noch wenige Schritte von der claſſiſchen Vollendung entfernt. Von Italien aus mußte erſt zu den europäiſchen Nationen die Kunde kommen, wie die romantiſche Poeſie claſſiſch in ihrer Art werden könne. Dafür aber büßte dieſe Poeſie in Italien ſehr vieles vom Charakter ihrer Urſprünglichkeit ein; und dieſen Charakter zeigt ſie in einigen deutſchen Gedichten aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter

alter so reizend, daß wir darüber selbst vieles offenbar Geschmacklose vergessen, das ihre naive Schönheit verdunkelt. Wollte man sich diesen ganzen Vorrath von Gedichten als eine einzige Masse denken, so möchten in dieser Masse das wahrhaft Schöne und das Geschmacklose einander wohl die Wage halten. An ästhetischer Kunstbeflissenheit fehlte es übrigens diesen Dichtern so wenig, als den Provenzalen. Dieses beweiset schon der durchdachte Plan einiger ihrer epischen Gedichte. Noch deutlicher zeigt es sich in der kunstreichen Bildung und Behandlung ihrer lyrischen Versarten und in der Cultur des Reims, der zu diesen Versarten gehörte.

Die bis jetzt wieder bekannt gewordenen deutschen Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter lassen sich auf drei Classen zurückführen; die lyrische, epische und didaktische Classe, wenn wir nehmlich alle poetischen Erzählungen in die zweite dieser Classen aufnehmen, und zu den didaktischen Gedichten mehrere satyrische, auch die äsopischen Fabeln, zählen wollen. Die lyrische und epische Classe zeichnen sich durch den größten Reichthum aus. Das dramatische Fach ist in diesem Theile der deutschen Litteratur ganz leer. Nur durch einen falschen Begriff vom Drama getäuscht, hat man den poetischen Wettstreit zur Wartburg für ein dramatisches Gedicht ansehen können [1]).

I.

1) Eine sehr gute, systematische und bibliographische Uebersicht des ganzen bis jetzt aufgefundenen Vorraths deutscher Gedichte des Mittelalters findet sich vor dem ersten Bande der Sammlung altdeutscher Gedichte von v. d. Hagen und Büsching. Nur die lyrische Classe

1. In der lyrischen Classe glänzen die meisten und unter ihnen die vornehmsten der bekannt gebliebenen Dichternahmen aus diesem Zeitalter der deutschen Litteratur. Da steht ein Kaiser, als Dichter, neben Königen, Herzogen, Fürsten und andern Edeln der Nation; und in ihrer Gesellschaft befinden sich Geistliche, vielleicht von niederer Abkunft; Dichter, die Meister betitelt sind und vielleicht Gelehrte bürgerlichen Standes waren, vielleicht nur als Meister in der Kunst diesen Beinahmen erhielten; andere, die auch Meister heißen, und doch vielleicht eben so gut zum Adel gehörten, wie der Ritter Meister Hildebrand in der romantischen Fabel der Nibelungen und des Heldenbuchs. Auch die meisten epischen Dichter der Deutschen aus dem schwäbischen Zeitalter nehmen zugleich in der lyrischen Classe einen Platz ein. Die Anzahl dieser sämmtlichen Dichter und Reimer ist so groß, daß schon ihre Menge auf nicht wenig Gemeines und Mittelmäßiges schließen läßt, das von Nachahmern, die nur die Mode mit machten, zu dem immer wachsenden Vorrathe hinzugefügt und nachher von Liebhabern dieser Art von Poesie mit dem

Classe ist zu unbestimmt und bloß im Allgemeinen angezeigt. — Ein chronologisches Verzeichniß der Nahmen dieser Dichter mit einigen unbedeutenden biographischen Notizen gab schon Adelung in seinem Magazin für die deutsche Sprache, Band II. Stück 3. Die beigefügten kritischen Glossen muß man dem trockenen Grammatiker, der für poetische Schönheit nicht sehr empfänglich war, verzeihen. Man vergleiche damit das alphabetische Verzeichniß dieser und der folgenden Dichter bis zu Anfange des sechzehnten J. H. von Hrn. Docen in dem Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst, Band I. Heft 1.

dem Guten und wahrhaft Poetischen ohne alle Auswahl in die Sammlungen aufgenommen wurde. Wenn man von der bis jetzt berechneten Menge auch mehrere abzieht, die entweder später gelebt haben, oder unter mehreren Nahmen vorkommen, so dürfen wir doch wohl annehmen, daß vielleicht eben so viele nicht mehr bekannt sind. Nach dieser Berechnung mögen leicht vom zwölften Jahrhundert an bis in das vierzehnte an zwei hundert Verfasser lyrischer Gedichte und Reimwerke am deutschen Parnasse berühmt, oder genannt, gewesen seyn; und sich kurz zu fassen, wenn sie zu dichten, oder zu reimen, anfingen, war, der romantischen Geschwätzigkeit gemäß, gewöhnlich nicht die Sache dieser rüstigen Sänger. Von den Lebensumständen der meisten wissen wir wenig, oder gar nichts. Gewiß wäre uns ihre Geschichte interessanter, als die der meisten neueren Dichter; denn sie waren ja keine Stubengelehrte; sie lebten im Zeitalter der heroischen und galanten Abenteuer. Mehrere haben Kreuzzüge nach dem gelobten Lande mitgemacht. Aber auch über ihre Werke ist noch nicht so viel Licht verbreitet, daß wir uns über ihr Dichterverdienst ein sicheres Urtheil anmaßen dürften. In den Sammlungen, aus denen wir sie näher kennen lernen, scheint zwar Jedem das Seinige zugetheilt; aber Manchem ist doch zugeschrieben, was ihm wahrscheinlich nicht angehört; und die Gedichte selbst sind durch die Abschrift so entstellt, und in der Gestalt, wie die meisten bis jetzt vor uns liegen, so schwer für das, was sie wirklich sind, zu erkennen, daß noch vieler Fleiß und kritischer Scharfsinn, und überhaupt ein besonderes Studium auf sie verwandt werden muß, ehe man sie im eigentli-

chen Sinne wird lesbar nennen können. In der allgemein bekannten Sammlung, die der Züricher Rüdiger von Manesse schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts veranstaltet, oder selbst zusammengetragen hat, sind nicht einmal die verschiedenen Gedichte, die denselben Verfasser haben, von einander abgesondert. Man muß entdecken, oder errathen, wo das eine Gedicht aufhört, und das andere anfängt. Die Zeilen müssen nicht selten anders geordnet werden, wenn der metrische Bau des Gedichts erscheinen soll. Nimmt man nun dazu, daß mehrere dieser Gedichte verstümmelt sind, was jetzt hinlänglich erwiesen ist; daß man ohne Hinzufügung der Interpunction, die dem Texte der alten Handschriften fehlt, auch der Wahrheit und Feinheit der lyrischen Gedanken und Wendungen nur mit Mühe auf die Spur kommen kann; und daß endlich der gedruckte Text der Manessischen Sammlung nach Bodmer's Ausgabe, mit der wir uns bis jetzt begnügen mußten, gar einer flüchtigen und oft sehr fehlerhaften Abschrift folgt; so kann man wohl ohne Vorliebe zu diesen Gedichten behaupten, daß der Schatz von lyrischen Gedanken und Gefühlen, den sie enthalten, größer ist, als man weiß. Denn in der Gestalt, wie wir sie vor uns haben, ragt selbst das leicht erkennbare Schöne nur wie eine Ruine aus dem Schutte hervor. Und wie vieles mag dieser Schutt noch verdecken m)!

Was

m) Mit Dank und Achtung muß immer noch der Nahme des edeln Bodmer auch bei dieser Gelegenheit ausgesprochen werden. Ohne seinen unermüdeten Fleiß und Eifer läge die Sammlung der deutschen Minne-

Was sich über den Geist und Werth dieser lyrischen Gedichte, und über das Originale oder Nachgeahmte in ihnen im Allgemeinen sagen läßt, fällt zum Theil mit dem zusammen, was der deutschen Poesie aus dem schwäbischen Zeitalter überhaupt eigenthümlich, oder von ihr angenommen ist. Unter den wenigen provenzalischen Gedichten, die man mit denen der deutschen Minnesinger verglichen hat, haben sich schon Stellen gefunden, die von den Deutschen fast wörtlich übersetzt sind [n]). Dessen ungeachtet dürfen wir nicht bezweifeln, daß ein guter Theil dieser deutschen Gedichte ihren Verfassern eigenthümlich angehört. Wo so viel Kraft und Wärme des Gefühls in so mannigfaltigen Formen aus einer solchen Menge von Liedern spricht, da fällt der Verdacht der bloßen Nachahmung, oder Uebersetzung, von selbst weg. Ueber den Stoff und die Form dieser Gedichte läßt sich schon bestimmter urtheilen. Der Stoff aller dieser Gedichte

Minnesinger von Manessen (Zürich, 1758) höchst wahrscheinlich noch in der Handschrift zu Paris verborgen. Aber wie vieles dieser Ausgabe fehlt, liegt zum Theil am Tage, zum Theil ist es gezeigt durch Hrn. Bemekens Ergänzung der Sammlung von Minneliedern (Göttingen, 1810) nach einer Bremischen Handschrift, und durch Hrn. G. W. Raßmann in dem Museum für altdeutsche Kunst und Litteratur von v. d. Hagen u. s. w. Band I. Stück 2.

n) Schon Bodmer, der warme Verehrer der von ihm herausgegebenen Minnesinger, fand solche Stellen auf, und theilte sie ehrlich mit. S. auch die kleine Abhandlung: Vergleichung der Provenzalen mit den Minnesingern in dem Magazin Bragur von Gleich und Grater, Band V. Abtheil. I.

dichte gehört dem Zeitalter nicht weniger, als den Dichtern selbst, an. Keiner von ihnen blickte über sein Zeitalter hinaus; keiner erhob es, wie zum Beispiel die Italiener Dante und Petrarch das ihrige, zu einer höheren Stufe der allgemeinen menschlichen Bildung. Alle ihre Gefühle und Gedanken waren eingeschränkt durch den Kreis, den die Kirche und das Ritterthum um ihr Gewissen und ihre Ehre gezogen hatten. Das immer wiederkehrende Thema, das man für unerschöpflich hielt, nachdem es längst erschöpft war, ist in diesen Gedichten die romantische Minne oder Liebe. Wenn man auch die deutschen Dichter des schwäbischen Zeitalters im Ganzen nicht schicklich Minnesinger nennt, so dürfen doch ihre lyrischen Gedichte immerhin Minnelieder genannt werden; denn was sie noch von andern Gegenständen enthalten, verliert sich beinahe unter den unendlichen Gemählden der Leiden und Freuden der Liebe. Was in diesen Gemählden Natur, oder Affectation, wirkliches, in schöner Selbsttäuschung befangenes Gefühl, oder bloße Galanterie ist; wer vermag es noch zu unterscheiden? Seltsam und merkwürdig genug ist diese Rastlosigkeit der Phantasie, dem ewigen Einerlei immer noch neue Mannichfaltigkeit zu entlocken. Arm an Gedanken, haben die meisten dieser Minnesinger den Ausdruck ihrer wirklichen, oder affectirten Gefühle durch lyrische Beschreibung zu heben gesucht. Sie mahlen ihren Seelenzustand, und nebenher auch die äußere Natur, besonders die Erscheinungen des Frühlings. Eben ihre Armuth an Gedanken verleitete sie zu der Weitschweifigkeit, die nicht leicht noch jemand, der sie nicht schwärmerisch bewundert, an ihnen loben wird. Sie glaubten, das Gefühl müßte sich doch endlich

aussprechen, wenn es nur nicht zu sprechen aufhörte, und sollte es auch in langen Reihen von Strophen, nur mit veränderter Folge von Worten, immer Dasselbe wiederholen. Aber selbst dieses im Ganzen bald ermüdende Einerlei hat doch ziemlich viel Mannichfaltigkeit im Einzelnen und Kleinen. Auch dürfen wir ohne Bedenken die eigentlichen Minnelieder die vorzüglichsten dieser Gedichte nennen. Da, wo ein moralisches, oder religiöses Thema von diesen Dichtern verhandelt wird, ist die Ausführung gewöhnlich gemein, oder phantastisch. Unter den eigentlichen Minneliedern behaupten wieder die schwärmerisch-ernsthaften, und die freudig-gefühlvollen den Vorzug vor denen, in die der Scherz und die Satyre sich einmischen.

Besonders reich an Mannichfaltigkeit ist die metrische Form dieser Gedichte. Absichtliche Cultur ist in ihr fast überall sichtbar, wenn gleich selten so vollendet, wie es der Geist der romantischen Poesie erlaubt. Bis wir die Poesie der Provenzalen auch von dieser Seite genauer kennen, bleibt unentschieden, wie weit die deutschen Minnesinger die provenzalischen Versarten nachgebildet, oder abgeändert haben. Wahrscheinlich schwebten ihnen diese Versarten nur im Allgemeinen als Muster vor. Die strenge Regelmäßigkeit einiger der künstlicheren, vermuthlich aber auch bei den Provenzalen am spätesten eingeführten Versarten, zum Beispiel des Sonetts und der Terzinen, muß man bei den deutschen Dichtern dieses Zeitalters nicht suchen. Aber mehrere ihrer Gedichte zeigen doch sehr bestimmt den Grundriß der Form des Sonetts in vierzehn Zeilen mit nicht mehr als vier Reimen. Auch

die provenzalische Canzone, die einen freieren Strom des Rhythmus und der Gefühle erlaubt, freilich auch schon durch ihre metrische Natur zur Geschwätzigkeit verführt, ist von den deutschen Minnesingern nachgeahmt, nur ohne die strengen Gesetze, die nachher von den Italienern angenommen wurden. Waren indessen die Strophen dieser deutschen Gedichte nach einer Melodie wirklich für den Gesang bestimmt, so mußten sie auch regelmäßiger versificirt seyn, als der erste Anblick vermuthen läßt. Auch leuchtet aus dem ganzen Charakter dieser Versification hervor, wie man eine Folge von Strophen, ungeachtet einiger Verschiedenheit ihres metrischen Baues, nach derselben Melodie absingen konnte. Man zog ohne Zweifel bald mehrere Sylben so zusammen, daß sie im Gesange die Stelle einer einzigen vertraten; bald dehnte man eine Sylbe so lang aus, daß sie das Zeitmaß mehrerer Sylben füllte. Diese Freiheit konnte man sich ungestörter in einem romantischen Rhythmus nehmen, dessen Seele der Klang, nicht ein harmonisches Verhältniß langer und kurzer Sylben, ist. Um des Klanges willen verkürzte und verlängerte man die Wörter, und spielte besonders mit dem Reime so zierlich und auf so mannichfache Art, daß mehrere dieser Dichter zuweilen nur um des Reimes willen gereimt zu haben scheinen. In die alte romantische Empfindungsart muß man sich zurück versetzen können, wenn man einen Theil dieser Reimkunst nicht kindisch und langweilig finden will. Aber in einigen dieser deutschen Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter hat der ganze Versbau eine Vollkommenheit, die er in der deutschen Poesie bald nachher verlor, und bis auf die neueren Zeiten nicht

wieder

wieder erreichte. Und so wenig die deutschen Minnesinger im Ganzen auf Länge und Kürze der Sylben geachtet haben, so deutlich unterscheiden sich doch in den Sammlungen ihrer Gedichte die trochäischen Versarten von den jambischen. Jene haben eine besondere Anmuth, die, nach dem Charakter der deutschen Sprache, mit dem Ausdrucke weicher und schwärmerischer Gefühle vorzüglich harmonirt.

33. Der älteste in der Reihe dieser Dichter, deren Werke und Nahmen bis jetzt wieder aufgefunden sind, ist Heinrich von Veldeck oder Veldig, aus dem nördlichen Deutschland. Seine Celebrität fällt schon in die letzten Decennien des zwölften Jahrhunderts. Von seiner Lebensgeschichte ist nichts weiter in den neueren Zeiten bekannt geworden *). Daß er aber in dieser Reihe, wo er jetzt als der älteste an der Spitze steht, nicht der erste gewesen seyn kann, bezeugt der große Abstand zwischen seinen und allen früheren deutschen Gedichten, die man wieder an das Licht gezogen hat. Veldeck's Sprache und Versification tragen in den bestimmtesten Zügen das Gepräge der höheren Cultur, das diesen Zeitraum von dem vorhergehenden unterscheidet. Wäre nicht vor ihm die deutsche Poesie im schwäbischen Dialekte schon Modepoesie gewesen, so würde auch schwerlich Veldeck seine niederdeutsche Mutter-

sprache

*) Da ich auf die Berichtigung, oder Erweiterung dieser dürftigen biographischen Notizen Verzicht thun muß, so verweise ich hier, wie bei allen folgenden Dichtern der schwäbischen Periode, auf die (oben, Anmerk. 1) angeführten Bemühungen Adelung's u. s. w.

sprache verleugnet haben, um im schwäbischen Dialekte zu dichten. Nach einer Handschrift in der vaticanischen Bibliothek zu Rom, sang Veldeck entweder anfangs, oder auch nachher noch zur Abwechselung, in einem Gemische von Hochdeutsch und Niederdeutsch oo). Von seinen epischen Werken wird nachher die Rede seyn. Seine Lieder der Liebe sind voll Gefühls, das in ungeschminkter Anmuth mit der zartesten Treuherzigkeit erscheint. Schon bei ihm finden wir das weiche trochäische Versmaß p). Dem Reime scheint auch schon er eine besondere poetische Kraft zugetrauet zu haben q).

Hart

oo) Man sehe die merkwürdige Probe in Adelung's des Jüngern Nachrichten von altdeutschen Gedichten in der vatic. Bibliothek. (Königsberg, 1796 und 1799, 2 Bändchen) Band I. Seite 114.

p) Z. B. in diesen Strophen:

In den ziten von dem jere,
Das diu tage sint lanc,
Und das weter wider clere,
So verniuwet (erneuet) offenbere
Diu merlin (die Merle; der Hänfling) ir sanc,
Diu uns bringen liebiu mere;
Got mag er (der; derjenige) sin wissen danc,
Swer (wer) hat rechte minne,
Sunder ruwe (Reue) und ane wanc.

Nur um des Versmaßes willen steht diese, an sich nicht besonders poetische Strophe hier. Ich habe sie, wie Alles, was ich als Beispiel aus der Manessischen Sammlung mittheilen zu müssen glaube, umgeschrieben, damit das Sylbenmaß in die Augen falle. Uebrigens ist der Text durch keine Kritik berichtigt, wo nicht etwa offenbar ein Schreibfehler zu berichtigen war, wie in der ersten Zeile dieser Strophe, wo in Bodmer's Ausgabe vor statt von steht.

q) Aber mit den Reimkünsten hat auch schon Veldeck eine unge-

Hartmann von Aue (Ouwe), vermuthlich aus Franken, auch einer der früheren dieser Dichter, scheint mehr Talent zur epischen, als zur lyrischen Poesie gehabt zu haben [r]).

Auch Wolfram von Eschenbach oder Eschelbach, der im Jahre 1207 an dem poetischen Wettstreite auf der Wartburg Antheil nahm, verdient als lyrischer Dichter genauer gekannt zu werden, ob er gleich in der epischen Poesie sich mehr hervorgethan hat, und vielleicht, wie wir unten sehen werden, einer der größten deutschen Dichter dieses Zeitalters ist. Er war von adliger Familie, aus der Oberpfalz [s]). Seine Lieder voll Klage über ver-

ungemeine Lieblichkeit des naiven Ausdrucks zärtlicher Gefühle verbunden; z. B. in dem Liede, dessen erste Strophe die folgende ist:

Min sendes (sehnendes) denken,
Nahi (vermuthlich dahi) mine sinne algemeine,
Gar one wenken,
Besorgent sunder (nur) das eine,
Wie ich ir beschcine (beschcinige),
Das ich nu lange
Mit sange
Si meine,
In stetem muote,
Si guote,
Si reine.

Die Variation der letzten Zeilen in einer Art von Refrein der folgenden Strophen erhöhen den Ausdruck der kindlichen Innigkeit des Gefühls.

r) S. die Manessische Sammlung, Th. I. S. 178.

s) S. die neuesten Nachrichten über diesen Dichter von Hrn. Büsching in dem Museum für altdeutsche Litt. Band I. Zum Grunde liegen die Notizen aus Adelung's Püterich von Reicherzhausen, die-

verschmähte Liede sind kunstreich im Geschmacke de Zeitalters; mehr stark, als sanft; in manchen Zü gen kühner, als die meisten Minnelieder *).

Der tugendhafte Schreiber, wie er in den alten Sammlungen heißt, vermuthlich Hein rich von Rispach, der auch epische Werke nach dem Französischen oder Provenzalischen bearbeitet und an dem Wettstreite zur Wartburg Antheil ge nommen

sem sehr schätzbaren Beitrage zur Geschichte der deutschen Dichtkunst im schwäb. Zeitalter. (Leipzig, 1788, in 4.)

*) Die Manessische Sammlung enthält nur wenige Lie der dieses merkwürdigen Dichters. Zur Probe seiner Manier mögen die beiden Strophen dienen:

Du treist (trägst) so vestes herze
Uf min verlust;
Wie sol der sitte (die Sitte) an dir zergan?
Eim (einem) müzer valze, eim terzen (Kunstwörter der Falkenjagd),
Dem mag die brüst
Nicht bas, dan dir dü dine, stan.
Din munt ist uf den kus gemalt (gestaltet);
Din lacheliges gruezen (Grüßen)
Mag mir wohl gesuezen
Sure not. Sus (also) hat din minne min gewalt.
Moecht ich di selde (Seeligkeit) reichen (erreichen),
Dü so hoh
Ob miner fröide stet gezilt!
Got muos ir herz erweichen,
Sit (sintemal) es noch
Der miner swere nicht bevilt (vielleicht fühlt).
Man sieht mich alzeselten geil (fröhlich).
Ein vlinz (Kiesel) von doneſtralen
Moecht ich zallen (zu allen) malen (eher, als die Schöne)
Han erbetten, das im (ihm) der hert (Härte) entwich ein teil.

kommen hat, war nicht ohne lyrisches Gefühl u), und spielte auch schon kunstfertig mit dem Reime x).

Einer der vorzüglichsten unter diesen ersten und unter allen deutschen Minnesingern ist Walther von der Vogelweide aus einer adeligen Familie

u) Welche Melodie des Gefühls in den folgenden Strophen!

Es ist in den walt gesungen,
Das ich ir genaden (ihrer Gnade) clage,
Dü min herze hat betwungen,
Und noch twinget alle tage.
Mir ist sam (gleich) der nahtegal,
Dü so vil vergebne singet,
Und ir doch ze leste (zuletzt) bringet
Niht wan (als) schaden ir suezer schal.

Was tougt in dem wilden walde
Kleiner vougeline sanc,
Und ir döne manigvalde?
Wer seit (sagt) in (ihnen) der vuoge (musikalische Fuge) danc?
Dankes ist so toub der walt;
So ist das wilde waltgesinde,
Von der wilde (vor Wildheit) gar ze swinde (zu flüchtig),
Hübeschem lone niht gestalt.

x) Z. B.

Ein lachen
Machen
Kan ir suezes mündel rot,
Das es get (geht) durh dü ougen min.
Der sachen (darüber)
Krachen (beben)
Müos das herze min von not.
Ich wande (wähnte) es were der sunnen schin!
Swer (wer) mir das niht gelouben wil,
(Der bedenke) Der minne strale
Und al ir kale (vermuthlich kwale; Quaal),
Mich tuot wunt (verwundet mich), als si der senden (Sehnenden) wundet vil.

willie im Thurgau. Einige ſeiner Gedichte, deren die Maneſſiſche Sammlung einen guten Vorrath aufbewahrt, ſcheinen noch vor dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts entſtanden zu ſeyn. Aus ſeinen volltönenden, kräftigen, und lieblichen Geſängen ſpricht ein wahrhaft lyriſches Genie. Selbſt religiöſe Gegenſtände behandelt er glücklicher, als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen. Auch war er reicher an Gedanken, als ſie. Ihm ſchwebte, wie jedem großen Dichter, auch ohne philoſophiſche Meditation, das Ganze des menſchlichen Lebens vor. Gewöhnlich haben ſeine Darſtellungen etwas Mahleriſches. Einige ſeiner Geſänge in langen Zeilen nähern ſich dem metriſchen Charakter des Sonetts y). Einige nehmen einen hohen, feier-

y) Z. B. die folgende Vergleichung der Weibesſchönheit mit den Blumen.

Durchſuezet und gebluemet ſint die reiuen frowen:
Es wart nie niht ſo wunneklicheſ anzeſchöwen
In luften, uf erden, noch in allen gruenen owen,
Liliẽn, roſen, bluomen ſwa di (wo nur die Blumen) luchten (leuchten)
In meyentowen (Maienthaue) durh das gras, und kleiner vogelin ſanc (nehmlich ertönt),
Das iſt gegn ſolcher wunnebernden (wonnegebährenden) fröide kranc.
Swo (wo) man ein ſchöne frowen ſiht, das kan trüben muot erſuchten,
Und leſchet alles truren in derſelben ſtunt.
So lieblich lachet in liebe ir ſuezer roter munt;
Und ſtrale us ſpilden ougen ſchieſſen in mannes herzengrunt.

Kann die neuere Poeſie etwas Anmuthigeres ſagen? Beiläufig kann man an ſolchen langen Verszeilen ſich üben, um zu finden, ob man die Verſe der deutſchen Minneſinger nach dem romantiſchen Rhythmus zu declamiren verſteht. Vergl. oben Seite 93.

feierlichen Schwung; andere gehen den leichten, runden Schritt des muntern Volksliedes *); noch andere sind mit einer fast epigrammatischen Feinheit ausge-

*) Als Muster des Tons eines ächten und doch durchaus poetischen Volksliedes kann das folgende dienen, dessen erste drei Strophen unverstümmelt hier stehen müssen.

Do der sumer komen was,
Und dü bluomen durh das gras
Wunneklich entsprungen,
Und dü vogel sungen,
Do kam ich gegangen
Uf einen anger langen,
Do ein kueler brunne (Quell) entsprang.
Durch den anger was sin gang,
Do dü nahtigal wol sang.

Uf den anger stuont ein boun (Baum),
Do getrounde mir ein troun.
Ich was zuo dem brunnen
Gegangen von (vor) der sunnen,
Das dü linde mere
Mir da schatten bere (trüge; brächte).
Do ich do gesessen was,
Miner sorge ich gar vergas.
Vil schiere (gar bald) entflief ich umbe das (deßhalb).

Do beduchte (dünkte) mih zehant (zur Hand; alsobald).
Wi mir dinten ellü (alle) lant,
Und wi min sele were
Ze himel ane swere,
Und doch der lib solte
Hie leben, wi er wolte.
Do was mir sanfte und niender (nicht mehr) wo.
Got bescheide es, wi es erge;
Wan (denn) besser troun en-wart (ward) nie me.

Die beiden folgenden Strophen geben dem Liedchen erst die rechte Abrundung; aber sie sind nicht so leicht zu verstehen, wie die vorhergehenden.

wenthal gewesen seyn — sang zur Abwechselung auch lustige und muthwillige Lieder. Sein Scherz ist platt; seine Heiterkeit nicht ohne Anmuth [d]).

Graf Conrad von Kirchberg oder Kilchberg scheint mit besonderer Vorliebe den Wechsel der Jahrszeiten im Verhältnisse zu den Freuden und Leiden der Liebe besungen zu haben [e]).

König Conrad, in den Sammlungen genannt der Junge oder Jüngere, vielleicht der unglückliche Conradin, hat durch ein Minnelied, das sich von ihm erhalten, der Nachwelt bewiesen, daß auch er sich diese Art von Poesie zu eigen gemacht hatte [f]).

König Wenzel von Böhmen, Vater des Ottocar, der in der politischen Geschichte des Zeitalters keine unbedeutende Rolle spielte, sang in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts deutsche Minnelieder, von denen sich einige treffliche erhalten haben. Sie können mit denen vom Kaiser Heinrich VII. genannt werden, der um dieselbe Zeit mit zartem und edlem Gefühle ritterliche und poetische Lorbern zu brechen suchte [g]).

Herr

d) Außer den in der Manessischen Sammlung enthaltenen Liedern von Herrn Nithard (Theil II. S. 71 ꝛc.) ist ein artiges Tanzlied von ihm durch ein Spiel des Zufalls der Vergessenheit entrissen. S. die oben angeführten Ergänzungen der Minnelieder von Benecke.

e) In der Manessischen Sammlung Th. I. S. 12.

f) In derselben Sammlung, Th. I. S. 1.

g) In der Manessischen Sammlung Th. I. Seite 1 und 2. Diese Gedichte sind ziemlich bekannt.

Herr Gottfried von Nifen, der im Jahre 1240 mit dem Bischofe von Costanz Krieg führte, war unermüdet im Bestreben, seinen lyrischen Natur- und Herzensgemählden, die von mehr Gefühl, als Phantasie, zeugen, durch die Kunst des Reims in den mannichfaltigsten Verbindungen einen höheren Schwung zu geben [h]).

Bruder Werner oder Werner der Pfaff, ein Geistlicher, trug um dieselbe Zeit Moral, so gut er sie zu geben vermochte, in Strophen vor, die den lyrischen ähnlich sind. Hin und wieder hat er einen poetischen Gedanken [i]).

Ein Herzog von Anhalt, vermuthlich Heinrich, genannt der Fette, der im Jahre 1267 gestorben, war, nach den beiden Liedern zu schließen, die sich von ihm erhalten haben, kein großer Verskünstler, aber ein Sänger der Liebe voll edler und zarter Galanterie [k]).

Herr

h) Eine reiche Nachlese zu den Gedichten des Gotefried von Nifen nach der Bodmerischen Ausgabe der Manessischen Sammlung liefern die schätzbaren Ergänzungen von Benecke.

i) In der Manessischen Samml. Th. II. S. 159.

k) Eben daselbst, Theil I. S. 6. — Der schöne, so oft gepriesene Gedanke von Kleist: "Komm Luft, mich anzuwehen! Du kommst vielleicht von ihr!" findet sich schon in einem zärtlichen Liede dieses Herzogs.

Sta bi! Lat mich den wint anweien,
Der kumt von mines herzen kunigınne!
Wi moecht ein luft so süse dreien,
Ern wer (es wäre denn) all uht und uht (ganz durch und durch) ein minne!

Herr Burkard von Hohenfels, aus einer adeligen Familie in der Pfalz, oder in Baiern, hat in seinen fröhlichen und zärtlichen Liedern mehrere platte und geschmacklose, zuweilen aber glückliche und kühne Bilder und Gedanken [l]).

Graf Otto von Henneberg, nach seinem Schlosse genannt von Bodenlauben (Botteloube), der im Jahre 1254 gestorben, sang nicht ungeschickt in der eingeführten Weise mit. Auch wagte er zärtliche und tugendhafte Gefühle des weiblichen Herzens im Nahmen der Frauen zu singen [m]).

Werner von Tüfen (Tiufen), ein Freiherr aus dem Thurgau, scheint dem Reime eine poetische Wunderkraft zugetrauet zu haben [n]).

Herr

l) In der Manessischen Sammlung, I. S. 83. — Er vergleicht sich selbst ein Mal ernsthaft mit einem Affen, der sich im Spiegel beschauet. Glücklicher vergleicht er an einer andern Stelle sein Gemüth mit einem Falken.

Do min muot sit (seitdem) wolde vliegen
Als ein valke in froeidengir,
So mocht er si nit betriegen;
Er muesse aber (dennoch) wider zir (zu ihr),
Von der er verstoln fluog.
Er forhte, si neme es war,
Ob er si mit wandel truog,
Und er anders wolte denken.
Do duchte in, si solde wenken;
Also swang er wider dar.

m) Einige Nachträge zu seinen Gedichten in der Bodmerischen Ausgabe der Manessisch. Samml. liefern Benecke's Ergänzungen.

n) Man sehe seine Reimspiele in der Manessi. Samml. Th. I. S. 22.

Herr Walther von Metz war zugleich deutscher und französischer Dichter. Seine Versification hat eine interessante Cultur; seine Gefühle sind zart und edel o).

Her Dietmar von Ast sang auch mit vieler Zartheit Gefühle des weiblichen Herzens p).

In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sangen auch Walther von Klingen, aus einer adligen und mächtigen Familie im Thurgau; Herr Rubyn aus Tyrol; der Reinboth von Doren, der unter den epischen Dichtern noch ein Mal zu nennen ist; und mehrere andere, die man aus der Manessischen Sammlung genauer kennen lernen kann q).

Nicht

o) Als Probe diene diese schöne Strophe (bei Bodmer, Th. I. S. 165):

Was hilfet mich, das ich ze fremden fröiden var?
Solde ich den gesten fröide machen,
Diwile ich selber trurig bin?
Es muos ein wib e (erst) fröide bi mir senden dar;
In (vermuthlich ich) kan in (ihnen) allen niht gelachen.
Si lache mir, so lache ich in (ihnen).
Minr fröide hort lit sleat in ir huote.
Da pfendet mich du liebe gewaltiklichen mitte.
Si selig wib, si reine, guote,
Unsprechend ich si zallen (zu allen) ziten bitte
In frummen wis, und mit verswiegnem muote.
Sus flehe ich si nach toren sitte.

p) In der Manesf. Samml. Th. I. S. 39.

q) Da ein vollständiges Verzeichniß der deutschen Minnesinger nicht in diese summarische Uebersicht gehört, so verweise ich hier wieder auf Adelung.

Nicht zu übersehen sind unter diesen deutschen Minnesingern aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts noch der Herzog Johann von Brabant und der Marggraf Heinrich (genannt Illustris) von Meissen. Beide fürstliche Dichter sangen nicht nur mit, um der Mode willen; sie hatten poetisches Gefühl, das sich freilich in einem andern Zeitalter nicht so entwickelt, oder anders geäußert haben würde. Der Marggraf von Meissen zeichnete sich überdieß noch vor mehreren deutschen Fürsten durch seine Tapferkeit, seinen Reichthum, seine Freigebigkeit, und seinen glänzenden Hofstaat aus [r]).

Besonders bemerkt zu werden verdienen noch in dieser Reihe von Minnesingern aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Meister Gottfried von Straßburg und Ulrich von Lichtenstein. Gottfried von Straßburg, über dessen Lebensumstände noch keine Nachricht hat aufgefunden werden können, ist auch in der Reihe der epischen Dichter der mittleren Jahrhunderte einer der merkwürdigsten [s]). Unter den lyrischen Dichtern der Deutschen aus diesem Zeitalter steht er mit wenigen andern auf der höchsten Stufe jener unvollkommenen Cultur, zu der sich damals die deutsche Poesie erhob. Sein männlicher Geist wurde durch den Kreis der immer wiedertönenden Liebesklagen nicht beschränkt. Poetisch

r) Die Minnelieder dieser beiden Fürsten sind zufällig bekannter, als viele andere und vorzüglichere, geworden, weil sie sich zu Anfange der Manessischen Sammlung finden.

s) Vergl. über ihn auch die Notizen in Oberlin's Abhandlung De poëtis Alsatiae eroticis medii aevi. Argentor. 1786. Die Abhandlung ist eine Doctordissertation in fremdem Nahmen.

tisch philosophirte er auch über die Liebe im höheren und religiösen Sinne. Sowohl durch Klarheit und bestimmte Anordnung der Gedanken, als durch Feinheit und Regelmäßigkeit der Versification zeichnen sich die lyrischen Gedichte aus, die sich von ihm erhalten haben [t]). In einem dieser Gesänge ist die Versart dem metrischen Baue des Sonetts, aber in kurzen Zeilen, um so ähnlicher, weil jeder Strophe genau vierzehn Zeilen und nur vier Reime zugetheilt sind [u]). Ulrich von Lichtenstein, aus der noch blühenden fürstlichen Familie dieses Nahmens, unterscheidet sich auf eine andere Art zu seinem Vortheile von den meisten Minnesingern, die seine Zeitgenossen waren [x]). Er könnte vorzugsweise der Fröh-

t) In der Manessischen Sammlung, Th. II. S. 183.

u) Dieses Gedicht von der göttlichen Liebe gehört überhaupt zu den vorzüglicheren in seiner Art. Hier ist die erste Strophe.

Swer (wer) Gotes minne wil beiagen (erjagen),
Der muos ein jagendes herze tragen,
Das niht verzagen
Kunne auf der iagenden weide.
Er muos ouch heldes krefte han,
Wil er dü reine minne fan (fahen),
Und faste stan,
Ringen, striten. Dü beide,
Dü muos er haben nacht und tag
Nah der gewihten minne.
Si gat niht slafende in den sak.
Man muos si twingen in den hag,
Schlecht (gerade) und strak (straff)
Mit reinem, steten sinne.

Schade, daß der niedrige Gedanke: Sie gat niht slafende in den sak, diese schöne Harmonie stört.

x) In der Maness. Samml. Th. II. S. 24 u. ff.

Fröhliche heißen, wenn gleich auch die übrigen nicht immer klagen; aber seine Fröhlichkeit ist von der edelsten, wahrhaft poetischen Art. Sie stammt aus einem innig heiteren, freien Gemüthe, das im Gefühle glücklicher und tadelloser Liebe mit männlicher Zuversicht sich über alles Leid der Erde hinausschwingt, und kein höheres Glück verlangt, als eben diese Liebe [y]). Die Leichtigkeit der Sprache und Versification dieses Dichters ist unübertrefflich [yy]). Auch den daktylischen Vers, den man bei

y) Es ist der immer wiederkehrende Lieblingsgedanke dieses fröhlichen Dichters, daß ein wackerer Rittersmann suchen müsse, immer frohen Muthes zu seyn, und daß er anders auch den Damen nicht gefallen könne. Von sich selbst singt er:

Ich bin hohes muotes.
Hoher muot mir sanfte tuot.
Nie nicht wart so guotes (so etwas Gutes),
So (als) mit züchten hoher muot.
Hochgeboren schöne wib
Mag vil wol erwerben
Hochgemuoten ritters lip.

Den Melancholikern ruft er zu:

Wafen (Wehe!) über dü gar unguoten,
Dü da selten werden fro!

In einem andern Liede singt er:

Wie sol ein ungemuoter (mißmüthiger) man
Erwerben hochgemuotes wibes habedanc?
Wil er ir ertrówen an anmuthen; anfinnen),
Das si in (ihn) minne, so ist sin tumber wan vil kranc.

Noch an einer andern Stelle:

Truren ist zwar nieman guot,
Wan (als) dem einen, der sin sünde klagt.

yy) Ueberall begegnet man in den Liedern Ulrich's von Lichtenstein den Reizen der Sprache und des leichten Versfes, z. B.

In

bei den übrigen Minnesingern so selten findet, hat er in seiner Gewalt [z]). Er verdient in jeder Hinsicht

In dem walde suesse döne (Töne)
Singent kleine vogelin.
An der heide bluomen schöne
Blügent (blühen) gegen des meien schin.
Alsō bluet min hoher muot
Mit gedanke gegen ir guete,
Dü mir richet (reich macht) min gemuete,
Sam (wie) der troum den armen tuot.

Und wenn das nicht zugleich wahre Poesie des eigentlichen Liedes ist, was soll denn so heißen? — In einem andern Liede singt er von der Treue:

Truwe ist al der werlte (Welt) ein ere.
Wol im (ihm), der si rechte treit (trägt)!
Si ist uf alle tugend ein lere,
Slos (Schloß) ob (zu) aller werdekeit (Würdigkeit).

Hier verlangte der Ernst des Gedankens keinen so leichten Fluß des Verses. — Noch merke ich bei dieser Gelegenheit an, daß in der Manessischen Sammlung (Th. I. Seite 28.) auch einige Strophen, die schon unter den Gedichten Veldeck's vorkommen, sich unter die Rubrik Ulrich von Lichtenstein verirrt haben.

z) Zum Beispiel:

Was klagest du, tumber,
Vil seligen kumber,
Den ich durch Got dir geraten han,
Das du der guoten,
Der reine gemuoten,
Wereſt mit truwen vil untertan?
Tuot dir den tot
Vil suesse not,
So senfte swere,
So lieblich twanc,
We, zwifelere!
So bist du vil krank.

Ich zweifle, daß jemals vollkommnere Verse dieser Art in deutscher Sprache gemacht sind, die vorletzte Zeile abgerechnet.

sicht einen der ersten Plätze unter den deutschen Liederdichtern [zz]).

Unter den deutschen Minnesingern aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ist Heinrich von Rugge, vermuthlich ein Ritter aus dem Thurgau, merkwürdig, weil auch ihm der daktylische Rhythmus gelang. Doch scheinen ihm die damals gewöhnlichen jambischen und trochäischen Verse geläufiger gewesen zu seyn [a]).

Der

zz) Als Probe der classischen Vortrefflichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, und sich in den Gedichten der Minnesinger nur selten findet, glaube in folgende Strophen aus einem Frühlingsliede Ulrich's von Lichtenstein hier hervorheben zu müssen.

Heide, velt, walt, anger, ouwe,
Sach ich nie bekleidet bas.
Von dem (ohne Zweifel *der*) lufte süssen touwe
Sind dü bluomen alle nas.
Vögeline
Singent lob des meien schine.

So singe ich von guoten wiben,
Als ich allerbeste kan.
Mit ir (ihrem) lob wil ich vertriben
Swas (was) ich ungemuotes han.
Wibesguete
Git (giebt) mir fröidenrich gemuete.

Wibes schöne, wibes ere,
Wibes guete, wibes zucht,
Ist fürwar ein erenlere (Ehrenlehre),
Minnegernder (minnebegehrender) herzen sucht.
So ist (einsylbig zu declamiren) ir hulde
Alles guotes übergulde.

a) In der Manesf. Samml. Th. I. S. 97. — Adelung muß die Gedichte Ulrich's von Lichtenstein nicht genauer gekannt haben, als er in seinem chronologischen Verzeichniß (S. oben) den Heinrich von Rugge wegen eines daktylischen Gedichtes besonders auszeichnete

Der Schenk Ulrich von Winterstetten, verwandt mit der Familie der Truchsesse von Waldburg, trieb das Reimspiel so weit, wie freilich Andere auch, daß er in mehreren Liedern Wort auf Wort unmittelbar zusammen reimte [b]). Aber er sang auch sehr melodische Lieder mit einem sogenannten Refrein [c]).

Bruder

b) Zu den Liedern des Ulrich von Winterstetten nach Bodmer's Ausgabe hat Hr. Benecke in seiner oben angeführten Ergänzung eine ansehnliche Nachlese geliefert. Das Meiste ist freilich matte Reimerei, ungefähr in diesem Tone:

Ir blik
Den strik
Mir hat gerichtet der minne, des wân,
Darin
Ich bin
Gefallen gar
An falschen var.
Wil si,
So ist fri
Min lib von selbem bande;

Oder gar Reim auf Reim:

Woluf, ir kint,
Sint
Fro!
So
Muos
Buos
Sorgen fin.
Truren, var hin!
Muot
Tuot
Geil
Heil
&c. &c.

c) Siehe z. B. in Benecke's Ergänzungen Seite 201, und 203.

Bruder Eberhard von Sax, ein Dominicanermönch, vielleicht aus der freiherrlichen Familie von Hohensax, hat einen Hymnus auf die heil. Jungfrau hinterlassen, der durch Würde der Gedanken und metrischen Schwung der Sprache alle übrigen religiösen Gedichte aus der deutschen Litteratur dieses Zeitalters übertrifft [d]). Den Gedankenreichthum, ohne den die höhere lyrische Poesie bald ermattet, muß man freilich bei diesem romantischen Hymnensänger so wenig, wie bei seinen Zeitgenossen, suchen [e]).

Eine Canzone vom Herzog Heinrich von Breslau (Pressela), der im Jahre 1266 die Regierung seines Fürstenthums antrat, zeichnet sich durch Zartheit des Gefühls aus [f]).

Einer der feurigsten und vorzüglichsten Sänger der Liebe aus der zweiten Hälfte des dreizehnten

d) In der Maness. Sammlung, Th. I. S. 28.

e) Hier ist eine Strophe:

Du bist der nature wunder.
Himmel, erd, lobt dich bisunder.
Von des hoehsten geistes zunder
Din lib gar gepuret (geläutert) stat;
Wan (denn) du genzelich entbrunnen (entbrannt)
Were (ohne Zweifel *werest*; warest) von dem waren sunnen,
Der von dir ist ausgerunnen,
Und uns al erluchtet hat.
Din frid ist gar ungemessen.
Got an dir niht (nichts) hat vergessen.
Dich durchfüllet und besessen
Hat sin hohe majestat.

f) Dieser Minnegesang des Herzogs von Breslau ist einer der bekanntesten geworden, weil er sich unter den ersten in der Manessischen Sammlung findet.

ten Jahrhunderts ist Christian von Hamlen (Hamle) [g]. Man möchte glauben, er sey außerhalb Deutschland unter einem südlicheren Himmel geboren [h]. Seine Begeisterung reißt ihn auch zuweilen zu dem daktylischen Rhythmus hin, der sich bei diesen deutschen Dichtern so selten findet, und in der provenzalischen Poesie vielleicht gar nicht üblich war [i]. Unter den Gedichten des Christian von

g) In der Manesf. Samml. Th. I. S. 46.

h) Z. B. in dem Liede, wo er den Anger, auf welchem die Geliebte gewandert, Herr Anger anredet.

Ich wolte, das der anger sprechen solte,
Als der sytich (Sittig; Papagei) in dem glas,
Und er mir danne rechte sagen wolte,
Wie gar sanfte im (ihm) hure (heuer) was,
Da min frowe bluomen las
Ab im (ihm), und ir minneclichen fuesse
Ruerten uf sin gruenes gras.

Her anger, was ir üch froeiden muftet nieten (genießen),
Da min frowe kam gegan,
Und ir wissen (weißen) hende begunte bieten (auszustrecken)
Nach üwern bluomen wolgetan!
&c.

i) Das erste Lied des Christian von Hamle in der Manessischen Sammlung ist ein daktylisches. Es fängt sich an:

Mit fröhlichem libe,
Mit armen umbevangen (dreisylbig zu lesen),
Wi sanfte das tuot!
Von eime (einem) trostlichen wibe,
Mit roeselechten (dreisylbig) wangen,
Vor liebe gelachet,
Das fröwet den muot.
Da sint zwei herzen (einsylbig zu lesen) und ein einiger lib;

Mit

von Hamlen ist auch ein sogenanntes Tagelied, eines der üppigen, aber doch anständigen, mit dem vollen Genusse der Liebe scherzenden Lieder, die uns zeigen, wie diese ritterlichen Schwärmer, die so vieles von reiner Tugend sangen, auch den natürlichen Lohn der Treue zu schätzen wußten k).

Der

Mit worten (einsylbig) unterscheiden (unterschieden) ein man und ein wib.
Da muos dü sorge ze stuken (in Stücke) zerbrechen;
Da lat si dü liebe ietweder us ir munde
Bi langer zit ein wort niht sprechen.
Da mag man küssen den suessesten munt,
Der manne je von frowen was kunt.

k) Als Probe eines solchen Tageliedes für Diejenigen, die diese Scherze der romantischen Muse noch nicht kennen, mag das folgende von Christian von Hamle hier stehen. Es hat, wie alle ihm ähnlichen, die Situation der glücklichen Liebenden zum Thema, die durch den Ruf des Nachtwächters an das Ende ihrer Freuden erinnert werden. Hier wird nun gar die Dame redend eingeführt, die von den Gefahren der nächtlichen Zusammenkunft mehr für den Geliebten fürchtet, als für sich selbst.

Wachter, wie mag dich so kurzer wile erlangen,
Sit ich han den liben man zu mir gevangen,
Der mir an dem arme und in dem herzen lit,
Und mir für senende sorge spilnde fröiden git?
Wachter, bekennest du des manens schin für tageszit?
— Frowe, ich kan ü (euch) ze hulden niht wol gesingen.
Got der lasse ü beide immer wol gelingen.
E (ehe) doch klage ich den edeln, werden, süssen man.
Mir ist leid, sol ich im helfen niht von dan.
Wol im, der bi libe leides sich behueten kan! —

Sit

Der Tannhäuser (Tanhuser), vermuthlich aus der freiherrlichen Familie von Thannhausen in Baiern, ist einer der muntersten, aber nicht der geschmackvollsten unter diesen Dichtern. Er sang mit besonderer Herzenslust von den Freuden des Maies und des Tanzes, und von der Gunst schöner Frauen [l]). Dabei trägt er gern seine Belesenheit vor. Wo sich nur eine Gelegenheit zeigt, nennt er Ritter und Damen aus den damals beliebten romantischen Erzählungen. Aber er mischt auch mit affectirter Galanterie in seine deutschen Verse viele französische Wörter ein, die beiläufig verrathen, aus welchen Quellen er schöpfte. Er verdient wegen seiner Sprachmengerei den ersten Verderbern der poetischen Diction in der deutschen Litteratur beigezählt zu werden [m]).

Zum

Sit (da) din rat mit trüwen (Treue) vert,
wachter guot,
So gang (geh) von der wer (Wehr) herum an
dise huot!
Ja, getorste (durfte) ich dir min leid niht wol
geklagen e.
Owe, libes mannes und mines herzens we!
Wachter nim min gold, und hilf im (ihm) hin,
swies (wie es auch) mir erge!

l) In der Manesſ. Sammlung, Th. II. S. 58.

m) Da die übrigen deutschen Minnesinger dieser Periode nur zuweilen hier und da ein französisches Wort in ihre Lieder aufgenommen haben, so kann die Kritik an dem Tannhäuser ein Exempel statuiren, wenn sie den Ursprung des galanten Kauderwelsch in der deutschen Litteratur bis zu seiner Quelle verfolgen will. Der Tannhäuser spricht nicht nur von der Riviere und der Planure und dem Dulz amys; er sagt auch (Manesſ. Samml. II. S. 61) daß er parliren müssen, als

Zum Beschlusse dieser Reihe mag hier Meister Conrad von Würzburg, den man so lange Zeit, gegen alle litterarische Kritik, für den Verfasser des Liedes der Nibelungen ausgegeben hat, vorläufig genannt werden. Denn der Nahme dieses Dichters kann als ein schickliches Merkzeichen dienen, das Ende der schönsten Zeit des romantischen Liebes- und Heldengesanges der Deutschen chronologisch zu fixiren. Conrad's von Würzburg Celebrität unter seinen Zeitgenossen fällt in das letzte Viertel des dreizehnten Jahrhunderts. In seinen lyrischen Gedichten, wie in seinen übrigen Werken, zeigt sich die Art von Poesie, die in der deutschen Litteratur mit Heinrich von Veldeck anfängt, noch in hellem Glanze, aber auch schon im Kampfe mit dem veränderten Geiste der Zeit. Mehr über diesen merkwürdigen Mann und über mehrere seiner Zeitgenossen zu sagen, kann also bis zu dem folgenden Buche verschoben werden, da doch der nothwendig gewordene Plan dieser Geschichte der deutschen Poesie nicht erlaubt, das ganze Zeitalter der schwäbischen Dichter in einer ununterbrochenen Darstellung zu umfassen [n]). Und da die summarische Uebersicht, auf welche dieses Buch beschränkt ist, nicht einmal eine vollständige Zusammenstellung aller Notizen gestattet, die zur Geschichte der deutschen Poesie bis gegen das Ende des

als die Nachtigall angefangen habe, zu toubiren. Seine Dame sey gesessen bei der Fontane. Ihre Persone sey schmal und ein lützel grande. Da habe sich erhoben sein Parolle. — Weiter konnte man doch wohl damals diese Sprachmengerei nicht treiben.

n) Vergl. oben in der Einleitung Seite 16.

des dreizehnten Jahrhunderts gehören, so muß auch andern Litteratoren überlassen bleiben, die übrigen Quellen, außer der Manessischen Sammlung, nachzuweisen, aus denen eine genauere Kenntniß dieses Theils der deutschen Litteratur zu schöpfen ist, zum Beispiel den Jenaischen Codex und die alten deutschen Handschriften in der vaticanischen Bibliothek zu Rom [o]. Eine sorgfältige Nachforschung wird uns auch vielleicht noch alte deutsche Minnelieder in mehreren Provinzialdialekten kennen lehren, die mit den ältesten im schwäbischen Dialekte gleichzeitig sind [p].

2. Wenn man die alte romantische Poesie der Deutschen in ihrer ganzen Kraft und Größe kennen lernen will, muß man sich von der lyrischen Classe der Gedichte, die uns aus dem schwäbischen Zeitalter übrig geblieben sind, zu der epischen wenden. Da zeigt sich das deutsche Genie auf einer Höhe, zu der es sich nachher ein halbes Jahrtausend hindurch, bis auf Klopstock, nicht wieder hinaufschwang. Hier leiten uns auch sicherere Merkmale, als in der lyrischen Classe, das Originale von dem Nachgeahmten und Uebersetzten zu unterscheiden. Nur da, wo die deutschen Dichter französische, oder provenzalische Rittergeschichten bearbeitet, oder überhaupt einen Stoff gewählt haben, den sie von der

o) Die schätzbaren litterarischen Notizen des jüngeren Adelung über die deutschen Handschriften, die im dreißigjährigen Kriege aus der Heidelbergischen Bibliothek nach Rom in die vaticanische wandern mußten, sind schon oben (Seite 104. Anmerk. oo.) angeführt.

p) Noch ein Mal erinnere ich hier an Möser's Patriotische Phantasien, Band III. S. 240.

der erzählenden Poesie der Franzosen und Provenzalen entlehnten, ist das Verdienst, das sie sich um diesen Theil der Poesie erworben haben mögen, noch sehr problematisch. Umarbeitungen und Nachbildungen nehmen, auch wenn sie sich noch so sehr von bloßen Uebersetzungen unterscheiden, hier, wie überall, nur einen der untern Plätze in der poetischen Litteratur ein. Bis jetzt aber ist man in Deutschland noch viel zu weit von einer genaueren Kenntniß der alten französischen und provenzalischen Litteratur entfernt, als daß sich auch nur mit einiger Gewißheit ausmitteln ließe, wie vieles, oder weniges die Verfasser der deutschen Ritterepopöen und romantischen Erzählungen im schwäbischen Zeitalter den Provenzalen und den Dichtern des nördlichen Frankreichs verdanken. In jedem Falle kann von eigentlicher Originalität solcher deutschen Dichterwerke, die erweislich aus wälschen abstammen, nicht die Rede seyn, so lange nicht wenigstens erwiesen ist, daß ein deutscher Dichter das wälsche, das heißt provenzalische oder französische, Rittergedicht bloß als Stoff benutzt, oder es nach neuen poetischen Ideen mit wahrer Geistesfreiheit umgearbeitet habe. Daß aber die meisten deutschen Ritterepopöen und romantischen Erzählungen aus dem schwäbischen Zeitalter wälschen Ursprungs sind, leidet keinen Zweifel. Wollen wir also das epische Genie der deutschen Dichter dieses Zeitalters, nicht bloß ihr Erzählungs- und Nachahmungstalent, richtig würdigen, so muß, bis auch dieser specielle Theil der romantischen Litteratur weiter aufgeklärt seyn wird, unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf diejenigen deutschen Rittergedichte gerichtet seyn, die ein unverkennbar deutsches Nationalgepräge,

und,

und, so viel man weiß, kein wälsches Vorbild haben q).

Noch eine, für die litterarische Geschichtsforschung, die nicht bloß Notizen sammelt, nicht gleichgültige Frage muß hier unbeantwortet bleiben. Wenn wir jene erzählenden Gedichte, die durchaus deutsch sind, oder es wenigstens zu seyn scheinen, absondern von denen, die vielleicht nicht viel mehr als Uebersetzungen sind, so sehen wir immer noch nicht ganz deutlich, wie das deutsche Genie zu der Bildung gelangte, die sich in dem merkwürdigsten jener

q) Auf die Autorität berühmter Litteratoren, der ich nicht mißtrauen zu dürfen glaubte, habe ich bisher angenommen, und an mehreren Stellen dieser Geschichte der neueren Poesie und Beredsamkeit in den vorigen Bänden wiederholt, daß die Poesie der provenzalischen Troubadours fast ganz auf lyrische und didaktische Gedichte beschränkt gewesen, und daß das Verdienst der Erfindung und Ausbildung des epischen Theils der alten romantischen Poesie fast ausschließlich auf Rechnung der nordfranzösischen Trouveres zu schreiben sey. Jetzt ist mir mehr als wahrscheinlich, daß jene Litteratoren, auf deren Kenntniß der Sache ich mich verließ, viel zu voreilig auf die Versicherung des Le Grand gebauet haben, der in der Einleitung zu seiner bekannten Ausgabe der Contes et Fabliaux &c. das Verdienst des alten romantischen Epos den Provenzalen entreißen will. Die Verfasser der alten deutschen Rittergedichte erwähnen mehrere Male provenzalischer Vorgänger. Und daß es provenzalische Rittererzählungen, wahrscheinlich früher, als nordfranzösische, gegeben hat, lerne ich aus einem, mir aus Frankreich zugeschickten Discours sur l'influence exercée par la médecine sur la renaissance des lettres, par Mr. *Prunelle* (Montpellier, 1809); eine treffliche Schrift, die über die ganze Litteratur der mittleren Jahrhunderte höchst interessante Notizen liefert.

jener nationalen Gedichte zeigt. Denn gerade da, wo diese epische Poesie am nationalsten erscheint, unterscheidet sie sich, der Form und dem Geiste nach, von den romantischen Dichtungen, die aus Frankreich in Deutschland eingewandert waren, in mehreren nicht unbedeutenden Zügen. Wahrscheinlich läuft der Faden, der das epische Lied der Nibelungen mit dem so genannten Heldenbuche verknüpft, bis in Jahrhunderte zurück, da die Provenzalpoesie noch nicht entstanden war. Deutsche Lieder, von denen keine litterarische Spur vorhanden ist, können diese Dichtungen fortgeleitet haben bis zu dem Zeitpunkte, wo die Nachahmungen der provenzalischen Gedichte der ganzen Poesie der Deutschen eine neue Wendung und Bildung gaben. Aber vielleicht sind auch jene verschwundenen Lieder so roh nicht gewesen, wie man vermuthen möchte. Aus der Nachahmung der Provenzalpoesie läßt sich wenigstens auf keine Art erklären, warum das Lied der Nibelungen, das als deutsche Originalepopöe über alle mit ihm verwandten Gedichte hervorragt, sich durch seine besonders merkwürdige Annäherung zum alten classischen Epos der Griechen von den deutschen Rittergedichten, die wälschen Ursprungs sind, auffallend unterscheidet.

Wir dürfen die erzählenden Gedichte, die sich aus der deutschen Litteratur des schwäbischen Zeitalters erhalten haben, nur nach der Verwandtschaft ihres Stoffes und Inhalts ordnen, um gewahr zu werden, wo deutsches Originalverdienst am ersten zu suchen ist, und wo wahrscheinlich, oder gewiß, die deutschen Dichter nur Umarbeitungen ausländischer Werke geliefert haben. Das Verdienst der Erfindung bleibt indessen auch da

zweifel-

zweideutig, wo diese Dichter keinem ausländischen Vorbilde folgten. Denn alle diese Gedichte gehören, wie die homerischen Gesänge im griechischen Alterthum, dem Zeitalter nicht weniger, als den Dichtern, an. Sie enthalten, was man damals glaubte; was Einer dem Andern erzählte; was in mancherlei Umbildungen von Mund zu Munde, von Buch zu Buche ging. Darum beruft sich auch nicht selten eines dieser Gedichte auf das andere. Zu historischer Kritik war man so wenig geneigt, daß man den Unterschied zwischen wahrer Geschichte und poetischen Sagen mit Fleiß verdunkelte, damit die Wirkung des Gedichts desto kräftiger werden, und der bezauberte Geist treuherziger Leser desto ungestörter im Genusse des Seltsamen und Unerhörten schwelgen konnte. Darum dachte auch keiner dieser Dichter, wo der Stoff der Dichtung die wahre Geschichte berührt, an irgend eine Charakteristik der Zeitalter und Nationen. Als ob die ganze Weltgeschichte in der buntesten Verwirrung aller Jahrhunderte aus einem Füllhorne herab fiele, so romantisirten diese Dichter, im Geist und Sinne des ungeheuern Glaubens ihrer Zeit, und nach ihren verworrenen, Alles durch einander werfenden Vorstellungen, was ihnen von historischen Notizen vorkam. Auch die klarsten und verständigsten dieser Gedichte haben etwas Trübes und Chaotisches; was denn freilich schwärmerischen Köpfen zu allen Zeiten vorzüglich gefiel. Da nun in diesen Jahrhunderten die epische Dichtung überhaupt nur ausbildete, was die verworrene Sage lieferte, und was sich von einem Dichter an den andern vererbte, so blieb die epische Erfindung immer der Sage untergeordnet.

Ausländischen Ursprungs und zuverlässig nur Umbildungen, oder Uebersetzungen, provenzalischer Gedichte sind in der deutschen Litteratur des schwäbischen Zeitalters alle die epischen Werke, welche die fabelhaften Sagen von der Massenie des heiligen Graals und von den Rittern der Tafelrunde enthalten. Eine so große, reiche und kühne Dichtung, wie diese, ist der Phantasie in Europa weder vorher, noch nachher, entstiegen. Die alten brittischen, in Frankreich eingewanderten, an sich schon interessanten Sagen vom König Artus und seiner Tafelrunde zu verknüpfen mit dem christlichen, abenteuerlich-mystischen Mährchen vom heiligen Graal oder Gral, war den provenzalischen Dichtern vorbehalten. Der heilige Graal — ein barbarisches Wort, durch Mißbildung des französischen Saing-real oder Sang royal entstanden — war nach dem Glauben der mittleren Jahrhunderte die Schüssel, aus welcher Christus mit seinen Jüngern bei der Einsetzung des heil. Abendmahls gespeiset, und in welcher nachher Joseph von Arimathia das Blut des gekreuzigten Heilandes aufgefangen haben sollte. Was man von den Wunderkräften dieses heiligen Kleinods und seinem Tempel in dem fabelhaften Schlosse Montsalvatsch erzählte, übersteigt Alles, was die Phantasie gläubiger Schwärmer in jenen Zeiten über ähnliche Reliquien zusammengefabelt hat. Bei den romantischen Dichtern selbst muß man es nachlesen, um sich einen Begriff davon zu machen. Mit den brittischen Sagen von der Tafelrunde hatte diese christlich-mystische Dichtung ursprünglich, wie es scheint, gar nichts gemein. Aber in die Erzählung von den Pflegern des Graals und ihrer Massenie oder

geheim-

geheimnißvollen Gesellschaft wurden die Dichtungen von den Rittern der Tafelrunde leicht hinübergezogen. Nun erhöhte sich der Reiz des abenteuerlichsten Ritterthums in der Phantasie der Dichter durch den frommen Zauber der christlichen Mystik. Das Irdische wurde zum Ueberirdischen durch Wunder über Wunder hinaufgerückt, und doch den galanten Liebes- und Heldenthaten ein weiter Spielraum gestattet. Hat aber diese Dichtung an Größe, Reichthum und Kühnheit in der Poesie des Abendlandes nicht ihres gleichen, so ist sie auch die ungeheuerste ihrer Art. In ihr erlischt der letzte Schimmer derjenigen Wahrscheinlichkeit, durch die sich eine poetische Erfindung mit dem wirklichen Leben befreundet. Alles in ihr ist entweder ganz erdichtet, oder wenigstens durch Umbildung des natürlichen Stoffes nach schwärmerischen Begriffen von Ritterthum und Christenthum fast ganz der allgemeinen Gesetzgebung der Natur entrissen. Nur den Ritter und den Christen werden wir in diesen Dichtungen gewahr, wo wir, wie in den griechischen, vorzüglich den Menschen erblicken möchten. Das Christenthum selbst erscheint in der Sage vom heiligen Graale durchaus mönchisch. Von einer poetischen Wahrscheinlichkeit, die sich, wie in dem mythischen Epos der Griechen, der historischen nähert, zeigt sich vollends keine Spur in dieser wilden romantischen Dichtung, wo fast alle Personen und Völker durchaus Geschöpfe der Phantasie sind, und die Scene ein buntes Utopien ist, das sich bald nach diesem, bald nach jenem Lande nennt. Gleichwohl hat die Fülle von Poesie, die aus diesen Sagen vom heiligen Graal und seinen Pflegern ein uneingenommenes Gemüth anspricht, etwas Hinreißendes.

Selbst den kältesten Kritiker kann diese Dichtung dadurch fesseln, daß in keiner andern der ganze poetische Geist der romantischen Jahrhunderte so charakteristisch in seiner Größe und mit aller seiner Thorheit erscheint. Aber wie vielen, oder wenigen Antheil die deutsche Phantasie an der Ausbildung und Ausschmückung dieser romantischen Erfindungen hat, muß erst durch genauere Nachforschung entdeckt werden. Sehr früh bemächtigten sich die deutschen Dichter des schwäbischen Zeitalters der provenzalischen Erzählungen aus diesem Fabelkreise. Der berühmteste unter ihnen ist Wolfram von Eschenbach, der schon oben unter den lyrischen Dichtern genannt werden mußte. Sein Parcival und noch mehr sein Titurel gehören auch zu den Ritterbüchern, die lange Zeit in Deutschland die beliebtesten blieben [r]). Wenn diese beiden Gedichte aus der Phantasie des deutschen Bearbeiters selbst entsprungen wären, so müßte der Nahme Wolfram's von Eschenbach, wenn auch nicht mit Verehrung, doch mit einer Bewunderung genannt werden, die nur wenigen Dichtern gebührt. Aber Eschenbach sagt selbst ausdrücklich, daß er diese Erzählungen aus dem Provenzalischen in das Deutsche übertragen habe [s]). Vielleicht hat der provenzalische Dichter Gutot

r) Bibliographische Notizen über diese und die übrigen in dieser summarischen Uebersicht noch zu nennenden romantischen Gedichte findet man gesammelt in Koch's Compendium der deutschen Litt. und in der Einleitung zu der Ausgabe altdeutscher Gedichte von v. d. Hagen und Büsching.

s) Zu Anfange des Titurel, nach der Einleitung, sagt Eschenbach:

Der

Guiot oder Kyot, dem Eschenbach folgte, um die Erfindung des ganzen Gedichts nicht mehr Verdienst, als Chretien de Troye, dem der deutsche Dichter Verfälschung der ihm ehrwürdigen Fabel vorwirft [t]). Daß beide Gedichte von Eschenbach, der Parcival sowohl, als der Titurel, mehr als Uebersetzungen sind, läßt sich nicht wohl bezweifeln. Besonders scheint der Titurel die ganze Seele des deutschen Dichters erfüllt zu haben. Dieser Titurel, ein wahrer poetischer Codex der religiösen Schwärmerei im wild romantischen Costume unterscheidet sich von dem Parcival desselben Dichters auch auf eine merkwürdige Art durch die Versification. Der Parcival ist, wie die meisten alten Rittergedichte, in so genannten Knittelversen, oder, richtiger gesprochen, in den unregelmäßigen kurzen Zeilen gereimt, die wahrscheinlich die ursprüngliche metrische Form der erzählenden Poesie der mittleren Jahrhunderte sind. Aber der Titurel ist ziemlich regelmäßig gereimt in Stanzen von sieben Zeilen, deren vorletzte keinen Reim hat. Die Ausbildung und

Der von *proventzale*
Flagetanis perküre heidensch von dem grale.
— Das wil ich *tütschen* &c.

Und zum Beschlusse desselben Gedichts:
Kyote Flegetanise
Der was her Wolfram gebende
Die aventüre zo prise &c.

t) Zum Beschlusse des Parcival sagt Eschenbach:
Des (nehmlich über den Meister Kristian von Troys) mag wol zürnen Kyot, der uns die rechten mer entbot. — Und bald darauf noch: Nicht me davon sprechen will Ich Wolfram von Eschenbach, wan als dort der meister sprach.

und Behandlung dieser Versart im Titurel ist nicht ohne Kunst [u]). Eine genauere Anzeige dieser Gedichte Wolfram's von Eschenbach muß andern Litteratoren überlassen bleiben [x]).

Verwandt mit dem Titurel und Parcival sind die Rittergedichte Iwain, von Hartmann von Aue, der oben unter den Minnesingern genannt ist [y]); der Tristan, von Gottfried von Straßburg;

u) Nur einige Stanzen zur Probe, aber schon in verjüngter Sprache und Orthographie nach der alten und einzigen gedruckten Ausgabe des Titurel vom Jahre 1477, einem der seltenen typographischen Denkmäler, von denen sich auch auf der Göttingischen Universitätsbibliothek ein Exemplar befindet. Vom Graal wird in einem der ersten Capitel oder Aventüren gesagt:

Der gral was in (ihnen) da gebende,
Was man da haben solde.
Enbor (empor) vil schöne schwebende
Was er in (ihnen), ob noch lange nieman solde
Seyn geboren, der in getorfte (dürfte) rüren.
Die engel nieman sehende waren,
Die in doch kunden swebenden füren.

In der zwölften Aventüre kommt eine Abschiedsscene vor, die hier zugleich als Probe ritterlich-schöner Zärtlichkeit dienen mag:

Ein umbefang mit trewen zart,
Ein kuss von rotem munde
Do mit urlaub genommen ward,
Mit wasserreichen augen an der stunde.
Got sei mir, als ich dir! So sprach der werde (Werthe);
So wer ich frei vor nöten
Durch alle land! Das was auch ir begerte (Wunsch).

x) Der Parcival ist von neuem gedruckt, aber ohne alle kritische Hülfe, und nur mit Mühe lesbar, in Müller's Samml. alter deutscher Gedichte, Th. I.

y) Dieser Iwain ist durch zwei gedruckte Ausgaben bekannter

burg; und noch andere erzählende Gedichte, von denen in einer speciellen Geschichte der älteren deutschen Poesie Nachricht gegeben werden muß [z]).

An der Erfindung derjenigen alten deutschen Ritterqedichte, deren Stoff aus der fabelhaften Geschichte Carl's des Großen und seiner Paladine genommen ist, oder mit dieser Geschichte zusammenhängt, haben die Dichter des nördlichen Frankreichs wahrscheinlich mehreren Antheil, als die Provenzalen. Aber die deutschen Dichter konnten auch gemeinschaftlich mit den französischen aus den lateinischen Werken schöpfen, unter denen die fabelhafte Geschichte Carl's des Großen von dem Pseudo-Turpin am bekanntesten geworden ist. Carl'n den Großen als einen deutschen König zu bewundern, hatten die Deutschen des dreizehnten Jahrhunderts schwerlich verlernt, ob gleich damals auch schon die Franzosen diesen Monarchen sich zueigneten. Das älteste in der deutschen Litteratur übrig gebliebene epische Gedicht von den fabelhaften Thaten Carl's kann allerdings, wenigstens zum Theil, aus deutschen Nationalsagen entstanden seyn [a]). Da die

kannter geworden, die eine, unter dem verdrehten Nahmen Twein, in Müller's Samml. Th. II; die zweite von Michaeler, 1786, in zwei Bänden.

z) Auch der Tristan von Gottfried von Straßburg, nebst der Fortsetzung von einem Dichter Vrbert, ist in Müller's Samml. Th. II. zu finden. — Die übrigen hierher gehörenden Gedichte sind verzeichnet in der Einleitung zu der Ausgabe altdeutscher Gedichte von v. d. Hagen und Büsching.

a) Vergl. oben Seite 88. — Eine Vorlesung über dieses, in Schilter's Thesaurus Tom. II. abgedruckte

Die Sprache dieses Gedichts zwischen dem schwäbischen und dem fränkischen Dialekte schwankt, so ist es auch vor der Periode entstanden, da fast die ganze provenzalische und nordfranzösische Ritterpoesie nach Deutschland durch Uebersetzungen und Nachahmungen herübergezogen wurde. Aber wahrscheinlich liegt doch auch diesem deutschen Heldengedichte schon das lateinische Werk des Pseudo-Turpin zum Grunde; denn es enthält dieselbe fabelhafte Geschichte von dem Heereszuge Carl's gegen die Sarazenen. Der Anfang dieses Gedichts ist verloren gegangen. Was sich erhalten hat, ist nicht ohne allen poetischen Werth, aber roh, chronikenmäßig, und weit entfernt von der romantischen Zartheit der besseren deutschen Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter. Die Umarbeitung dieses epischen Werks durch den Dichter, der unter dem Nahmen der Stricker bekannt ist, fällt in die letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts. In dem folgenden Buche muß ihrer noch ein Mal gedacht werden.

Wie beliebt bei den Deutschen des dreizehnten Jahrhunderts die Rittergedichte waren, deren Helden die fabelhaften Paladine Carl's des Großen sind, sieht man aus der Anzahl der in dieses Fach gehörenden Werke, deren mehrere bis jetzt nur noch unter den alten Handschriften aufbewahrt werden [b]). Zu den größeren gehört das Gedicht, dessen zweiten Theil, Der Marggraf von Narbonne überschrieben,

Gedicht hielt Gottsched im Jahre 1747 an einen sächsischen Prinzen. S. Gottsched's Neuen Büchersaal der schönen Wiss. Band IV.

b) S. die oben nachgewiesenen Verzeichnisse.

schrieben, schon zu Anfange des schwäbischen Zeitalters Wolfram von Eschenbach bearbeitet hat. Der erste Theil, unter dem Titel Wilhelm der Heilige von Oranse, soll einen Zeitgenossen Eschenbach's, den Ulrich von Thürheim oder Türkheim zum Verfasser haben. Der dritte Theil, unter dem Titel Der starke Rennewart, ist noch nicht gedruckt c). Wenn denn auch das Meiste in der deutschen Bearbeitung dieses weitläuftigen Rittergedichts nur Uebersetzung seyn sollte, so ist es doch einer der schätzbaren Beweise der poetischen Bildung der Deutschen in jenen Zeiten, da sie sich alles anzueignen strebten, was ihnen die romantische Poesie der Provenzalen und Franzosen Schönes und Großes bot. Auch die übrigen, mehr erotischen, als heroischen Rittergedichte, die sich an die Fabel von Carl dem Großen und seinen Paladinen anschließen, wurden bald Lieblingsbücher der deutschen Ritter. Ein besonders ausgezeichnetes Glück hat lange Zeit in Deutschland die Erzählung von Flor und Blanscheflor oder Flos und Blankeflos gemacht, die in diese Reihe gehört. Sie ist seit dem dreizehnten Jahrhundert von deutschen Dichtern öfter, auch in niederdeutschen Versen, bearbeitet d).

Wie

c) Nach der vollständigen, in Cassel befindlichen Handschrift gab Hr. Casparson zuerst im Jahre 1781 den Wilhelm von Oranse, und im Jahre 1784 den Wilhelm von Narbonne heraus.

d) S. den Abdruck in Müller's Sammlung, Band II. Ueber die niederdeutschen, vermuthlich späteren Bearbeitungen dieses Gedichts findet man die beste Auskunft bei Eschenburg in dessen Denkmälern altdeutscher

Wie der deutsche Geschmack bei seiner ersten Bildung zu Anfange des schwäbischen Zeitalters an Werken der Ausländer sich übte, zeigen auch die romantischen Umbildungen einiger epischen Gedichte des griechischen und römischen Alterthums. Albrecht von Halberstadt, der ein ritterlicher Hofbedienter am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen gewesen seyn soll, übersetzte für diesen Fürsten die Metamorphosen Ovid's. Heinrich von Veldeck, der an der Spitze der lyrischen Minnesinger des schwäbischen Zeitalters steht, brachte den Inhalt der Aeneide Virgil's, vermuthlich nach einer provenzalischen Umbildung von Chretien de Troye romantisirt, in deutsche Verse e). Aber vom Geiste des classischen Alterthums zeigt sich wenigstens in Veldeck's Aeneide keine Spur.

Ausländische Werke liegen auch ohne Zweifel den fabelhaften Bearbeitungen der Geschichte Alexander's des Großen aus dieser Periode der deutschen Poesie zum Grunde f).

Das

scher Dichtkunst (Bremen, 1799), und in den Romantischen und andern Gedichten in altplatdeutscher Sprache, herausgegeben von Hrn. Bruns (Berlin, 1798). Es ist dasselbe Gedicht, das Boccaz unter dem Titel Il Filocopo oder Filocolo italienisch bearbeitet hat. Diese Notiz ist beiläufig zu dem ersten Bande dieser Gesch. der Poesie und Beredsamkeit Seite 198 nachzutragen.

e) Die Metamorphosen Albrecht's von Halberstadt sind nur nach der Umarbeitung von Wickram im sechzehnten J. H. gedruckt. Die Aeneide (Eneidt) von Veldeck ist zu finden in Müller's Sammlung, Band I.

f) Bibliographische Auskunft über diese Gedichte findet man in den oben angeführten Verzeichnissen.

Das wahrhaft Originale und Nationale der epischen Poesie der Deutschen im schwäbischen Zeitalter muß man in dem bewundernswürdigen Liede der Nibelungen und in den poetischen Erzählungen suchen, die in der Folge unter dem gemeinschaftlichen Titel Das Heldenbuch mit einander verbunden wurden. Dem Stoffe dieser Gedichte nähert sich auch, wenn gleich aus einer ziemlich weiten Entfernung, die neuerlich entdeckte Erzählung König Rother. Bei der Analyse dieser Gedichte und den Untersuchungen über ihren Ursprung muß der pragmatische Geschichtschreiber der älteren deutschen Poesie vorzüglich verweilen. Aber hier, in dieser summarischen Uebersicht, darf überhaupt nur das Nöthigste gesagt werden, damit in den folgenden Büchern gezeigt werden könne, wie die Poesie der Deutschen von der Höhe, zu der sie sich im dreizehnten Jahrhundert erhoben, zurücksank. Daß alle diese Gedichte, unter denen das Nibelungenlied bei weitem das vorzüglichste ist, national-deutsch sind, würden schon die deutschen Nahmen der Helden und Heldinnen verrathen, wenn es auch nicht aus andern Gründen gewiß genug wäre. Aber bis jetzt ist nicht nur noch von keinem provenzalischen, oder französischen Werke, aus denen diese deutschen Gedichte geschöpft seyn könnten, die Rede gewesen; es liegt auch in der Natur der Sache, daß der Stoff dieser Gedichte den Provenzalen und Franzosen kaum bekannt seyn konnte. Schon in dem merkwürdigen Fragmente, das sich von einem deutschen Heldenromane aus dem achten Jahrhundert erhalten hat, kommen einige der Nahmen und Begebenheiten vor, die wir in dem Nibelungenliede und Heldenbuche wieder finden.

als das Heldenbuch. Es setzt jene gewissermaßen als bekannt voraus, benutzt nur einige derselben, und folgt in der Hauptsache fränkischen und vermuthlich sächsischen Sagen, die es sehr kunstreich mit den fabelhaften, von der Chronologie und der wahren Geschichte völlig losgerissenen Nachrichten vom Hunnenkönige Etzel oder Attila vermischt. Seinen Titel hat dieses Gedicht von den Nibelungen oder Niflungern, einem fabelhaften Heldenvolke im Norden. Der Nahme dieses Volks wird nachher auf die Burgunder oder Franken übertragen, denen Siegfried, der deutsche Besieger der nordischen Nibelungen, einen Theil dieser Helden zugeführt hatte. Der Verfasser dieses Gedichts ist unbekannt. Ehe man die Muthmaßungen prüfen kann, die es bald diesem, bald jenem Dichter des schwäbischen Zeitalters zutheilen, muß man das Gedicht selbst studirt haben. Es besteht, so wie es vor uns liegt, aus drei Theilen. Aber der dritte Theil ist offenbar nur ein Anhang. Er unterscheidet sich von den beiden ersten Theilen, die ein geschlossenes Ganzes bilden, auffallend durch den Styl und durch eine ganz andere Versart. Wenn also auch der Meister Conrad, der sich ohne genauere Bezeichnung seiner Person am Ende dieses Anhanges zu dem Nibelungenliede als Verfasser, vielleicht aber auch nur als Abschreiber, kund thut, der berühmte Conrad von Würzburg seyn sollte, so würde schon daraus folgen, daß die beiden ersten Theile, oder

vollständige Ueberarbeitung und partielle Modernisirung der Sprache. Endlich unverändert nach der Urschrift, mit musterhafter Genauigkeit und bibliographischer Kritik, herausgegeben von Hrn. v. d. Hagen im Jahre 1810. Nun erst dürfen wir sagen, daß wir es kennen.

oder das eigentliche Gedicht, höchst wahrscheinlich einen andern Verfasser haben. Aus der Natur des Gedichts selbst läßt sich auch hypothetisch erklären, wie der Nahme des Dichters, der sich selbst nicht genannt hat, in Vergessenheit gerathen konnte; denn das Lied der Nibelungen scheint in den mittleren Jahrhunderten weit weniger Glück gemacht zu haben, als mehrere andere Ritterbücher; vermuthlich, weil es für den Geschmack des Zeitalters nicht rittermäßig, nicht verworren genug, und überhaupt zu regelmäßig war. Diese Regelmäßigkeit des Nibelungenliedes gleicht nicht etwa der antiken. Sie folgt einem andern Princip. Aber nach dem Princip, dem die Phantasie des Dichters sich unterwarf, traten die Theile des Gedichts harmonisch zusammen. Das Nibelungenlied ist nicht, wie fast alle übrigen epischen Gedichte des Zeitalters, ein Gemisch von Erzählungen, deren innerer Zusammenhang nicht verschieden ist von ihrer Folge, und die sich selten auf eine bestimmte Hauptbegebenheit beziehen; der ganzen Composition liegt ein bestimmter Gedanke zum Grunde, der sich sogleich zum Anfange des Gedichts ankündigt, und zum Beschlusse in voller Klarheit hervortritt. Wie durch beleidigten Stolz eines Weibes einer der tapfersten und edelsten Ritter fiel, und wie die Liebe jenes Weibes zur Rachsucht wurde, die nicht eher ruhte, als bis sie dem Andenken an den ermordeten Geliebten die Unschuldigen mit dem Schuldigen fürchterlich geopfert hatte; dieser Gedanke ist das Princip der Einheit des Gedichts. Eine freie Phantasie, nicht ein pedantischer Verstand, hat den Plan entworfen und ausgeführt. Zwei lange Reihen fabelhafter Aventüren schlingen sich wie zwei Fäden zusam-

men in einen einzigen Knoten. Siegfried, der Held des Nordens, oder, wie er im Gedichte heißt, der Held aus Niederland, bleibt auch nach ſeinem Tode die Hauptperſon des Gedichts; und wenn wir auch die Art, wie ſein Tod gerochen wird, mißbilligen, ſo wird doch unſer aufgeregtes Intereſſe nicht befriedigt, bis der Schatten des Edeln verſöhnt iſt; und mit dieſer Verſöhnung iſt das Gedicht geſchloſſen. Das Ganze zerfällt alſo in zwei Theile, und jeder Theil enthält eine beſonders zuſammen gehörende Reihe von Abenteuern. Aber nur durch einen ausführlichen Commentar über das Gedicht läßt ſich zeigen, mit welchem Genie und welchem Kunſtverſtande der Dichter ſeinen Stoff behandelt hat; wie auffallend ſich in vielen Zügen der Geiſt und Styl des Gedichts dem homeriſchen Epos nähert; wie naiv und anſpruchlos, und doch wie edel in den gelungenſten Partien die ganze Darſtellung; mit welcher Kraft das Ganze gehalten, mit welcher zarten Humanität ſo manche Partie ausgeführt iſt; wie natürlich und beſtimmt die Charaktere gezeichnet ſind; wie überhaupt das ganze Gedicht mit allen ſeinen Fehlern zur innigſten Bewunderung hinreißt. Ein claſſiſches Gepräge hat es freilich im Ganzen nicht. Wer nicht ſchwärmeriſch für das romantiſche Alterthum eingenommen iſt, dem wird nicht einfallen, das Nibelungenlied mit der Iliade in eine Linie zu ſtellen. Von Allem, was die alte romantiſche Poeſie überhaupt Geſchmackloſes und Rohes hat, iſt auch dieſes treffliche Erzeugniß des dichtenden Geiſtes nicht frei. Aber es vergütet ſeine Fehler und Mängel durch überwiegende Vorzüge vor hundert anderen Gedichten, die man in den neueren Zeiten als Meiſterwerke geprieſen hat. Von eigentlicher

licher Galanterie ist in dem Nibelungenliede wenig zu finden; von christlichem Mysticismus fast gar nichts. Dafür fesselt uns die gediegene Menschlichkeit der Charaktere und Empfindungen in diesem Gedichte desto mehr. Von den Gesetzen des griechischen Epos entfernt es sich schon durch den Plan, der mehr tragisch, als im strengeren Sinne episch ist. Schon in der ersten Strophe wird die tragische Katastrophe angedeutet, und im Fortgange der Erzählung immer bestimmter angekündigt. Doch hat das Gedicht wenigstens eben so viele heitere, als melancholische Partien. Der Styl hat noch das Eigene, daß ihm die romantische Geschwätzigkeit der meisten Gedichte des Mittelalters fremd ist. Von der merkwürdigen Versification des Nibelungenliedes ist schon oben einige Mal vorläufig die Rede gewesen. Diese, zwar nicht ganz regelmäßigen, aber doch in kunstreichem Ebenmaße fortschreitenden Stanzen von vier langen Zeilen scheinen aus dem lateinischen Alexandriner entstanden zu seyn, der vermuthlich ein Abkömmling des verdorbenen Hexameters ist. Jede Reimzeile in diesen Stanzen läßt sich deßwegen auch, wie der Alexandriner, in zwei Zeilen auflösen; und zuweilen wird eine solche Zeile durch einen Zwischenreim wirklich in zwei aufgelöset [1]). In den meisten Stanzen haben

1) So z. B. sogleich in der ersten Stanze des Gedichts:

Uns ist in alten *maeren* wunders vil geseit
Von helden *lobebären*, von grosser arebeit.
Von fröden und *hochgeziten*, von weinen und von chlagen,
Von chuoner recken *ſtriten* muget ir nu wunder hören sagen.

ben aber die Zeilen nur den Einſchnitt des Alexandriners ohne Zwiſchenreime; und weil gewöhnlich ein trochäiſches oder trochäiſch endigendes Wort den Einſchnitt macht, ſo erhält dadurch die Versart eine gefällige Weichheit, die dem Alexandriner gewöhnlich fehlt [m]). Doch die Grenzen der Ueberſicht dieſes Theils der deutſchen Litteratur erlauben nicht, über das ſchöne Nibelungenlied, das einer allgemeinen

Aber ſchon in der zweiten Stanze verſchwindet der Zwiſchenreim, und nachher kommt er nur zur Abwechſelung vor.

m) Nur für diejenigen, denen das Gedicht noch unbekannt iſt, mögen hier einige Stanzen zur Probe ſtehen. Sie können den Ton und Styl des Ganzen andeuten. Der Dichter beſchreibt, wie der Held Siegfried ſeine geliebte Chriemhilde zum erſten Mal genauer zu betrachten Gelegenheit hat.

Nu gie (ging) dü minnekliche, alſam der morgen rot
Tuot us trüben wolchen. Do ſchiet von maniger not
Der ſi do truog im herzen, und lange het geran.
Er ſach dü minneklichen nu vil herlichen ſtan.
— — — — — — — —

Sam der liechte mane vor der ſternen ſtat,
Des (deſſen) ſchin ſo luoterliche ob den wolchen gat,
Dem ſtuont ſi wol geliche vor maniger frowen guot.
Des ward da wol gehöhet den zieren helden der muot.
— — — — — — — —

Er dacht in ſinem muote: Wi chunde das ergan,
Das ich dich minnen ſolde? Das iſt ein tumber wan.
Sol aber ich dich fremden (meiden), ſo wer ich ſenfter tot.
Er wart von den gedanken vil diche (oft) bleich und rot.

nen Celebrität würdig ist, noch mehr zu sagen n). Der Anhang oder dritte Theil unter dem Titel Die Klage ist auch nicht ohne Werth, aber umständlich bis zur Langweiligkeit, und auch in der Versart nicht von den gewöhnlicheren Rittergedichten verschieden.

So klar die Schönheit und die Fehler des Nibelungenliedes nach der neuesten Wiederherstellung des Gedichts vor uns liegen, wird uns das so genannte Heldenbuch vielleicht noch lange nicht, oder nie, erscheinen. Wir kennen das Ganze nur in der verdorbenen Gestalt, die es durch Umarbeitungen im vierzehnten, oder funfzehnten Jahrhundert erhalten hat o). Daß es aus dem schwäbischen Zeitalter stammt, ist nicht zu bezweifeln. Vielleicht ist es noch älter, als das Nibelungenlied. Denn nach den bekannten Angaben hat ein Theil des Heldenbuchs den unermüdeten Wolfram von Eschenbach zum Verfasser, der nach dieser Voraussetzung hier wirklich als Originaldichter erscheint; ein anderer Theil gehört dem Heinrich von Ofterdingen,

n) Nicht ohne einige Selbstüberwindung enthalte ich mich hier einer durch Beispiele documentirten Exposition der Schönheit und der Fehler und Mängel des Gedichts. Aber ich muß besorgen, über diesen ganzen Theil der deutschen Litteratur schon mehr gesagt zu haben, als in den Grenzen einer summarischen Uebersicht Raum finden sollte.

o) Die erste gedruckte Ausgabe des Heldenbuchs ist die Straßburgische vom J. 1509. Dann folgten mehrere Ausgaben in Frankfurt während des sechzehnten Jahrhunderts. Vom schwäbischen Dialekte ist in diesen Umarbeitungen nur noch ein kleiner Rest zu bemerken.

gen, der mit Eschenbach an dem poetischen Wettstreite zur Wartburg Theil nahm. Aber erst seit der genaueren Durchforschung der deutschen Handschriften in der vaticanischen Bibliothek zu Rom sind einige Proben dieses Heldenbuchs im alten schwäbischen Dialekte zum Vorschein gekommen [p]). Und noch immer wissen wir nicht, ob unter den sieben, merklich von einander abweichenden vaticanischen Handschriften einiger Stücke des Heldenbuchs eine ist, die den Werth einer Urschrift hat. Wie der Antheil Heinrich's von Osterdingen am Heldenbuche durch spätere Bearbeiter umgeschmolzen seyn mag, lernen wir aus dem Abdrucke einer in Copenhagen befindlichen Handschrift, in der die Erzählung Vom kleinen Laurin, die im gedruckten Heldenbuche Der kleine Rosengarten überschrieben ist, sehr von diesem Stücke des gedruckten Heldenbuchs abweicht [q]). Die größeren, dem Wolfram von Eschenbach zugeschriebenen Erzählungen

p) Das Verdienst dieser Entdeckung hat Hr. Adelung der Jüngere. Siehe dessen oben schon einige Mal angeführten Nachrichten von heidelbergischen Handschr. in der vatic. Bibliothek, im ersten Bändchen vom J. 1796, Seite 169. — Der fleißige Litterator Hr. Docen, der ein ähnliches Stück von einer alten Handschrift des Heldenbuchs zehn Jahre nachher in München entdeckte, hätte also in der langen Abhandlung, die er darüber geschrieben (in v. Aretin's Beiträgen zur Gesch. und Litt. Band III.), die Entdeckung dieser Handschrift nicht mit der Meinung verwechseln sollen, daß er zuerst die Unächtheit des gedruckten Heldenbuchs bemerkt habe, und dem ächten auf die Spur gekommen sey.

q) Man sehe den Abdruck der copenhagener Handschrift in Nyerup's Symbolae ad literaturam Teutonicam antiquiorem (Hafn. 1787, 4.).

zählungen im Heldenbuche, Kaiser Otnit, Hug Dieterich, und Wolf Dieterich, scheinen ursprünglich in derselben Manier und metrischen Form, wie das Lied der Nibelungen, gedichtet zu seyn r). Die Umbildung der ächten Stanzen von vier Zeilen in reimreichere von acht Zeilen liegt am Tage. Aus jener Uebereinstimmung könnte man schließen, daß auch der unbekannte Dichter der Nibelungen am Ende kein anderer, als Eschenbach, seyn möchte. Aber wenn der Antheil, den Eschenbach am Heldenbuche haben soll, wirklich von ihm ist, so ist das Lied der Nibelungen gewiß nicht von ihm; denn es streitet gegen alle dichterische Gemüthsstimmung, besonders gegen die Gemüthsstimmung eines solchen Schwärmers, wie Wolfram von Eschenbach war, eine und dieselbe Geschichte nach Sagen, die einander widerstreiten, zwei Mal zu bearbeiten, und den Helden Siegfried, der im Nibelungenliede als der Liebling des Dichters und im hellesten Glanze des Heldenruhms erscheint, in einer andern Erzählung so herabzuwürdigen, wie er im Heldenbuche herabgewürdigt ist. Ueber den poetischen Werth aller dieser im Heldenbuche an einander gereiheten Erzählungen läßt sich also noch kein sicheres Urtheil fällen. In dem gedruckten Heldenbuche sticht die Plattheit so vieler Stellen, die vermuthlich

r) Daher denn allerdings auch die von Hrn. Docen entdeckte Handschrift eines Stückes vom Heldenbuche besondere Aufmerksamkeit verdient. Unter den von Hrn. Fr. Adelung entdeckten möchten wohl Nr. 4. 6. und 7. des Verzeichnisses dem künftigen Wiederhersteller dieses alten deutschen Nationalgedichts die willkommensten seyn.

lich dem Umarbeiter angehören, gegen die romantische Schönheit anderer Partien des Gedichts um so unangenehmer ab, da der Umarbeiter dem ganzen Werke den Ton seiner eigenen Geschmacklosigkeit zu geben gestrebt hat. Unterdessen dürfen wir schon urtheilen, daß, wenn auch das Heldenbuch in seiner ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt werden sollte, es doch keine Vergleichung mit dem Nibelungenliede aushalten wird. Den longobardischen Sagen, an denen es besonders reich ist, fehlt ganz die innere Harmonie und das höhere Interesse der Fabel des Nibelungenliedes. Der kleine Rosengarten, von Heinrich von Ofterdingen, ist ein artiges romantisches Mährchen, aber auch nichts weiter.

Noch sind zu den erzählenden Gedichten, die entweder ursprünglich deutsch, oder wenigstens keine Uebersetzungen und Umbildungen provenzalischer und französischer Originale sind, in dieser Abtheilung der deutschen Litteratur mehrere historische Gedichte zu rechnen. Sie unterscheiden sich von den übrigen romantischen Rittererzählungen durch den Stoff, der aus der späteren Geschichte genommen ist, und durch einen gewissen biographischen Charakter, der ihnen einen noch stärkeren Anstrich von historischer Beglaubigung, als andern, ihnen übrigens ähnlichen Erzählungen, geben soll. Wunder und Abenteuer fehlen auch in dieser Gattung nicht. Schon aus den ersten Jahren des schwäbischen Zeitraums stammt eins der vorzüglichsten dieser Gedichte ab, der Herzog Ernst von Heinrich von Veldeck*). Eine lateinische Chronik liegt freilich diesem

*) In v. d. Hagen's und Büsching's Sammlung. Band I.

diesem Gedichte zum Grunde; aber das Genie und die treuherzige Zartheit und Innigkeit des Gefühls des Dichters sind auch hier nicht zu verkennen. Mehrere deutsche Erzählungen dieser Gattung aus dem schwäbischen Zeitalter scheinen aber, ungeachtet der deutschen Nahmen einiger ihrer Helden, mit der provenzalischen, oder französischen Litteratur nahe verwandt zu seyn [t]).

Eine Menge anderer erzählender Gedichte von mancherlei Gattungen müssen in der speciellen Geschichte der deutschen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts angezeigt werden. Wie die deutschen Dichter damals die fromme biographische Legende in den weiten Kreis der Ritterdichtungen hinüber zogen, kann man zum Beispiele aus dem heil. Georg des Reinbot von Doren lernen [u]). Komische und muthwillige Erzählungen, vermuthlich Nachahmungen oder Umarbeitungen französischer Fabliaux, lehren uns, wie sich die deutsche Zucht und Ehrbarkeit jener Zeiten auch mit solcher Geistesunterhaltung vertrug [x]). Derbe satyrische

t) Z. B. das Gedicht Friedrich von Schwaben. S. darüber die lehrreichen Nachrichten und Bemerkungen von Hrn. Langer in dem Magazine Bragur, Band VI.

u) Möser, der auf diese heroische Legende zuerst aufmerksam machte, glaubte, sie als Epopöe beurtheilen zu müssen. Abgedruckt ist dieser heil. Georg in v. d. Hagen's und Büsching's Sammlung, Band I.

x) S. die Anzeigen dieser zur deutschen Litteratur des schwäbischen Zeitalters gehörenden erzählenden Gedichte in den Repertorien von Koch und v. d. Hagen. Eine Probe von der muthwilligen und schlüpfrigen Art

lyrische Erzählungen und Schwänke, zum Beispiele das Gedicht Salomon und Markolf oder Morolf [y]), vereinigten auf eine drollige Art das didaktische Interesse mit dem komisch-epischen. Noch andere hierher gehörende erzählende Gedichte, und unter diesen einige der anmuthigsten, vermuthlich nach provenzalischen und französischen Originalen, sind zugleich galant, zärtlich und üppig [z]). Wie früh die kleineren, ganz den alten französischen Fabliaux ähnlichen Erzählungen im schwäbischen Zeitalter bei den Deutschen beliebt wurden, beweiset ein solches Gedicht von Hartmann von Aue, der oben unter den ersten Minnesingern, und auch als Verfasser eines epischen Werks, genannt ist [a]). Ueberhaupt möchte wohl keine, im Mittelalter cultivirte Art poetischer Erzählungen zu entdecken seyn, die in der deutschen Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts fehlte. Selbst von der erzählenden Romanze oder Ballade, ähnlich der spanischen und englischen, zeigt sich wenigstens eine Spur unter den deutschen Gedichten dieses Zeitalters; denn die

liefert, freilich nach einer späteren Handschrift in einem schlechten Dialekte, das Magazin Bragur, Band VI.

y) Abgedruckt in v. d. Hagen's und Büsching's Samml. Band I. Hr. Eschenburg machte zuerst aufmerksam auf dieses merkwürdige satyrische Gedicht. S. dessen Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. S. 145.

z) Z. B. die Erzählung Vom Gott Amur in Müller's Sammlung, Band I; wenn anders diese Erzählung nicht in das vierzehnte Jahrhundert gehört.

a) Vergl. oben Seite 105. und Seite 136. Die Erzählung Der arme Heinrich von Hartmann von Aue ist abgedruckt in Müller's Samml. Band I.

die Meistersänger, die bald nachher auch solche Erzählungen über ihren zunftmäßigen Leisten schlugen, haben schwerlich die Dichtungsart erfunden [b]). Will man nun auch zu diesem Vorrathe erzählender Gedichte in der deutschen Litteratur des schwäbischen Zeitalters die gereimten Chroniken und Universalgeschichten, die doch vermuthlich nicht ohne poetische Stellen sind, nicht mitrechnen, so kann man doch die Menge und Mannichfaltigkeit der Bestrebungen des deutschen Geistes, der in diesem weiten Felde binnen so kurzer Zeit so vieles anpflanzte und pflegte, nicht ohne Bewunderung betrachten.

3. Die Classe der didaktischen und der mit den didaktischen Gattungen am nächsten verwandten Gedichte ist in der deutschen Litteratur des schwäbischen Zeitalters nicht so reich, als die lyrische und die epische Classe. Gefühl und Phantasie herrschten zu lebhaft, als daß eine Poesie, die sich nur gar zu leicht in unterhaltende Verstandesprose verliert, die beliebtere hätte werden können. Aber die Deutschen hätten ihrem Nationalcharakter ungetreu werden müssen, wenn der gesunde praktische Verstand, den schon Tacitus an ihnen rühmt, sich nicht auch damals in ihrer poetischen Litteratur gezeigt hätte, als sie noch mit voller Jugendkraft des Geistes dichteten. Wir finden daher auch unter den so genannten Minneliedern nicht wenige, die mehr didaktisch, als lyrisch, sind, zum Beispiele einige von Gottfried von Straß-

b) Man sehe den alten Meistergesang in Eschenburg's Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, S. 339. Vielleicht gehört aber auch diese Romanze in das vierzehnte Jahrhundert. Mehr darüber im folgenden Buche.

Straßburg und von Reinmar von Zweter[c]. Aber die lyrischen Formen waren den deutschen Dichtern damals so lieb geworden, daß sie sich auch dann nicht gern von ihnen trennten, wenn ihre Poesie ganz didaktisch auftreten sollte, zum Beispiel in dem Gedichte, das König Tyro oder Tyrol von Schotten und Friedebrand sein Sohn überschrieben ist[d]. Einen König von Schottland hat dieses Werkchen nun wohl nicht zum Verfasser. Auch kennt die Geschichte keinen König von Schottland dieses Nahmens. Vermuthlich benutzte der ungenannte Verfasser eine Sage von einem weisen König von Schottland, der seinen Sohn auf eine ähnliche Art examinirt haben konnte, wie in diesem didaktischen Gedichte der Unterschied zwischen einem guten und einem schlechten Priester nach einer Allegorie erklärt und an andere moralische Lehren angeknüpft wird. Der Geist der einfachsten Treue und Redlichkeit spricht aus dem Ganzen, das zwar mehr moralischen, als ästhetischen Werth hat, aber doch keine trockene Moral enthält.

Aehnlich diesem Gedichte ist dasjenige, das sich Der Winsbeck und die Winsbeckin nennt; vielleicht auch von einem Ungenannten im Nahmen eines damals bekannten und geachteten Ehepaars, dem ein guter väterlicher und mütterlicher Rath an einen Sohn und eine Tochter schicklich in den Mund

c) In der Manessischen Samml. nach Bodmer, Th. I. S. 183. Theil. II. S. 122.

d) In derselben Samml. Th. II. Seite 248. Auch in Schilter's Thesaurus, Tom. II. und mit einem Commentar in Goldast's Paraenet. veteres.

Mund gelegt werden konnte e). Auch hier redet die Sittenlehre eine, wenn gleich nicht elegante, doch anziehende Sprache des Gefühls. Besonders zeichnet sich der mütterliche Rath der Winsbeckin an ihre Tochter durch Zartheit und Würde aus f). Von Nachahmung eines ausländischen Vorbilds zeigt sich keine Spur.

Strenger, und nicht mehr mit der lyrischen Poesie verwandt, ist der didaktische Ton gehalten in dem Welschen Gaste von einem moralisirenden Dichter, der sich Thomasin von Zirklern oder Tirkelern aus Friaul nennt, vielleicht wirklich so geheißen, vielleicht aber auch nur diesen Nahmen angenommen hat, um mit der Miene eines welschen

e) Bei Goldast, und bei Schilter Tom. II. Auch in der Manesf. Sammlung, Th. II. Seite 251. Man vergleiche die Bearbeitung in dem Magazin Bragur, Band II.

f) Z. B. in diesen Versen:

Trut kint, du solt sin hochgemuot
Und darunder in züchten leben;
So wird din lob den werden (Werthen, Edeln) guot,
Und stat din rosenkranz dir eben.
Den eregernden (Ehrebegehrenden) solt du geben
Mit züchten dinen senften gruos; und la (laß) in dinem herzen schweben
Scham und maz (Maaß) uf steten pin.
Schüs wilder blike nicht ze vil, swa (wo) lose merker bi dir sin.

Scham und maze sind zwo tugent,
Di gebent uns frowen hohen pris.
Lat (läßt) si Got leben in diner jugent,
So grünet dinet selden (hohen Freuden) ris.

&c.

welſchen Gaſtes deſto kräftiger Wahrheiten nach deutſcher Art zu ſagen [g]). Daß dieſes didaktiſche Werk keine Ueberſetzung iſt, verſichert der Verfaſſer ſelbſt ausdrücklich. Aber der poetiſche Werth des Werks iſt geringe. Die derbe Manier nähert ſich der juvenaliſchen Satyre.

Einen Schatz von moraliſchen Reflexionen und Sentenzen, den griechiſchen Gnomen ähnlich, enthält das Spruchgedicht des Meiſter Freidank oder Freigedank, gewöhnlich Die Beſcheidenheit überſchrieben, nach der Tugend, die es als eine der erſten und wichtigſten empfiehlt. Der Nahme, Freigedank (Vrigedank) deutet zu beſtimmt auf den Inhalt und Ton des Werks, als daß man ihn für einen Familiennahmen halten könnte [h]). Es ſcheint alſo damals unter den deutſchen Dichtern zur didaktiſchen Manier gehört zu haben, unter dem Schilde eines angenommenen, oder fremden

g) Ueber dieſen Thomaſin von Zirkler, oder wie der Nahme ſonſt lauten mag — denn er wird auf verſchiedene Art geſchrieben, und hat mancherlei Erklärungen veranlaßt — findet ſich die beſte Auskunft in Eſchenburg's Denkmälern altdeutſcher Dichtkunſt. Nr. V.

h) Auch über dieſes Spruchgedicht und ſeinen Verfaſſer liefert Hr. Eſchenburg am a. O. die vollſtändigſten Notizen und mehrere ſchätzbare Bemerkungen. Das ächte altſchwäbiſche Original des Werks iſt lange Zeit verdrängt geweſen durch die Umarbeitung von Sebaſtian Brand aus dem funfzehnten J. H. Dieſe Umarbeitung iſt im ſechzehnten Jahrhundert mehrere Mal gedruckt. — In welchem Anſehen der Freigedank mehrere Jahrhunderte geſtanden, ſagen auch die Verſe auf dem Titelblatte von Brand's Ausgabe:

Man hielt etwan auf keinen ſpruch nicht,
Den nit herr Frydank het gedicht.

fremden Nahmens freier aufzutreten. Das Werk ist geschrieben in der schönsten Zeit der schwäbischen Poesie unter der Regierung des Kaisers Friedrich II., dem es auch zugeeignet ist. Es übertrifft den oben angeführten Welschen Gast sehr an Feinheit und Präcision der Reflexionen und der Sprache. So viel Poesie, als ein Spruchgedicht aufnehmen kann, die Eleganz abgerechnet, möchte auch wohl hier zu finden seyn.

In eine Reihe mit diesen didaktischen Gedichten gehören die hundert äsopischen Fabeln und Erzählungen, die Bonerius oder Boner, der schon zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gelebt haben soll — weiter ist von seinen Lebensumständen nichts bekannt — nach lateinischen Originalen, die meisten nach dem Avienus, in Versen bearbeitete und unter dem Titel Der Edelstein zusammenstellte. Was diesen Fabeln am Verdienst der Erfindung fehlt, wird ersetzt durch den Geist und die Manier der Erzählung, eine so verständige mahlerisch-naive, zuweilen scheinbar tändelnde, und doch kaustisch treffende Manier, wie sie sich nur von dem besten Fabulisten der mittleren Jahrhunderte erwarten läßt [i]).

* * *

Diese

i) Bodmer ließ diese Fabeln des Bonerius, zwar unvollständig und ohne kritische Bearbeitung, aber doch unverändert im alten schwäbischen Dialekte abdrucken unter dem Titel: Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, Zürich, 1757. An diesen Text muß man sich noch jetzt wenden, wenn man, ohne die alten Handschriften zu kennen, über diejenige Form urtheilen

Diese summarische Uebersicht der merkwürdigsten Denkmäler der älteren deutschen Poesie erschöpft nicht genau, aber doch beinahe alle Gattungen von Gedichten, oder dichterischen Uebungen, die vor den letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts in deutscher Sprache eine Litteratur bildeten, wie sie damals außerhalb Frankreich bei keiner Nation in Europa zu finden war. Als eine besondere Dichtungsart kann man noch die poetischen Wettstreite ansehen, von deren Natur der Krieg zur Wartburg ein Beispiel giebt. Ueber den Werth des Werks, das diesen Titel führt, wird sich bestimmter urtheilen lassen, wann der Text der Urschrift, der in der Manessischen Sammlung nach Bodmer's Ausgabe sehr verderbt und verstümmelt ist, wieder hergestellt seyn wird. So viel sieht man indessen wohl, daß sich die deutsche Poesie des schwäbischen Zeitalters in diesem Wettstreite nicht von ihrer glänzenden Seite zeigt. Die Lücke der dramatischen Poesie in diesem Theile der deutschen Litteratur gewissermaßen auszufüllen, kann der Krieg zur Wartburg auf keine Art angeführt werden; denn die Darstellung eines poetischen Wettstreits,

len will, die sie ursprünglich gehabt haben. Nachher sind sie, wie so manches andere altschwäbische Gedicht, in späteres Deutsch übertragen. Die besten Notizen zur Geschichte und Bibliographie dieser Fabeln hat Hr. Eschenburg geliefert, zuerst in seinen Denkmälern, und eben jetzt noch, im J. 1810, vor seiner Ausgabe dieser Fabeln unter dem Titel Boner's Edelstein, Berlin, 1810. Diese Ausgabe enthält nicht den altschwäbischen, aber einen mit sehr guter kritischer Auswahl der Lesarten auf eine solche Art modernisirten Text, daß Boner nun in Deutschland so bekannt, wie Gellert, werden kann.

streits, durch den ein Dichter den andern in der Kunst, aus dem Stegreife das Verdienst zu loben, zu übertreffen sucht, hat wenig, oder gar nichts Aehnliches mit dem eigentlichen Drama, das eine fortschreitende Handlung, die ganz etwas anderes als ein Gesang ist, bis zu einer bestimmten Katastrophe verfolgt [k]).

Aus den Umständen, unter denen die deutsche Poesie des schwäbischen Zeitalters aufgeblühet war, läßt sich wohl erklären, warum noch kein deutsches Drama sich zu den übrigen Dichtungsarten gesellte. An Veranlassung zu dramatischen Unterhaltungen fehlte es nicht. Geistliche und weltliche Feierlichkeiten gab es genug. Aber die deutsche Poesie des schwäbischen Zeitalters hatte von der provenzalischen und französischen einen so bestimmten Impuls erhalten, daß sie sich auch nicht weit von den Gattungen und Arten von Gedichten entfernte, die damals in Frankreich die cultivirtesten und beliebtesten waren. Die dramatischen Mysterien und Farcen der Franzosen erhielten aber erst gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die erste litterarische

k) Wie wenig dasjenige, was die Manessische Sammlung nach Bodmer's Ausgabe an diesem Kriege zur Wartburg enthält, hinreicht, uns das Ganze in seinem wahren Zusammenhange kennen zu lehren, beweisen die Proben, die von diesem Werke aus dem Jenaischen Codex bekannt gemacht sind. Man sehe Hrn. Docen's Miscellen zur Gesch. der deutschen Litt. Band I. Seite 113. Aber auch nach diesen Proben beurkundet der ganze Wettstreit mehr, wo es der deutschen Poesie im schwäbischen Zeitalter fehlte, als, was sie rühmlich auszeichnet.

sche Bildung; und diese war selbst damals noch sehr unvollkommen [1]).

Von mehreren alten niederdeutschen Gedichten, die vielleicht dem dreizehnten Jahrhundert angehören, wird im folgenden Buche gesprochen werden dürfen, weil sie doch vermuthlich nicht vor den letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts entstanden sind, als nach dem Untergange des schwäbischen Kaiserhauses der schwäbische Dialekt aufhörte, für ganz Deutschland die vornehmere Dichtersprache zu seyn.

* * *

Denkmäler schöner Prose aus dem schwäbischen Zeitalter finden sich nur wenige. Alle ästhetische Cultur der deutschen Sprache nahm damals so entschieden die Richtung zur Poesie, daß man von rhetorischer Schönheit nur eine dunkle Ahndung erhalten konnte. Aber Mehreres, was in schwäbischer Prose geschrieben wurde, hatte doch eine ziemlich bestimmte rhetorische Tendenz. Die poetische Cultur der Sprache mußte auch nothwendig einen günstigen Einfluß auf die Prose selbst da haben, wo man sich nur natürlich ohne Schmuck ausdrücken wollte. Aber die Herrschaft des schwäbischen Dialekts in der deutschen Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts war doch aus der Poesie nicht so weit in das gemeine Leben vorgedrungen, daß sie eine prosaische Gesamtsprache der Nation, der neueren hochdeutschen ähnlich, hätte hervorbringen können.

Nach-

1) Vergl. diese Gesch. der Poesie und Beredsamk. Band V. Seite 95.

Nachdem der Kaiser Friedrich II. im Jahre 1235 den Landfrieden in deutscher Sprache hatte aufschreiben lassen, gaben die Reichsverhandlungen eine bestimmte Veranlassung, die deutsche Nation an eine prosaische Gesamtsprache zu gewöhnen. Wie leicht unter günstigeren Umständen eine solche Gesamtsprache schon damals hätte entstehen können, zeigt der Sachsenspiegel oder das sächsische Landrecht. Diese Sammlung ursprünglich niedersächsischer Gesetze wurde von Ecke oder Eike von Repgow um das Jahr 1220, einem vornehmen Gönner zu Gefallen, deutsch niedergeschrieben, nachdem sie von dem Sammler schon in lateinischer Sprache zusammengetragen gewesen waren. Aber Ecke von Repgow bediente sich nicht des niedersächsischen Dialekts. Er lieferte seinen Sachsenspiegel in einer größten Theils hochdeutschen Sprache, die nach dem schwäbischen Dialekte gebildet ist, vielleicht auch deßwegen, weil das Sachsenrecht nicht bloß in Niedersachsen galt; denn es wurde auch in den Provinzen anerkannt, aus denen in der Folge der obersächsische Kreis gebildet wurde, nachdem der Nahme des alten Sachsenlandes auf diese ursprünglich nicht sächsischen Länder übertragen war. Die Vorrede in Versen, mit welcher Ecke von Repgow sein Werk geschmückt hat, zeigt zugleich, wie dieser Rechtsgelehrte über das Verhältniß der Poesie zur Prose dachte. Poetisch ist diese gereimte Vorrede nicht zu nennen; aber sie enthält unter guten Gedanken auch einige witzige m). Aber dem Beispiele,

m) Zum Beispiele die folgende, die auch um ihres innern Interesse willen hier eine Stelle finden mag.

Beispiele, das der Verfasser des Sachsenspiegels gegeben hatte, folgte man nicht in den meisten Gegenden des nördlichen Deutschlands, wo der altsächsische oder niederdeutsche Urdialekt mit seinen mannigfachen Modificationen einheimisch war. Hier schrieb man die Land- und Stadtrechte in der Sprache der Väter [a]). Auf diese Art gleichsam juridisch befestigt, erwarb in Deutschland fast jeder Provinzialdialekt ein erneuertes Ansehen, durch das die Bildung einer prosaischen Gesamtsprache für die ganze Nation sehr gehemmt wurde. Wie viel höher aber auch für die Bedürfnisse der Prose der schwäbische Dialekt cultivirt war, beweiset der Schwabenspiegel oder das schwäbische Landrecht. Dieses Gesetzbuch, das erst im Jahre 1282 bekannt gemacht wurde, also über ein halbes Jahrhundert jünger ist, als der Sachsenspiegel, hat zwar keine gereimte,

Dennoch wird unrecht wol bekannt,
Als ein copperpenning in der hand,
Swen (wenn) im (ihm) usbliket sin rote schin.
Manige penninge di geven sin (vermuthlich wieder *schin*),
Unde (ohne Zweifel *unz*, bis) im das wisse wirt abegevegit.
Alsus wirt unrecht verlegit (entdeckt).

Ich habe diese Stelle abgeschrieben nach Gärtner's Ausgabe des Sachsenspiegels (Leipzig, 1732, in Folio), wo ein Quedlinburgischer Codex neben einem Leipziger abgedruckt ist. Der Quedlinburgische scheint als unverkennbares Gemisch des schwäbischen Dialektes mit einigen niederdeutschen Wörtern die meiste Autorität für sich zu haben.

a) Sehr gute Nachweisungen über die Litteratur der deutschen Stadt- und Landrechte aus dem dreizehnten Jahrhundert findet man in Koch's Compendium, Band I. Seite 39.

gereimte, aber eine moralisch-religiöse Vorrede voll edeln Gefühls in einem nicht gemeinen, hier und da wahrhaft numerösen Style o).

Aber durch Land- und Stadtrechte konnte keine schöne Prose in die Litteratur eingeführt werden. Predigten, denen ähnlich, die sich im fränkischen Dialekte aus dem eilften Jahrhunderte erhalten haben p), sind bis jetzt unter den alten schwäbischen Handschriften nicht gefunden. Unter den bis jetzt bekannt gewordenen Denkmälern der alten schwäbischen Prose sind besonders einige Novellen merkwürdig; aber sie scheinen entweder nicht vor den letzten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts, oder erst zu Anfange des vierzehnten, geschrieben zu seyn q). Auch ein neuerlich entdecktes

o) Z. B. in der folgenden Stelle (nach der Ausgabe des Schwabenspiegels in Schilter's Thesaurus, Tom. II.) Die Rede ist von einer dreifachen Würdigkeit, mit welcher Gott den Menschen ausgestattet hat.

Dü ander wirdikeit ist, da du, Her, almächtiger schöpfer, den menschen zu geschaffen hast, daz du alle dü welt, die sunnen und den man, dü sterne und dü vier elemente, für, wasser, luft, erde, die vogel in den luften, dü vische in dem wage (vielleicht wazzer), dü tier in dem walde, dü wurme in der erde, golt, silber, edelgestein, und der edeln wurze süsser smak, der bluomen lichte varwe, der baume frucht, korn, und alle creatur, daz hast du herre alle dem menschen ze nutze und ze dienste geschaffen durch dü truwe und durch die minne, dü du zu den menschen heteſt.

p) Vergl. oben Seite 90.

q) Abgedruckt hinter Bodmer's Ausgabe der Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

tes Fragment eines metaphysischen Tractats in schwäbischem Dialekte scheint dem vierzehnten Jahrhundert anzugehören r). Mehr darüber muß also in dem folgenden Buche gesagt werden.

r) Abgedruckt in Hrn. Docen's Miscellen, Band I.

Geschichte
der
deutschen Poesie und Beredsamkeit.

Zweites Buch.

Von dem letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bis in die ersten Decennien des siebzehnten.

Geschichte
der
deutschen Poesie und Beredsamkeit.

Zweites Buch.

Von dem letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bis in die ersten Decennien des siebzehnten.

Erstes Capitel.

Allgemeine Geschichte der poetischen und rhetorischen Cultur der Deutschen während dieses Zeitraums.

Als Rudolph von Habsburg im Jahre 1273 den deutschen Kaiserthron bestieg, kündigte das Zeitalter schon auf mehr als Eine Art den Untergang der Ritterpoesie an, die damals in Deutschland blühte. Noch sangen mehrere Fürsten und Herren Minnelieder im schwäbischen Dialekte wie unter der Regierung der Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen. Der Ton, der so laut und lieblich durch ganz

Deutschland klang, konnte nicht auf ein Mal verhallen. Der gebildetere Theil des deutschen Adels war noch immer poetisch gestimmt. Aber die Anzahl der Dichter aus dem Fürsten- und Herrenstande wurde doch schon merklich kleiner. Die Nachahmung der provenzalischen Poesie hatte den Reiz der Neuheit verloren; und seitdem diese Poesie auch dem Bürgerstande bekannt wurde, und sogar in die Werkstätten der Handwerker einzudringen anfing, war sie nicht mehr ein geistiges Ehrenzeichen des Adels. Bald zogen die Großen ihre Hand ganz von ihr ab. Nun änderte sich auch die ganze Natur dieser Poesie. Ein Theil ihrer metrischen Formen blieb aufbewahrt in den Singeschulen deutscher Handwerker; aber diese Handwerker konnten höchstens christliche Frömmigkeit, bürgerliche Rechtlichkeit, und gesunden Verstand, nicht ritterliche und romantische Gefühle singen, die ihrer Erziehung und Lebensweise völlig fremd waren.

Wenn die Geschichte der deutschen Poesie des vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nichts weiter zu lehren hätte, als, wie aus ritterlichen Minneliedern zunftmäßige Meistergesänge wurden, so wäre sie leicht zu erzählen. Aber warum die Poesie während dieser drei Jahrhunderte bei den Deutschen ein so ganz anderes Schicksal hatte, als um dieselbe Zeit bei den übrigen Nationen, die doch auch von den Provenzalen gelernt hatten; warum auf ein so poetisches Zeitalter, wie das schwäbische für Deutschland gewesen war, ein so langes fast ganz unpoetisches folgte; warum keine neue Art wahrer Poesie, einige satyrische Gattungen und einen rohen Anfang der dramatischen ausgenom-

genommen, in Deutschland aufkeimte, oder sich aus der ältern romantischen glücklich entwickelte; warum überhaupt die Deutschen, die am Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine reichere und schönere Literatur in ihrer Muttersprache, als alle übrigen Nationen, die französische ausgenommen, in ganz Europa, hatten, nun fast alles poetischen Geistes und Geschmacks beraubt zu seyn schienen, während in Italien, Portugal, Spanien, Frankreich und England die neuere Poesie aufblühete, die auf die alte romantische folgte; dieß zu erklären, setzt eine genauere Vergleichung merkwürdiger Ereignisse und ihrer Ursachen voraus.

1. Wer die Menge deutscher Dichter aus dem schwäbischen Zeitalter mit Einem Blicke überschauet, kann sich kaum der Vorstellung erwehren, die Deutschen, ungeachtet ihrer nationalen Verstandeskälte, für eine poetische Nation, das heißt, für eine solche Nation anzusehen, bei welcher der Geist der Poesie, wenn er ein Mal erwacht ist, sich leicht, wie in Italien, Spanien und Portugal, oder gar wie in Arabien und andern Gegenden des Orients, unter allen Individuen verbreitet, deren Geisteskräfte nicht müssig seyn mögen. Wenn denn auch unter dieser Menge von Dichtern viele offenbar nur die Mode des Dichtens mitmachten, so würde doch ohne eine ungewöhnliche Empfänglichkeit für poetische Eindrücke die Mode selbst nicht entstanden seyn. Wohin nun eben diese Empfänglichkeit in den folgenden Jahrhunderten verschwinden konnte, scheint sich kaum errathen zu lassen.

Aber gerade durch diese Epoche, die wir die schwäbische nennen, zeigt sich in der Geschichte der Geistes-

Geistescultur der Deutschen zum ersten Male, in welchem Sinne die Deutschen eine poetische, und zugleich eine unpoetische Nation genannt werden dürfen. Das alte Geisteserbtheil der Deutschen, seitdem Tacitus von ihnen gesprochen, blieb immer, was es gewesen war. Die Nation im Ganzen hatte von jeher, wie noch in unsern Tagen, mehr bedächtigen Verstand, als lebhaften Witz; mehr Gefühl, als Phantasie [a]). Aber ihre außerordentliche Empfänglichkeit für Eindrücke, die das verschlossene Gefühl aufregen, konnte unter besonders günstigen Umständen auch ihre, sonst nicht sehr regsame Phantasie in ungewöhnliche Thätigkeit setzen. Ihr gesunder, von Natur ein wenig langsamer Verstand konnte in den lebhafteren Köpfen auch auf die überraschenden Combinationen gerathen, die wir glückliche Einfälle nennen. Schwerer überwanden die Deutschen von jeher ihren praktischen Ernst, der immer zuerst nach dem Nöthigen und Nützlichen im gewöhnlichen Sinne fragt, und der freien Geistesunterhaltung nicht leicht einige Wichtigkeit einräumt. Und ein gewisser ungewöhnlicher Impuls von außen mußte das deutsche Blut in raschere Bewegung setzen, wenn eine poetische Geistesstimmung in Deutschland mehr, als eine vorübergehende Aufwallung, seyn sollte. Diesen Impuls gaben der deutschen Nation, besonders aber den Fürsten und Herren, die Kreuzzüge und die Poesie der Provenzalen. Seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hörten die Kreuzzüge auf. Rudolph von Habsburg versprach zwar dem Pabste, noch ein Mal die deutsche Christenheit

a) Vergl. oben, Seite 24.

stenheit in Bewegung zu setzen, um das Königreich Jerusalem den Ungläubigen zu entreißen; aber Rudolph wußte immer einen Vorwand zu finden, das abgedrungene Versprechen nicht zu halten, mit dem es ihm nie ein Ernst gewesen war. Mit den Provenzalen kamen nun die Deutschen auch nicht mehr in unmittelbare Berührung. Selbst der Römerzug nach alter kaiserlicher Sitte wurde von dem klugen Monarchen, den das Beispiel seiner Vorgänger warnte, so lange ausgesetzt, bis er unterblieb. Die Deutschen waren also wieder, und mehr, als jemals seit der großen Völkerwanderung, ihrer eigenen Natur überlassen; und in dieser Natur lag des Poetischen nicht so viel, daß ohne einen neuen Impuls von außen eine neue Poesie in Deutschland hätte entstehen können. Die ganze Geistesthätigkeit der Nation nahm eine praktische Richtung.

Auch im Inneren Deutschlands ereignete sich das ganze vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert hindurch nichts Außerordentliches, nichts Großes. Die Nation war voll Kraft und Leben; kriegerisch; unternehmend; industriös. Sie schwelgte im Genusse eines Reichthums, den sie sich selbst verdankte. Aber auch das Interessanteste aus der Geschichte der Deutschen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert war für die Nation nur das Gewöhnliche im Geist und Charakter der Zeit. Als nun zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in Deutschland die Kirchenrevolution ausbrach, die fast ganz Europa erschütterte, waren die Deutschen noch weniger, als vorher, geneigt, auf ästhetische Geistescultur einen besondern Werth zu setzen. Die große Angelegenheit der Kirche und die Verbindung

des

des religiösen Interesse mit dem politischen hielten alle Gemüther gefesselt.

2. Der ganze politische Zustand Deutschlands im vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert war der Poesie ungünstig.

Deutschland, sich selbst überlassen, und fast allein mit sich selbst beschäftigt, war nach der Thronbesteigung Rudolph's von Habsburg nur noch der Schatten des alten Reichs, dessen Glieder sich, der Unförmlichkeit ihrer Verbindung ungeachtet, unter der Leitung eines gemeinschaftlichen Oberhauptes wenigstens zuweilen kraftvoll zu Einem Ziele bewegt hatten. Jeder Fürst, jede Stadt in Deutschland sorgte nun für sich. Der kaiserlichen Autorität unterwarf man sich, wo man es nicht vermeiden konnte; oder wo man dem Kaiser noch einige von den Reichseinkünften abschmeicheln wollte, deren er schon nicht viele mehr zu vergeben hatte; oder endlich, wo man mit Hülfe des Kaisers dem Nachbar etwas abzugewinnen hoffte. Das so genannte Faustrecht, oder das Recht jedes Reichsstandes, mit jedem andern Reichsstande im Innern des gemeinschaftlichen Vaterlandes Krieg zu führen, war zwar kein solches Unglück für Deutschland, wie Einige glauben; denn nie blühten Industrie, Handel und bürgerlicher Wohlstand in Deutschland mehr, als eben während jener Jahrhunderte, da nach der Ermattung der kaiserlichen Autorität das Faustrecht in voller Kraft war, und die dagegen von Zeit zu Zeit beschwornen Landfrieden wenig fruchteten. Aber auf die Geistescultur der Deutschen mußte es nachtheilig wirken, daß nun fast gar kein gemeinsames Nationalinteresse in Deutschland mehr zu finden war.

Denn

Denn nun gab es für die Deutschen auch keine gemeinschaftliche Sprache mehr, außer dem schwankenden Hochdeutsch des Reichstages, um das sich niemand bekümmerte, wer nicht auf dem Reichstage etwas zu verhandeln hatte. Zur Entwickelung des bürgerlichen Wohlstandes trug die Zertheilung Deutschlands in so viele kleinere und größere, mehr oder weniger unabhängige und mit einander wetteifernde Staaten vieles bei. Auch die Geistescultur würde durch diese Verhältnisse der deutschen Staaten nicht gehemmt worden seyn, wenn sich unter ihnen nur einer gefunden hätte, der für die übrigen geworden wäre, was für die alten griechischen Staaten Athen, für die neueren italienischen Florenz wurde. Aber ein solcher durch Geistescultur und Geistessuperiorität vorherrschender, und seinen Dialekt zur litterarischen Gesamtsprache der Nation veredelnder Staat fand sich in Deutschland nicht. Ungeachtet der Verschiedenheit der deutschen Völkerstämme und der provinziellen und städtischen Verfassungen, waren damals die Deutschen, von den Alpen bis an die Ostsee und von der französischen Grenze bis an die ungarische und polnische, in ihren Sitten und ihrer ganzen Denk- und Sinnesart einander so ähnlich, daß, wenn man auch in dieser, oder jener Stadt, oder Provinz, eine gewisse Geistescultur höher schätzte, als in der andern, das Beispiel nirgends für die übrigen als Muster in Betracht kam. Darum wurde auch durch die Einführung eines beständigen Landfriedens unter Maximilian I. in dieser Hinsicht nichts geändert. Nicht eher, als bis Luther durch seine Kirchenrevolution das Bedürfniß einer litterarischen Gesamtsprache seinen deutschen Lutheranern fühlbar gemacht

hatte,

hatte, bildete sich endlich ein gemeinschaftliches Hochdeutsch, das in der Litteratur tiefere und festere Wurzeln schlug, als vormals das fränkische und schwäbische. Aber Luther's Kirchenrevolution entzweiete Deutschland auf eine andere Art desto mehr mit sich selbst; und rechtgläubige Katholiken mochten lange Zeit auch das lutherische Deutsch, die Ketzersprache, weder schreiben, noch hören.

Deutschlands politische Geschichte vom Ende des dreizehnten bis in die ersten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts zerfällt in zwei Perioden. Während der ersten, vom Kaiser Rudolph von Habsburg bis auf Carl V., waren genug politische Bewegungen im Innern Deutschlands, aber keine, die eine wesentliche Veränderung bewirkte, oder zu einem großen Zwecke führte; keine, die auf die Geistescultur der Deutschen einen merklichen Einfluß hatte. Rudolph that, was ein Mann von Kopf und Charakter vermag, Ruhe im Reiche zu stiften, und der kaiserlichen Gewalt Achtung zu verschaffen. Aber um diesen Zweck zu erreichen mußte er vorzüglich auf Vergrößerung der Macht seines Hauses bedacht seyn. Er legte den Grund zur östreichischen Monarchie, als er, im Kriege mit dem Könige Ottokar von Böhmen, Oestreich eroberte. Wien wurde nun die Residenz der deutschen Kaiser vom Habsburgischen Stamme. Aber Wien war nicht bestimmt, die Hauptstadt des deutschen Geschmacks zu werden. Bis in das funfzehnte Jahrhundert gelang es auch dem Hause Oestreich nicht, sich im Besitze der deutschen Kaiserwürde zu erhalten. Der schwache Graf Adolph von Nassau, der nach Rudolph von Habsburg zum Kaiser gewählt

wählt wurde, fiel, nach einer kurzen Regierung (vom Jahre 1291 bis 1298), im Kampfe mit dem Oestreicher Albrecht I., der die Kaiserwürde wieder an sein Haus brachte, aber nach einer Regierung von zehn Jahren durch Meuchelmord starb, und einem Grafen von Luxemburg auf dem Kaiserthrone Platz machte. Albrecht's nicht sehr gewissenhaftes Bestreben, die Macht seines Hauses zu vergrößern, gab Veranlassung zur Entstehung des Schweizerbundes im Jahre 1307. Aber auch als dieser Bund sich erweiterte, und als die Schweiz sich völlig vom deutschen Reiche trennte, blieben die Schweizer in Allem, was die Litteratur angeht, wie in ihrer ursprünglichen Denk- und Sinnesart, Deutsche.

Das ganze vierzehnte Jahrhundert hindurch blieb die kaiserliche Autorität in Deutschland ein Spiel politischer Factionen. Die Form des deutschen Reichs wurde gesetzlicher und bestimmter; aber die innere Verbindung der Reichsglieder blieb so locker, wie sie war; ein allgemeines Nationalinteresse zeigte sich nirgends. Der unternehmende Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg verschwendete die Zeit seiner kurzen Regierung, vom Jahre 1309 bis 1313, die veraltenden Ansprüche der deutschen Monarchen auf Italien wieder geltend zu machen, und wieder ein rechter römischer Kaiser zu werden, nachdem seine Vorgänger seit Rudolph von Habsburg eigentlich nur deutsche Könige gewesen waren. Von dieser wieder angeknüpften Verbindung Deutschlands mit Italien zog die deutsche Litteratur gar keinen Vortheil. Die Italiener haßten damals die Deutschen mehr, als je; und der Auf-

enthalt der deutschen Armeen und ihres Gefolges in Italien war zu kurz und zu kriegerisch, als daß ein Theil der neuen Geistescultur, die in Italien aufgekeimt war, den Deutschen sich hätte mittheilen können. Vielleicht hörte man bei den Deutschen in Italien damals nicht einmal den Nahmen Dante. Nachdem Heinrich VII. in dem widerspenstigen Lande, das durchaus keinen deutschen Oberherrn anerkennen wollte, plötzlich, vermuthlich durch eine vergiftete Hostie, gestorben war, wurden in Deutschland gar wieder zwei Kaiser gewählt, der Oestreicher Friedrich und der Baier Ludwig. Ein unvergeßliches Beispiel deutscher Treue und Redlichkeit ist der Bund der gemeinschaftlichen Regierung, den diese beiden Fürsten mit einander schlossen, als Friedrich von Oestreich sich selbst wieder als Gefangener bei seinem Gegner einstellte, um sein fürstliches Wort nicht zu brechen. Das wahre Reichsoberhaupt blieb indessen der muthigere und unternehmendere Ludwig. Sein Trotz gegen den Pabst, der ihn vergebens in den Bann that; sein Zug nach Italien, wo er es durchsetzte, in Rom als wirklicher römischer Kaiser gekrönt zu werden; und der ganze Geist seiner Regierung, vom Jahre 1314 bis 1347, hätten in Deutschland vieles ändern, auch die Deutschen wieder mit den Italienern in eine geistige Berührung bringen können, wenn Ludwig am Ende seiner Laufbahn standhafter gewesen wäre, oder einen Nachfolger aus seinem Hause gehabt hätte, der in seine Fußtapfen getreten wäre. Aber noch vor seinem Tode wurde durch den Einfluß des Pabstes der Prinz Carl von Böhmen zum römischen Könige und Nachfolger des Kaisers erwählt. Der Gegenkaiser Günther von

Schwarz-

Schwarzburg, den die baierische Partei nach Ludwig's Tode wählte, mußte unterliegen. Carl, der nun in der Reihe der Kaiser der Vierte hieß, war zwar von deutscher Abkunft, ein Enkel des Kaisers Heinrich VII, der seinem Sohne die böhmische Königskrone zu verschaffen gewußt hatte; und Böhmen, obgleich ein slavisches Königreich, wurde im politischen Sinne als ein Theil von Deutschland angesehen, weil die Könige von Böhmen das Recht erhalten hatten, als Churfürsten bei der Wahl eines deutschen Kaisers mitzustimmen. Diese nach und nach entstandenen und eingeschlichenen Churfürstenrechte wurden jetzt für Deutschlands Reichsverfassung besonders wichtig. Eben um diese Rechte zu befestigen, publicirte Carl IV. im Jahre 1378 die bekannte goldene Bulle. Aber Carl war in seinem Erbreiche so sehr zum Böhmen geworden, daß er in seiner goldenen Bulle allen deutschen Churprinzen anſinnen konnte, die böhmische Sprache zu lernen, als ob diese, in Deutschland nie einheimische Sprache, von nun an die zweite Reichssprache werden sollte. Wäre Carl's Vorschrift genau befolgt, so hätte am Ende wohl gar böhmische Poesie in Deutschland Wurzel geschlagen, nachdem hundert Jahre vorher böhmische Könige deutsche Lieder gesungen hatten. Aber die böhmische Sprache machte kein Glück in Deutschland. In Böhmen selbst wurde die deutsche Sprache nach und nach zur zweiten Landessprache. Unterdessen war Prag die Residenz der deutschen Kaiser geworden. Wenceslav, den die Deutschen Wenzel nannten, Carl's IV. Sohn und Nachfolger in Böhmen und im deutschen Reiche, hatte während seiner zwanzigjährigen Regierung, vom Jahre 1378 bis

1400, nie einen Fuß auf deutschen Boden gesetzt, als er an Ruprecht von der Pfalz einen Gegenkaiser erhielt. Ruprecht's Glück war von kurzer Dauer. Aber Wenzel hatte sich längst in Deutschland, wie in Böhmen, so verhaßt und verächtlich gemacht, daß er förmlich abgesetzt wurde, ob er gleich immer noch einige Anhänger behielt. So tief war die deutsche Kaiserwürde in den Augen der Nation noch nicht erniedrigt gewesen.

Das funfzehnte Jahrhundert brachte kein neues Glück für das deutsche Reich mit sich. Der Kaiser Siegmund, Bruder und Nachfolger des abgesetzten Wenzel, war kein gewöhnlicher Regent, aber mehr unruhig, als unternehmend. Die Deutschen halfen ihm, in Böhmen die Partei der Hussiten zu bekämpfen, die dem Staate so furchtbar geworden waren, als der Kirche. Zur Geschichte der deutschen Litteratur während der Regierung Siegmund's gehört die Uebertragung der sächsischen Chur, nach dem Aussterben des anhaltischen oder askanischen Hauses, an Friedrich den Streitbaren, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meissen, im Jahre 1422. Seit dieser Zeit wurden Thüringen und Meissen Obersachsen, und nicht selten vorzugsweise Sachsen ohne genauere Bezeichnung genannt. Man vergaß beinahe, daß das alte ächte Sachsenland nur in Niedersachsen und Westphalen zu suchen sey. Aber daß der obersächsische Dialekt in der deutschen Litteratur die Autorität erhalten würde, die ihn seit dem sechzehnten Jahrhundert so merkwürdig macht, konnte man zur Zeit Friedrich's des Streitbaren noch nicht ahnden.

Mit

Mit der Thronbesteigung Albrecht's II. von Oestreich, im Jahre 1437, fängt die Zeit an, da die deutsche Kaiserwürde fast in ununterbrochener Fortsetzung bis zur Auflösung des Reichs von einem östreichischen Fürsten an den andern überging. Die dauernde Verknüpfung des deutschen Reichs mit der nun entstehenden östreichischen Monarchie konnte aber nicht sogleich die Folgen haben, die sich erst unter Carl V. entwickelten. Die östreichische Monarchie, aus heterogenen Theilen zusammengesetzt, konnte sich um so weniger leicht consolidiren, da sie sich immer durch neue heterogene Theile zu erweitern strebte, während die älteren sich noch öfter wieder von einander ablöseten. Wien blieb nun gewöhnlich kaiserliche Residenz; aber die Hauptstadt des deutschen Geschmacks konnte diese Kaiserstadt schon deßwegen nicht werden, weil in ihr sich die Elemente sammelten, aus denen ungarischer, böhmischer, croatischer, niederländischer, italienischer und polnischer Geschmack mit dem deutschen zusammen fließen sollten. Rascher würde der Gang aller politischen Begebenheiten in Deutschland von Albrecht II. bis auf Carl V. zu einem Ziele geführt haben, wenn auf den viel versprechenden Albrecht, der nur zwei Jahre als Kaiser regierte, nicht ein so schläfriger und kleinlich denkender Regent gefolgt wäre, wie Friedrich III., der, zum Unglücke für Deutschland, über ein halbes Jahrhundert, vom Jahre 1439 bis 1493, auf dem Kaiserthrone saß. Gerade damals regte sich mit Macht ein neuer Geist des Fortstrebens in Deutschland; besonders zu einer wissenschaftlichen Bildung. Aber nie hatten auch die Bestandtheile des deutschen Reichs stärker gegen einander

selbst gekämpft, als unter der Regierung Friedrich's III., der nebenher die Rolle eines Gönners der Wissenschaften spielte. Die Kriege der Städte mit dem Adel, und der Fürsten bald mit den Städten, bald unter einander, wurden mit wilder Erbitterung geführt. Bis dahin hatte selbst das Faustrecht den Flor der Industrie in Deutschland befördert, weil es immer neue Kräfte aufregte, und weil am Ende durch ein gewisses Gleichgewicht der Parteien im Ganzen wieder hergestellt wurde, was im Einzelnen zu Grunde ging. Aber unter Friedrich III., der keiner Partei zur rechten Zeit zu Hülfe kam, und durch seine Einmischung in verderbliche Händel das Uebel gewöhnlich nur verschlimmerte, verlor der Unterdrückte den Muth. Das Kraftgefühl der Nation fing an zu schwinden. Mehrere Städte, die ihre republicanische Selbstständigkeit mit der letzten kriegerischen Anstrengung zu behaupten suchten, mußten sich dem Schicksale Preis geben, als die Gewalt der Fürsten vordrang. Dennoch blieb in Deutschland noch immer viel Energie. Zeigte sich auf einer Seite der Anfang von politischer Gleichgültigkeit und Erschlaffung, so glänzten auf der andern siegreiche Fürsten, und mächtige Reichsstädte vertheidigten sich im Genusse fürstlicher Rechte. Die deutsche Hanse war eine herrschende Macht im Norden von Europa.

Unter der Regierung Maximilian's I., vom Jahre 1493 bis 1519, kam die politische Verwirrung Deutschlands endlich zur Krise. Das Bedürfniß einer gänzlichen Abschaffung des alten Faustrechts wurde von allen Seiten so dringend gefühlt, daß Maximilian die Einführung eines ewigen Landfriedens

friedens durch die Stiftung des Reichskammergerichts im Jahre 1495, aller Hindernisse ungeachtet, erreichen konnte. Aber schwerlich wäre diese politische Operation so gelungen, oder auch nur so lebhaft gewünscht worden, wenn die alte Kraft und der thätige Gemeingeist im Innern der kleinen deutschen Staaten nicht schon zu schwinden angefangen hätten. Die Glieder des Reichskörpers hatten sich an einander wund und mürbe gerieben. Der Form nach war nun, zur Freude aller Juristen, ein deutsches Reich da, wo Friede und Ordnung nach Gesetzen herrschen, und die kaiserliche Autorität dem Ganzen eine neue Einheit geben sollte. Aber auf eben diese kaiserliche Autorität wurde im Grunde nicht viel mehr geachtet, als vorher. Die Fehden hörten auf, weil jeder Reichsstand sich vor dem andern fürchtete, und weil keiner mehr dem andern recht trauete. Das deutsche Nationalgefühl sank im Stillen nur tiefer, da die förmliche Einheit des Reichs durchaus nicht dem Mangel einer gefühlten abhelfen konnte, und der politische Unternehmungsgeist nun auch im Kleinen und Einzelnen durch steife Förmlichkeiten beschränkt war. Maximilian selbst, zwar kein großer, aber ein liebenswürdiger, liberaler, für das Gute und Edle, auch für Kunst und Wissenschaft, sich mit Wärme interessirender Fürst, konnte seine persönliche Denkart dem Reiche nicht mittheilen. Die Zeit fing schon an, da Deutschland, obgleich rühmlich strebend nach Geistesfreiheit und wissenschaftlicher Bildung, mit dem Gefühle seiner Kraft auch das Bewußtseyn seiner Vorzüge verlieren sollte. Hätte nicht Luther durch seine Kirchenrevolution noch ein Mal ein freies Interesse für

etwas Kühnes und Großes in der Brust der Deutschen aufgeregt, so wäre die Nation wahrscheinlich schon im sechzehnten Jahrhundert geworden, was sie im siebzehnten wurde, immer noch achtungswerth durch häusliche und militärische Tugend, gesunden Verstand, Kenntnisse und nützlichen Fleiß, aber ohne Vertrauen zu sich selbst; ohne hervorstechende Geistesvorzüge im Ganzen; in ihrem Denken und Handeln am liebsten auf das Herkömmliche und Alltägliche beschränkt; ausländische Thorheit nachäffend, und im Auslande überhaupt die Muster suchend, nach welchen sie sich zu richten habe. Zu diesem Herabsinken der Deutschen in ihren eigenen Augen trug aber auch nicht wenig die Verminderung des bürgerlichen Wohlstandes bei, die im sechzehnten Jahrhundert anfing, da der Handel, seit der Entdeckung des neuen Weges nach Indien, eine andere Richtung nahm, und der hanseatische Bund den mercantilischen Bestrebungen anderer nordischen Mächte nicht mehr die Wage halten konnte.

Die Vereinigung der östreichischen Monarchie mit der spanischen unter Carl V. ist die Epoche, da sich die politische Ohnmacht des deutschen Reichs dem ganzen Europa offenbarte, und Deutschlands Schicksal im Ganzen die Wendung nahm, die es bis auf unsre Zeit behalten, und die auf die Geistescultur der Nation einen merkwürdigen Einfluß gehabt hat. Kaum war die große Kirchenrevolution ausgebrochen, als Deutschland, seines ewigen Landfriedens und seines Reichsgerichts ungeachtet, noch mehr in seinem Innern zerrüttet wurde, als es vor der Regierung Maximilian's I. gewesen war.

Carl

Carl V. hätte ohne Mühe die ganze deutsche Verfassung umstürzen und die deutschen Fürsten in oberste Reichsbeamte verwandeln können, wenn er nicht beim Ausbruche der Religionsunruhen seine ganze Macht gegen Frankreich hätte wenden müssen. Die katholisch gebliebenen Stände des deutschen Reichs waren nicht nur mit den protestantischen auf das bitterste entzweiet; sie folgten auch jeder seinem besondern politischen Interesse; und die Partei der Protestanten war durch den gemeinschaftlichen neuen Glauben so schwach verbunden, daß einige unter ihnen sogar auf die Seite des Kaisers traten, der den Protestantismus im Keime zu ersticken suchte. Ohne auf das Cammergericht zu achten, führten Reichsstände offenen Krieg mit einander. Und als endlich der schmalkaldische Bund der Protestanten den unvorbereiteten Kaiser überfiel, war eine einzige von ihnen verlorne Schlacht hinreichend, die Bundesarmee zu zerstreuen, und den Kaiser so mächtig zu machen, daß er den Churfürsten von Sachsen wie einen Staatsbeamten absetzen und die sächsische Chur an den Herzog Moritz übertragen konnte, der kaiserliche Partei gegen sein eigenes Haus genommen hatte. In der Schlacht bei Mühlberg, im Jahre 1547, die jene wichtigen Folgen hatte, gaben unter Carl's Truppen die Spanier den Ausschlag. So sah Deutschland zum ersten Male durch fremde Soldaten sein Schicksal bestimmt. Daß Moritz nachher den Kaiser verließ und auf die Seite des protestantischen Bundes trat, rettete Deutschlands Verfassung nur zufällig. Hätte Carl nicht fortwährend mit Frankreich zu kämpfen gehabt, so würde er an der Spitze seiner Spanier, die damals zu den ersten Soldaten der Welt gehörten,

hatte, bildete sich endlich ein gemeinschaftliches Hochdeutsch, das in der Litteratur tiefere und festere Wurzeln schlug, als vormals das fränkische und schwäbische. Aber Luther's Kirchenrevolution entzweiete Deutschland auf eine andere Art desto mehr mit sich selbst; und rechtgläubige Katholiken mochten lange Zeit auch das lutherische Deutsch, die Ketzersprache, weder schreiben, noch hören.

Deutschlands politische Geschichte vom Ende des dreizehnten bis in die ersten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts zerfällt in zwei Perioden. Während der ersten, vom Kaiser Rudolph von Habsburg bis auf Carl V., waren genug politische Bewegungen im Innern Deutschlands, aber keine, die eine wesentliche Veränderung bewirkte, oder zu einem großen Zwecke führte; keine, die auf die Geistescultur der Deutschen einen merklichen Einfluß hatte. Rudolph that, was ein Mann von Kopf und Charakter vermag, Ruhe im Reiche zu stiften, und der kaiserlichen Gewalt Achtung zu verschaffen. Aber um diesen Zweck zu erreichen mußte er vorzüglich auf Vergrößerung der Macht seines Hauses bedacht seyn. Er legte den Grund zur östreichischen Monarchie, als er, im Kriege mit dem Könige Ottokar von Böhmen, Oestreich eroberte. Wien wurde nun die Residenz der deutschen Kaiser vom Habsburgischen Stamme. Aber Wien war nicht bestimmt, die Hauptstadt des deutschen Geschmacks zu werden. Bis in das funfzehnte Jahrhundert gelang es auch dem Hause Oestreich nicht, sich im Besitze der deutschen Kaiserwürde zu erhalten. Der schwache Graf Adolph von Nassau, der nach Rudolph von Habsburg zum Kaiser gewählt

wählt wurde, fiel, nach einer kurzen Regierung (vom Jahre 1291 bis 1298), im Kampfe mit dem Oestreicher Albrecht I., der die Kaiserwürde wieder an sein Haus brachte, aber nach einer Regierung von zehn Jahren durch Meuchelmord starb, und einem Grafen von Luxemburg auf dem Kaiserthrone Platz machte. Albrecht's nicht sehr gewissenhaftes Bestreben, die Macht seines Hauses zu vergrößern, gab Veranlassung zur Entstehung des Schweizerbundes im Jahre 1307. Aber auch als dieser Bund sich erweiterte, und als die Schweiz sich völlig vom deutschen Reiche trennte, blieben die Schweizer in Allem, was die Litteratur angeht, wie in ihrer ursprünglichen Denk- und Sinnesart, Deutsche.

Das ganze vierzehnte Jahrhundert hindurch blieb die kaiserliche Autorität in Deutschland ein Spiel politischer Factionen. Die Form des deutschen Reichs wurde gesetzlicher und bestimmter; aber die innere Verbindung der Reichsglieder blieb so locker, wie sie war; ein allgemeines Nationalinteresse zeigte sich nirgends. Der unternehmende Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg verschwendete die Zeit seiner kurzen Regierung, vom Jahre 1309 bis 1313, die veraltenden Ansprüche der deutschen Monarchen auf Italien wieder geltend zu machen, und wieder ein rechter römischer Kaiser zu werden, nachdem seine Vorgänger seit Rudolph von Habsburg eigentlich nur deutsche Könige gewesen waren. Von dieser wieder angeknüpften Verbindung Deutschlands mit Italien zog die deutsche Litteratur gar keinen Vortheil. Die Italiener haßten damals die Deutschen mehr, als je; und der Auf-

enthalt der deutschen Armeen und ihres Gefolges in Italien war zu kurz und zu kriegerisch, als daß ein Theil der neuen Geistescultur, die in Italien aufgekeimt war, den Deutschen sich hätte mittheilen können. Vielleicht hörte man bei den Deutschen in Italien damals nicht einmal den Nahmen Dante. Nachdem Heinrich VII. in dem widerspenstigen Lande, das durchaus keinen deutschen Oberherrn anerkennen wollte, plötzlich, vermuthlich durch eine vergiftete Hostie, gestorben war, wurden in Deutschland gar wieder zwei Kaiser gewählt, der Oestreicher Friedrich und der Baier Ludwig. Ein unvergeßliches Beispiel deutscher Treue und Redlichkeit ist der Bund der gemeinschaftlichen Regierung, den diese beiden Fürsten mit einander schlossen, als Friedrich von Oestreich sich selbst wieder als Gefangener bei seinem Gegner einstellte, um sein fürstliches Wort nicht zu brechen. Das wahre Reichsoberhaupt blieb indessen der muthigere und unternehmendere Ludwig. Sein Trotz gegen den Pabst, der ihn vergebens in den Bann that; sein Zug nach Italien, wo er es durchsetzte, in Rom als wirklicher römischer Kaiser gekrönt zu werden; und der ganze Geist seiner Regierung, vom Jahre 1314 bis 1347, hätten in Deutschland vieles ändern, auch die Deutschen wieder mit den Italienern in eine geistige Berührung bringen können, wenn Ludwig am Ende seiner Laufbahn standhafter gewesen wäre, oder einen Nachfolger aus seinem Hause gehabt hätte, der in seine Fußtapfen getreten wäre. Aber noch vor seinem Tode wurde durch den Einfluß des Pabstes der Prinz Carl von Böhmen zum römischen Könige und Nachfolger des Kaisers erwählt. Der Gegenkaiser Günther von

Schwarz-

Schwarzburg, den die baierische Partei nach Ludwig's Tode wählte, mußte unterliegen. Carl, der nun in der Reihe der Kaiser der Vierte hieß, war zwar von deutscher Abkunft, ein Enkel des Kaisers Heinrich VII, der seinem Sohne die böhmische Königskrone zu verschaffen gewußt hatte; und Böhmen, obgleich ein slavisches Königreich, wurde im politischen Sinne als ein Theil von Deutschland angesehen, weil die Könige von Böhmen das Recht erhalten hatten, als Churfürsten bei der Wahl eines deutschen Kaisers mitzustimmen. Diese nach und nach entstandenen und eingeschlichenen Churfürstenrechte wurden jetzt für Deutschlands Reichsverfassung besonders wichtig. Eben um diese Rechte zu befestigen, publicirte Carl IV. im Jahre 1378 die bekannte goldene Bulle. Aber Carl war in seinem Erbreiche so sehr zum Böhmen geworden, daß er in seiner goldenen Bulle allen deutschen Churprinzen ansinnen konnte, die böhmische Sprache zu lernen, als ob diese, in Deutschland nie einheimische Sprache, von nun an die zweite Reichssprache werden sollte. Wäre Carl's Vorschrift genau befolgt, so hätte am Ende wohl gar böhmische Poesie in Deutschland Wurzel geschlagen, nachdem hundert Jahre vorher böhmische Könige deutsche Lieder gesungen hatten. Aber die böhmische Sprache machte kein Glück in Deutschland. In Böhmen selbst wurde die deutsche Sprache nach und nach zur zweiten Landessprache. Unterdessen war Prag die Residenz der deutschen Kaiser geworden. Wenceslav, den die Deutschen Wenzel nannten, Carl's IV. Sohn und Nachfolger in Böhmen und im deutschen Reiche, hatte während seiner zwanzigjährigen Regierung, vom Jahre 1378 bis

1400, nie einen Fuß auf deutschen Boden gesetzt, als er an Ruprecht von der Pfalz einen Gegenkaiser erhielt. Ruprecht's Glück war von kurzer Dauer. Aber Wenzel hatte sich längst in Deutschland, wie in Böhmen, so verhaßt und verächtlich gemacht, daß er förmlich abgesetzt wurde, ob er gleich immer noch einige Anhänger behielt. So tief war die deutsche Kaiserwürde in den Augen der Nation noch nicht erniedrigt gewesen.

Das funfzehnte Jahrhundert brachte kein neues Glück für das deutsche Reich mit sich. Der Kaiser Siegmund, Bruder und Nachfolger des abgesetzten Wenzel, war kein gewöhnlicher Regent, aber mehr unruhig, als unternehmend. Die Deutschen halfen ihm, in Böhmen die Partei der Hussiten zu bekämpfen, die dem Staate so furchtbar geworden waren, als der Kirche. Zur Geschichte der deutschen Litteratur während der Regierung Siegmund's gehört die Uebertragung der sächsischen Chur, nach dem Aussterben des anhaltischen oder askanischen Hauses, an Friedrich den Streitbaren, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meissen, im Jahre 1422. Seit dieser Zeit wurden Thüringen und Meissen Obersachsen, und nicht selten vorzugsweise Sachsen ohne genauere Bezeichnung genannt. Man vergaß beinahe, daß das alte ächte Sachsenland nur in Niedersachsen und Westphalen zu suchen sey. Aber daß der obersächsische Dialekt in der deutschen Litteratur die Autorität erhalten würde, die ihn seit dem sechzehnten Jahrhundert so merkwürdig macht, konnte man zur Zeit Friedrich's des Streitbaren noch nicht ahnden.

Mit

Mit der Thronbesteigung Albrecht's II. von Oestreich, im Jahre 1437, fängt die Zeit an, da die deutsche Kaiserwürde fast in ununterbrochener Fortsetzung bis zur Auflösung des Reichs von einem östreichischen Fürsten an den andern überging. Die dauernde Verknüpfung des deutschen Reichs mit der nun entstehenden östreichischen Monarchie konnte aber nicht sogleich die Folgen haben, die sich erst unter Carl V. entwickelten. Die östreichische Monarchie, aus heterogenen Theilen zusammengesetzt, konnte sich um so weniger leicht consolidiren, da sie sich immer durch neue heterogene Theile zu erweitern strebte, während die älteren sich noch öfter wieder von einander ablöseten. Wien blieb nun gewöhnlich kaiserliche Residenz; aber die Hauptstadt des deutschen Geschmacks konnte diese Kaiserstadt schon deßwegen nicht werden, weil in ihr sich die Elemente sammelten, aus denen ungarischer, böhmischer, croatischer, niederländischer, italienischer und polnischer Geschmack mit dem deutschen zusammen fließen sollten. Rascher würde der Gang aller politischen Begebenheiten in Deutschland von Albrecht II. bis auf Carl V. zu einem Ziele geführt haben, wenn auf den viel versprechenden Albrecht, der nur zwei Jahre als Kaiser regierte, nicht ein so schläfriger und kleinlich denkender Regent gefolgt wäre, wie Friedrich III., der, zum Unglücke für Deutschland, über ein halbes Jahrhundert, vom Jahre 1439 bis 1493, auf dem Kaiserthrone saß. Gerade damals regte sich mit Macht ein neuer Geist des Fortstrebens in Deutschland; besonders zu einer wissenschaftlichen Bildung. Aber nie hatten auch die Bestandtheile des deutschen Reichs stärker gegen einander

selbst gekämpft, als unter der Regierung Friedrich's III., der nebenher die Rolle eines Gönners der Wissenschaften spielte. Die Kriege der Städte mit dem Adel, und der Fürsten bald mit den Städten, bald unter einander, wurden mit wilder Erbitterung geführt. Bis dahin hatte selbst das Faustrecht den Flor der Industrie in Deutschland befördert, weil es immer neue Kräfte aufregte, und weil am Ende durch ein gewisses Gleichgewicht der Parteien im Ganzen wieder hergestellt wurde, was im Einzelnen zu Grunde ging. Aber unter Friedrich III., der keiner Partei zur rechten Zeit zu Hülfe kam, und durch seine Einmischung in verderbliche Händel das Uebel gewöhnlich nur verschlimmerte, verlor der Unterdrückte den Muth. Das Kraftgefühl der Nation fing an zu schwinden. Mehrere Städte, die ihre republicanische Selbstständigkeit mit der letzten kriegerischen Anstrengung zu behaupten suchten, mußten sich dem Schicksale Preis geben, als die Gewalt der Fürsten vordrang. Dennoch blieb in Deutschland noch immer viel Energie. Zeigte sich auf einer Seite der Anfang von politischer Gleichgültigkeit und Erschlaffung, so glänzten auf der andern siegreiche Fürsten, und mächtige Reichsstädte vertheidigten sich im Genusse fürstlicher Rechte. Die deutsche Hanse war eine herrschende Macht im Norden von Europa.

Unter der Regierung Maximilian's I., vom Jahre 1493 bis 1519, kam die politische Verwirrung Deutschlands endlich zur Krise. Das Bedürfniß einer gänzlichen Abschaffung des alten Faustrechts wurde von allen Seiten so dringend gefühlt, daß Maximilian die Einführung eines ewigen Landfriedens

friedens durch die Stiftung des Reichscammergerichts im Jahre 1495, aller Hindernisse ungeachtet, erreichen konnte. Aber schwerlich wäre diese politische Operation so gelungen, oder auch nur so lebhaft gewünscht worden, wenn die alte Kraft und der thätige Gemeingeist im Innern der kleinen deutschen Staaten nicht schon zu schwinden angefangen hätten. Die Glieder des Reichskörpers hatten sich an einander wund und mürbe gerieben. Der Form nach war nun, zur Freude aller Juristen, ein deutsches Reich da, wo Friede und Ordnung nach Gesetzen herrschen, und die kaiserliche Autorität dem Ganzen eine neue Einheit geben sollte. Aber auf eben diese kaiserliche Autorität wurde im Grunde nicht viel mehr geachtet, als vorher. Die Fehden hörten auf, weil jeder Reichsstand sich vor dem andern fürchtete, und weil keiner mehr dem andern recht trauete. Das deutsche Nationalgefühl sank im Stillen nur tiefer, da die förmliche Einheit des Reichs durchaus nicht dem Mangel einer gefühlten abhelfen konnte, und der politische Unternehmungsgeist nun auch im Kleinen und Einzelnen durch steife Förmlichkeiten beschränkt war. Maximilian selbst, zwar kein großer, aber ein liebenswürdiger, liberaler, für das Gute und Edle, auch für Kunst und Wissenschaft, sich mit Wärme interessirender Fürst, konnte seine persönliche Denkart dem Reiche nicht mittheilen. Die Zeit fing schon an, da Deutschland, obgleich rühmlich strebend nach Geistesfreiheit und wissenschaftlicher Bildung, mit dem Gefühle seiner Kraft auch das Bewußtseyn seiner Vorzüge verlieren sollte. Hätte nicht Luther durch seine Kirchenrevolution noch ein Mal ein freies Interesse für

etwas Kühnes und Großes in der Brust der Deutschen aufgeregt, so wäre die Nation wahrscheinlich schon im sechzehnten Jahrhundert geworden, was sie im siebzehnten wurde, immer noch achtungswerth durch häusliche und militärische Tugend, gesunden Verstand, Kenntnisse und nützlichen Fleiß, aber ohne Vertrauen zu sich selbst; ohne hervorstechende Geistesvorzüge im Ganzen; in ihrem Denken und Handeln am liebsten auf das Herkömmliche und Alltägliche beschränkt; ausländische Thorheit nachäffend, und im Auslande überhaupt die Muster suchend, nach welchen sie sich zu richten habe. Zu diesem Herabsinken der Deutschen in ihren eigenen Augen trug aber auch nicht wenig die Verminderung des bürgerlichen Wohlstandes bei, die im sechzehnten Jahrhundert anfing, da der Handel, seit der Entdeckung des neuen Weges nach Indien, eine andere Richtung nahm, und der hanseatische Bund den mercantilischen Bestrebungen anderer nordischen Mächte nicht mehr die Wage halten konnte.

Die Vereinigung der östreichischen Monarchie mit der spanischen unter Carl V. ist die Epoche, da sich die politische Ohnmacht des deutschen Reichs dem ganzen Europa offenbarte, und Deutschlands Schicksal im Ganzen die Wendung nahm, die es bis auf unsre Zeit behalten, und die auf die Geistescultur der Nation einen merkwürdigen Einfluß gehabt hat. Kaum war die große Kirchenrevolution ausgebrochen, als Deutschland, seines ewigen Landfriedens und seines Reichsgerichts ungeachtet, noch mehr in seinem Innern zerrüttet wurde, als es vor der Regierung Maximilian's I. gewesen war.

Carl

Carl V. hätte ohne Mühe die ganze deutsche Verfassung umstürzen und die deutschen Fürsten in oberste Reichsbeamte verwandeln können, wenn er nicht beim Ausbruche der Religionsunruhen seine ganze Macht gegen Frankreich hätte wenden müssen. Die katholisch gebliebenen Stände des deutschen Reichs waren nicht nur mit den protestantischen auf das bitterste entzweiet; sie folgten auch jeder seinem besondern politischen Interesse; und die Partei der Protestanten war durch den gemeinschaftlichen neuen Glauben so schwach verbunden, daß einige unter ihnen sogar auf die Seite des Kaisers traten, der den Protestantismus im Keime zu ersticken suchte. Ohne auf das Cammergericht zu achten, führten Reichsstände offenen Krieg mit einander. Und als endlich der schmalkaldische Bund der Protestanten den unvorbereiteten Kaiser überfiel, war eine einzige von ihnen verlorne Schlacht hinreichend, die Bundesarmee zu zerstreuen, und den Kaiser so mächtig zu machen, daß er den Churfürsten von Sachsen wie einen Staatsbeamten absetzen und die sächsische Chur an den Herzog Moritz übertragen konnte, der kaiserliche Partei gegen sein eigenes Haus genommen hatte. In der Schlacht bei Mühlberg, im Jahre 1547, die jene wichtigen Folgen hatte, gaben unter Carl's Truppen die Spanier den Ausschlag. So sah Deutschland zum ersten Male durch fremde Soldaten sein Schicksal bestimmt. Daß Moritz nachher den Kaiser verließ und auf die Seite des protestantischen Bundes trat, rettete Deutschlands Verfassung nur zufällig. Hätte Carl nicht fortwährend mit Frankreich zu kämpfen gehabt, so würde er an der Spitze seiner Spanier, die damals zu den ersten Soldaten der Welt gehörten,

ganz Deutschland nach Belieben haben umkehren und umformen können, weil sich ihm nirgends eine vereinte Nationalmacht entgegen stellte. Aber es bildete sich nun das europäische Staatensystem, in welchem die Starken, aus Eifersucht gegen einander, die Schwachen schützten; und diesem Systeme verdankte Deutschland seine politische Erhaltung. Die Trennung der östreichischen Monarchie von der spanischen, nachdem Carl V. alle seine Kronen niedergelegt hatte, kam den deutschen Reichsfürsten sehr erwünscht; aber sie selbst konnten nicht bewirken, daß ihnen die östreichische Macht nicht eben so gefährlich, wie die spanische, werden sollte. Der deutsche Nahme hatte sein Ansehen verloren. Und so lange im Innern des Reichskörpers die heftigen Zuckungen dauerten, die eine Folge der Kirchenrevolution waren, konnten auch Kunst und Wissenschaft in Deutschland bei der Verfassung, die den Reichsgesetzen gemäß war, wenig gewinnen. An trefflichen Köpfen fehlte es der Nation eben so wenig, als an gemeinnützigen Anstalten zu wissenschaftlicher Bildung. Deutsche Bücher wurden genug gedruckt. Aber die deutsche Litteratur blieb barbarisch, und von den deutschen Gelehrten selbst wenig geachtet. Die lateinische Sprache schien nicht nur die Sprache der neueren Gelehrsamkeit bleiben zu müssen; es gab auch kein Deutsch, das in Deutschland an die Stelle der lateinischen Sprache hätte treten können, bis der beschränkte Provinzial- und Local-Patriotismus endlich aufhörte, sich gegen die Gesamtsprache zu sträuben, die aus Luther's Schule hervorgegangen war.

Verständige Nachgiebigkeit von allen Seiten, und auch wohl gegenseitige Furcht der einen Partei

vor

vor der andern, bewirkten, daß auf die stürmischen Zeiten vom Ausbruche der Kirchenrevolution bis auf den Religionsfrieden im Jahre 1555, ein halbes Jahrhundert der Ruhe folgte. Zwei humane und friedliebende Kaiser, Ferdinand I. und Maximilian II. gaben dem Reiche ein schönes Beispiel der Toleranz. Rudolph II., der vom Jahre 1576 bis 1612 auf dem deutschen Kaiserthrone saß, ließ gern Alles gehen, wie es in Frieden gehen konnte, wenn ihn selbst nur niemand in seinem Laboratorium störte, wo er mit Hülfe seiner Alchemisten den Stein der Weisen zu finden hoffte. Unbenutzt blieb diese ruhige Zeit nicht für die Geistescultur der Deutschen, obgleich das getheilte Religionsinteresse die Gemüther in einer fortwährenden Spannung des Mißtrauens erhielt, und theologische Zänkereien für die vorzüglichste Geistesäußerung galten. Neue lateinische Schulen, neue Universitäten wurden gestiftet. Fürsten und Reichsstädte legten Bibliotheken an. Das Studium der alten Litteratur verbreitete sich. Die Naturwissenschaften fingen an, sich zu heben. Aber in keinem Theile der Nationallitteratur der Deutschen zeigte sich eine neue Kraft; nirgends etwas Kühnes, oder Großes. Hätte die deutsche Nation sich nur ein wenig mehr für das Nationale ihrer gemeinschaftlichen Angelegenheiten überhaupt interessirt, so müßte sie in diesen funfzig Jahren, da kein äußeres Hinderniß sie störte, auch auf dem Wege der ästhetischen Bildung, der theologischen Hindernisse ungeachtet, ganz andere Fortschritte gemacht haben.

3. Blicken wir von der politischen Epoche, die der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges bezeichnet, zurück

zurück bis zu den Zeiten Rudolph's von Habsburg, so zeigt sich auch in der Sittengeschichte der Nation während dieser drei Jahrhunderte ein Zusammentreffen von Umständen, die der ästhetischen Geistesbildung sehr hinderlich waren [b]).

Die erste Folge der innern Auflösung des deutschen Reichs in eine Menge für sich allein sorgender politischer Mächte war eine schärfere Trennung des Adels von dem Bürgerstande. Bis gegen das Ende der Kreuzzüge war der Unterschied zwischen Adligen und Bürgerlichen in Deutschland noch sehr schwankend gewesen. Ein großer Theil der Städtebewohner stammte von freigebornen Männern ab; und die Väter der Classe, die nachher den Adel ausmachte, waren auch nichts weiter gewesen, als freigeborne Männer. Als schon der Adel von dem Bürgerstande abgesondert war, unterschieden sich in mehreren Städten die adligen Patricier von den gemeinen Bürgern. Aber der eigentliche Adel wollte auch die meisten Patricier nicht für seines Gleichen anerkennen. In wenigen großen Städten retteten einige angesehene adlige Familien die alten Rechte ihres Standes, ohne sich von der Bürgerschaft zu trennen, in deren Mitte sie bürgerliche Ehrenämter bekleideten. Gewogen konnte der Adel im Ganzen dem städtischen Wesen nicht seyn, weil auch Leibeigene, die ihren Herren entliefen, in den Städten gut aufgenommen und nicht

b) Eine gute Uebersicht der deutschen Sittengeschichte dieses Zeitraums, mit Nachweisung der merkwürdigsten historischen Quellen, findet sich in Milbiller's Fortsetzung der Geschichte der Deutschen von Risbeck, Band III. und IV.

nicht selten der Bürgerschaft einverleibt wurden. Aus eben diesem Grunde verachtete der Edelmann den Bürger. Aber die Städte standen unter dem unmittelbaren Schutze des Kaisers. Sie wurden von den Kaisern besonders begünstigt, weil sie die kaiserliche Autorität gegen die Anmaßungen der Fürsten nachdrücklich unterstützten. So lange nun wirklich das Reichsoberhaupt eine imposante Macht im Innern des Reichs ausübte, konnte der Antagonismus zwischen dem Bürgerstande und dem Adel noch nicht leicht zu einer offenen Fehde werden, so sehr auch das Streben beider Parteien dahin zielte. Einen gewissen Stolz des Adels mußte sich der Bürgerstand um so billiger gefallen lassen, da die höhere Geistescultur auf der Seite des Adels war. Aber zum Unglücke für diese Geistescultur, deren poetische Denkmäler im vorigen Buche angezeigt sind, mußte sich fügen, daß um dieselbe Zeit die kaiserliche Autorität herabsank, als die Fürsten und Herren der ritterlichen Poesie überdrüssig wurden, und der Bürgerstand sich dieser Poesie zu bemächtigen und ihr einen bürgerlichen Geist einzuhauchen anfing. Gerade damals brach die offene Fehde zwischen beiden Ständen mit der ganzen Wuth des gegenseitigen Hasses aus. Zu diesem Hasse kam aber auf der Seite des Adels noch der Neid. Während der Adel verwilderte, blühte die Industrie in den Städten mächtig auf. Je reicher die Städter wurden, desto weniger achteten sie den Stolz des Adels. Der Edelmann, der jedes bürgerlichen Erwerbs sich schämte, suchte nun eine Ehre darin, unter dem Vorwande einer gerechten Fehde ein Straßenräuber zu werden, den reisenden Kaufleuten aufzulauern, um sie niederzuwerfen und auszu-

plün-

plündern, oder, wie es in der adligen Sprache des Zeitalters ganz freimüthig genannt wurde, vom Sattel zu leben. Wenn die Kaiser ein Mal eine Anzahl adliger Raubschlösser zerstört hatten, wurden neue aufgebauet. Aber auch von der Geistescultur geringe zu denken, die der Bürger mit dem Edelmanne theilen konnte, gehörte nun immer mehr zur adligen Denkart in Deutschland. Einzelne Ritter und Herren zeichneten sich durch Neigung zu poetischen und andern liberalen Studien rühmlich aus. Der baierische Ritter Jakob Püterich von Reicherzhausen sammlete in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts mit vielem Eifer eine Bibliothek von alten Rittergedichten aus dem schwäbischen Zeitalter *). Aber er selbst meldet, daß er wegen dieser Liebhaberei oft geneckt und ausgelacht sey. Wie wenig er an eigener Bildung jenen Rittergedichten verdankte, sieht man aus den geist- und geschmacklosen Reimereien, die ihn selbst zum Verfasser haben. Auch im sechzehnten Jahrhundert war einer der eifrigsten und geistreichsten Beförderer liberaler Studien in Deutschland ein Reichsbaron, der schwäbische Ritter Ulrich von Hutten. Andere von Adel legten sich mit Fleiß auf die römische und canonische Jurisprudenz, reiseten deßwegen nach Italien auf die Universität zu Bologna, und ließen sich sogar gefallen, daß ein Doctor der Rechte, auch wenn er von bürgerlicher Abkunft war, durch seinen Doctorhut gleichen Rang mit dem Edelmanne erhielt. Aber

*) Dieser Püterich ist derselbe, dessen Andenken Aretin durch das lehrreiche litterarische Werkchen erneuert hat, das oben in den Anmerkungen schon angeführt werden mußte.

Aber die Denkart des deutschen Adels im Ganzen war seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts immer roher geworden, als ein neues Streben nach classischer Gelehrsamkeit im sechzehnten Jahrhundert sich auch den höheren Ständen mittheilte. Des deutschen Adels vorzügliche Lust blieben Krieg, Turniere, Jagd, und Trunk. Je mehr altadlige Familien ausstarben, desto mehr wuchs der Ahnenstolz der übrigen. Und als nun auch der Flor der Städte sank, wurde jener Stolz des Adels gegen den Bürgerstand ein so drückender Hochmuth, daß zuletzt die gebildeteren Classen der deutschen Bürgerlichen den genaueren Umgang mit dem Adel absichtlich vermeiden mußten, wenn sie nicht von rohen Menschen, die ohne Verdienst auf ihre Ahnen pochten, mit einer Geringschätzung behandelt werden wollten, die sich höchstens als gnädige Herablassung hinter einer geschmacklosen, steifen Höflichkeit verbarg. Verlassen von den höheren Ständen, die am Ende doch in Sachen des Geschmacks gewöhnlich den Ton angeben, verlor also auch die deutsche Poesie in den Städten ihre Würde; und als Eigenthum der ganzen Nation blieb sie kaum noch vorhanden.

In den Städten hätten die deutschen Musen den Schutz finden können, den ihnen der Adel versagte, wenn nicht die städtische Cultur in Deutschland, durch das vierzehnte, funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert, eben so unpoetisch gewesen wäre, als die adlige Rohheit. Mit inniger Theilnahme muß den Freund bürgerlichen Wohlstandes und bürgerlicher Energie die Geschichte der deutschen Städte aus diesem ganzen Zeitraume erfüllen.

kur[d]). Fast immer im Kampfe mit den Fürsten und dem Adel; tapfer wie der Adel selbst, aber doch in keiner andern Absicht Krieg führend, als, um den Flor der Industrie in ihren Ringmauern zu sichern, wurden die Bürger der deutschen Reichsstädte vom vierzehnten Jahrhunderte bis gegen die Mitte des sechzehnten immer wichtigere Mitglieder des großen Nationalvereins, der wenigstens der Form nach unter dem Nahmen. das deutsche Reich fortdauerte. Bald brachten sie es durch rastlose Thätigkeit und vernünftige Einrichtungen dahin, daß kein Land in Europa industriöser und reicher war, als Deutschland. Ein großer Theil des Welthandels vom Orient nach dem Norden ging durch die Hände deutscher Kaufleute. In allen Arten von mechanischen Künsten und Handwerken, die damals in Europa bekannt waren, übertrafen die Deutschen die meisten übrigen Nationen, und wurden von keiner übertroffen. Eine gemeinnützige Entdeckung und Erfindung führte zur andern. In diese Periode fallen die Entdeckung des Schießpulvers, die Erfindung des Leinenpapiers, und zuletzt der Buchdruckerei. Deutsche waren es, denen Europa diese neuen, auf die ganze Weltcultur wirkenden Künste, entweder ganz, oder doch größten Theils verdankte. Die Bergwerke des Harzes und des sächsischen Erzgebirges lieferten so viel edles

d) Die Skizze einer Culturgeschichte der deutschen Städte von Joh. Chrstph. Huscher (Culmbach, 1808) ist zwar eine sehr unvollkommene, aber doch als erster Versuch schätzbare Bearbeitung dieses reichhaltigen Stoffs. Mehr Specielles über einige der wichtigsten Punkte liefert Milbiller's oben angeführte Fortsetzung von Risbeck's Geschichte der Deutschen.

edles Metall, daß Deutschland vor der Entdeckung von Amerika auch an baarem Gelde reicher war, als die übrigen europäischen Staaten; und der größte Theil dieses baaren Geldes floß in den industriösen Städten zusammen. Folgen dieses Reichthums der deutschen Städte waren ein fröhliches Wohlleben und ein Luxus, der im funfzehnten Jahrhundert sogar einen Italiener, den Cardinal Piccolomini, genannt Aeneas Sylvius, nachher Pabst Pius II., in Erstaunen setzte. Nach der Versicherung dieses Fürsten der Kirche wohnte damals der König von Schottland nicht so gut, wie ein mittelmäßiger Bürger zu Nürnberg e). Eben dieser Prälat war von der Handelsthätigkeit der Deutschen so überrascht, daß er in der Sprache der Verwunderung sagte, der größte Theil der deutschen Nation bestehe aus Kaufleuten. Der gelehrte Conrad Celtes, der im funfzehnten Jahrhundert lebte, versichert, das meiste Hausgeräth eines wohlhabenden Nürnbergischen Kaufmannes sey von Gold und Silber gewesen f). Geputzte Bürgersfrauen waren mit kostbarem Geschmeide überladen. Aus dem sechzehnten Jahrhundert ist die Anekdote von dem reichen Augsburger Fugger bekannt, der den Kaiser Carl V. an einem Caminfeuer von Zimmtholz bewirthete, und in diesem Feuer die Verschreibungen

e) Einer der merkwürdigsten Beiträge zur Cultur- und Sittengeschichte der Deutschen des funfzehnten Jahrhunderts ist die Schrift dieses Cardinals, Aeneas Sylvius De moribus Germanorum, in seinen sämmtlichen Werken.

f) *Conradi Celtis* Descriptio urbis Norimberg., ap. Pirkheimer, Opp. p. 136.

bungen wegen ansehnlicher Summen, die ihm der Kaiser schuldig war, großmüthig verbrannte. Aber so glücklich sich die deutschen Bürger bei ihrer Industrie und ihrem Reichthume auch befinden mochten, so wenig gewannen sie an ästhetischer Bildung. Gerade dieser allgemein herrschende Trieb des Erwerbs und des prunkenden Genusses machte sie unempfänglich für die feineren Freuden des Geistes. Bei ihren Festen vertrat der Ueberfluß die Stelle des Geschmacks. Wäre die Poesie in den Städten nur ein wenig mehr zu Ehren gekommen, so würde sie nicht den Handwerkern überlassen geblieben seyn, in deren Hände sie zufällig gerathen war. Während die Handwerker in ihren Singeschulen mit zunftmäßiger Rechtlichkeit den Musen zu huldigen glaubten, hatten die Burgemeister und Rathsherren und die übrigen Bürger der vornehmeren Classen ganz andere Sorgen. Eine glückliche Handelsspeculation war ihnen mehr werth, als alle Verse; und was sie etwa von Gelehrsamkeit am höchsten schätzten, mußte, wie das Corpus Juris, seinen bürgerlichen Nutzen haben. Indessen veranlaßte doch das Bedürfniß öffentlicher Vergnügungen in den reichen Städten die Entstehung des deutschen Theaters, so roh und geschmacklos auch die Schauspiele blieben, mit denen man sich begnügte.

4. Unter Umständen, wie diese, konnten auch die Fortschritte, die die Deutschen in den Wissenschaften machten, eben so wenig, als die steigende Cultur mehrerer schönen Künste in Deutschland, auf die Nationalpoesie günstig einwirken.

Seit

Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurden in Deutschland so viele Universitäten gestiftet, als ob dieses Land bestimmt wäre, die Wiege aller Gelehrsamkeit zu werden. Auf die Universität zu Wien, gestiftet im Jahre 1333, folgte im Jahre 1346 die zu Heidelberg; und noch während des vierzehnten Jahrhunderts entstanden die Universitäten zu Prag, Cölln, Erfurt; im funfzehnten Jahrhundert die zu Würzburg, Leipzig, Rostock, Basel, Freiburg, Greifswald, Ingolstadt, Trier, und Mainz. Im sechzehnten Jahrhundert folgten die Universitäten zu Wittenberg, Frankfurt an der Oder, Marburg, Königsberg, Jena, Helmstädt, Altdorf, Grätz und Paderborn. Ein solcher, drei Jahrhunderte lang dauernder Eifer der deutschen Fürsten und Regierungen, die Wissenschaften durch öffentliche Lehranstalten zu verbreiten, läßt sich nur aus der Achtung erklären, die die Deutschen vor Wissenschaft überhaupt empfanden, auch ehe der wissenschaftliche Geist der Nation sich entwickelt hatte. Dieser Zug in der deutschen Denkart jener Zeiten ist um so merkwürdiger, weil der Geist der Nation im Ganzen sich nicht merklich verfeinerte, der Adel sich am liebsten mit kriegerischen Uebungen, oder mit der Jagd und beim vollen Becher ergötzte, und der betriebsame Städter seine Geisteskräfte vorzüglich auf technische Erfindungen verwandte. Daß die Deutschen ein Mal vorzüglich durch ihre Universitäten die unterrichtetste und aufgeklärteste Nation in Europa werden würden, ließ sich damals noch nicht ahnden. Ein dunkles Interesse, ein unbestimmtes Gefühl für die Würde und Wichtigkeit der Wissenschaften, unterstützt durch religiöse und bürgerliche Zwecke, verei-

trat die Stelle einer freieren und helleren Einsicht. Der wichtigste Nutzen der Universitäten schien ihren Gründern und Pflegern die Ausbildung und Verbreitung des Studiums der positiven Theologie und der positiven Jurisprudenz. Von beiden mußte denn doch auch der junge Herr von Adel ein wenig verstehen, wenn er mit Ehren geistliche und weltliche Aemter verwalten wollte. Medicinische Kenntnisse, so gut das Zeitalter sie gab, und die scholastische Philosophie, die bis dahin nur in Italien, Frankreich und England geblühet hatte, schlossen an jene positiven Wissenschaften sich an. Aber von den liberalen Studien, die den menschlichen Geist im Ganzen bilden und aufklären, war kaum die Rede, bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts die alte classische Litteratur auch in Deutschland bekannter zu werden anfing. Der deutschen Nationallitteratur, besonders der poetischen, waren die vielen Universitäten bis dahin mehr schädlich, als nützlich. Die gelehrte Sprache der Universitäten war ausschließlich die lateinische; und was man auf diesen Instituten lernte, gab allen Geisteskräften eine antipoetische Richtung. Und als nun endlich die alte classische Litteratur in Deutschland zu neuen Begriffen und Ansichten, und überhaupt zu einer liberaleren Vorstellungsart führte, hemmten andere Umstände, besonders die Kirchenrevolution, fast alle ästhetischen Wirkungen des Studiums der griechischen und römischen Autoren.

Mit welchem Eifer die Deutschen strebten, die Werke der alten Classiker, sobald sie sie kennen lernten, in die Nationallitteratur zu verpflanzen, beweisen die deutschen Uebersetzungen römischer Auto-

Autoren, und auch eines griechischen Werks, aus den letzten Decennien des funfzehnten und den ersten des sechzehnten Jahrhunderts [g]). Eines der ältesten Bücher, die in deutscher Sprache gedruckt sind, ist die Uebersetzung von Ovid's Kunst zu lieben, vom Jahre 1482, noch zwei Mal im funfzehnten Jahrhundert aufgelegt. Dann folgten die Uebersetzung des Terenz, im Jahre 1486; der Fabeln des Aesop, Avienus und anderer Fabulisten, im Jahre 1487; der Moral des Cicero; der Probleme des Aristoteles; des Livius im Jahre 1505; der Aeneide Virgil's von dem Satyriker Thomas Murner im Jahre 1515; des Sallust, von Dieterich von Pleningen in demselben Jahre; einiger Lustspiele des Plautus, im Jahre 1518; einer Abhandlung des Plutarch, im Jahre 1519. Aus dem Italienischen wurde das Decameron des Boccaz schon im funfzehnten Jahrhundert verdeutscht und bis zum Jahre 1519 drei Mal gedruckt. Aber ehe noch diese sehr rohen Uebersetzungen eine merkliche Wirkung auf den litterarischen Geschmack der Nation thun konnten, erlosch, bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, auch der Eifer, ihre Anzahl zu vermehren. Die meisten deut-

g) Weitere Auskunft über diese Uebersetzungen findet man in Panzer's Annalen der älteren deutschen Litteratur (Nürnberg, 1788, und 1805, in 4.), Band I. und in den Zusätzen (Nürnberg, 1802.) Aus diesem trefflichen bibliographischen Werke kann man überhaupt den Gang, den die deutsche Nationallitteratur im Ganzen von der Erfindung der Buchdruckerei bis zum Jahre 1526 genommen, am besten kennen lernen.

deutschen Bücher, die im sechzehnten Jahrhundert gedruckt sind, betreffen theologische Händel und die Angelegenheiten der Kirche. Nur in einigen lateinischen Schriften deutscher Gelehrten zeigte sich fortwährend ein Streben nach der geistvollen Correctheit, Bestimmtheit und Leichtigkeit des Ausdrucks, die den Deutschen in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts und den ersten Decennien des sechzehnten durch die unvergeßlichen Restauratoren der alten Litteratur, Rudolph Agricola, Conrad Meissel, genannt Celtes, und Johann Reuchlin, bekannt geworden waren [88]).

Der romantische Geschmack, der bei den Deutschen seit dem dreizehnten Jahrhundert immer mehr ausgeartet, aber nicht untergegangen war, wurde durch das Studium der griechischen und römischen Autoren lange Zeit weder geläutert, noch dem Geschmacke des classischen Alterthums unterworfen. Man hatte in Deutschland gar keinen Sinn für dasjenige, was die griechische und römische Poesie von der romantischen wesentlich unterscheidet. Man romantisirte die alten Classiker, indem man sie treulich zu übersetzen glaubte. Auffallend zeigte sich hier wieder der Unterschied zwischen der germanischen Geistescultur und der romanischen des südlichern Europa. Die Poesie in den neueren Sprachen, die aus der lateinischen entstanden sind, trug in sich selbst schon die Anlage zu einer Befreun-

88) Ueber diese drei gelehrten Männer und ihr Verdienst um die Geistescultur der Deutschen findet man die beste Nachweisung in Hegewisch's Allgemeiner Uebersicht der deutschen Culturgeschichte bis zu Maximilian I. Hamburg, 1788, in 8.

freundung mit der alten classischen Litteratur. Aber eine Sprache, wie die deutsche, die sich nur einige Wörter aus der lateinischen angeeignet hatte, war gar kein natürlicher Canal, die antike Denk- und Sinnesart in die romantische herüber zu leiten. Was bei den romanisch redenden Nationen nur eine Rückkehr der litterarischen Cultur zu ihrer Quelle war, mußte in Deutschland ganz neuer Auslauf von Anfangspunkten werden, die sich lange Zeit gar nicht zeigen wollten. Die ganze Vorstellungsart der Deutschen mußte verfeinert und zugleich der romantischen entfremdet werden, ehe sie nur einmal ahnden konnte, was denn eigentlich das Charakteristische und Nachahmungswerthe des antiken Geschmacks sey. Ihren alten romantischen Geschmack aufzugeben, so barbarisch er auch geworden war, machten die Deutschen zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts und zu Anfange des sechzehnten nicht nur gar keine Anstalt; sie zogen vielmehr, sobald die Buchdruckerkunst öffentlich ausgeübt wurde, mit den Gedichten des classischen Alterthums zugleich einige ihrer alten Nationalgedichte aus dem dreizehnten Jahrhundert wieder hervor. Damals wurde zum ersten und bis jetzt einzigen Male der Titurel und der Parcival des Wolfram von Eschenbach gedruckt [h]). Das Heldenbuch, wenn gleich sehr entstellt, wurde dem deutschen Publicum von neuem lieb und werth, da es durch mehrere Ausgaben im sechzehnten Jahrhundert verbreitet wurde [i]). Größere und kleinere romantische Erzählungen

h) Vergl. oben Seite 134.

i) Vergl. oben Seite 149.

lungen in Prose, den alten metrischen nachgebildet, kamen in Umlauf. Fünf Ausgaben einer romantischen Erzählung von der Zerstörung der Stadt Troja, die erste vom Jahre 1474, und die fünfte von 1510, werden von den Bibliographen nachgewiesen. Alle diese romantischen Werke mußten für den Theil des deutschen Publicums, den die schöne Litteratur in der Muttersprache interessirte, weit mehr Anziehendes haben, als die Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen. Dafür sahen die Latinisten auf den Schulen und Universitäten mit Geringschätzung auf die vaterländische Litteratur herab. Glaubten sie, ein erträgliches Latein schreiben zu können, so war ihnen wenig daran gelegen, ob sie sich in ihrer Muttersprache noch so barbarisch und geschmacklos ausdrückten. Ein Beispiel geben die Schriften und Briefe des feinen und verständigen Philipp Melanchthon. Und so wie dieser, unter den Theologen seiner Zeit elegante Schriftsteller seinen Familiennahmen Schwarzerd in das Griechische übersetzen zu müssen glaubte, damit der Nahme nicht mit der Gelehrsamkeit contrastire, schien auch andern deutschen Gelehrten schicklich, in ihren Familiennahmen die Muttersprache zu verleugnen. Hatte doch schon der berühmte Restaurator der alten Litteratur Conrad Meissel, in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, sich Celtes genannt! Reuchlin wurde gewiß von mehreren Gelehrten darüber getadelt, daß er dem Rathe nicht folgen wollte, sich Capnio zu nennen. Die deutsche Sprache kam den deutschen Gelehrten, mit einem Worte, so barbarisch vor, daß sie sich ihrer nur aus Noth, im gemeinen Leben und bei besonders populären Ver-

hand-

handlungen; bedienten. Dieß war die erste Folge des Studiums der alten classischen Litteratur in ihren Einflüssen auf die deutsche. Auf den Schulen und Universitäten, die bestimmt waren, die Wissenschaften empor zu bringen, bildete sich jener lateinische Pedantismus, der sich selbst der geschmackvollsten Werke des classischen Alterthums bediente, eine neue Geschmacklosigkeit einzuführen. Es ist bekannt, wie lange sich diese, aus dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert abstammende Denkart der deutschen Gelehrten erhalten hat. Darum hat auch die Menge der Schulen und Universitäten in Deutschland, bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, nicht nur fast gar nichts zur Bildung des Geschmacks in der Nationallitteratur beigetragen; sie hat sogar die Fortschritte dieser Litteratur beinahe um dritthalb hundert Jahr aufgehalten. Einzelne treffliche Männer suchten ein ästhetisches Band zwischen der Gelehrsamkeit und der Litteratur in der Muttersprache anzuknüpfen. Die Schullehrer und Professoren aber blieben stolz auf ihren anti-teutonischen Pedantismus. Sie würdigten das Studium der deutschen Sprache und Litteratur höchstens als eine Nebensache, mit der sich der Gelehrte allenfalls beiläufig und ohne besonderes Interesse beschäftigen könne.

Was die Deutschen in mehreren schönen Künsten, vom vierzehnten Jahrhundert bis in das siebzehnte, leisteten, stand fast in gar keiner Verbindung mit ihrer Litteratur. In der Baukunst wetteiferten die Deutschen nur so lange glücklich mit andern Nationen, als der Geschmack sich erhielt, den man den gothischen nennt. Da entstan-

den der Münster zu Straßburg, der Dom zu Magdeburg, und andere bewundernswürdige Denkmäler architektonischer Größe, Kraft und Leichtigkeit in Deutschland. Aber als in Italien, zugleich mit der alten Litteratur, auch die griechische Baukunst wieder erwachte, konnten die Deutschen den neuen Mustern der architektonischen Schönheit nicht folgen. Anfangs war ihnen die neue Architektur zu fremd; und bald darauf verlor sich bei der deutschen Nation das edle Selbstgefühl, das sie zu großen und kühnen Unternehmungen auch in der Kunst begeistert hatte. Wäre Deutschlands bürgerlicher Wohlstand nicht schon im Sinken gewesen, und wäre die Nation nicht durch die kirchlichen Unruhen noch mehr von allem ästhetischen Interesse abgezogen worden, als die schöne Kunst in Italien sich mächtig erhob, so würden vermuthlich die Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, wetteifernd mit den Italienern und Niederländern, auch in der Mahlerei nicht zurückgeblieben seyn; denn die Werke von Hans Holbein, Albrecht Dürer, Lukas von Cranach, und andern Meistern, beweisen, daß die deutsche Mahlerschule sich schwerlich würde von der niederländischen haben übertreffen lassen, wenn sie in ihrem Vaterlande mehr Unterstützung und Ermunterung gefunden hätte. Seit dem Ausbruche der kirchlichen Unruhen war die ganze Stimmung der deutschen Nation allen schönen Künsten ungünstig. Glücklicherweise vertrug sich der unästhetische Charakter des Protestantismus noch am besten mit der Musik, die den Deutschen immer eine sehr werthe Kunst gewesen war. Aber besondern Vortheil konnte die schöne Litteratur von dem Kirchengesange nicht ziehen. Wenn der Zweck der Erbauung

hemmung erreicht wurde, blieb die Poesie des Gesanges in den Kirchen bloße Nebensache.

5. Wie nachtheilig die Kirchenrevolution im Ganzen und Einzelnen auf die ästhetische Geistesbildung der Deutschen wirkte, zeigt sich bei jeder unbefangenen Ansicht der deutschen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts.

Hätte Luthers seinen kühnen Sturm gegen die päbstliche Hierarchie nicht gerade damals unternommen und zur größten Nationalangelegenheit in Deutschland gemacht, als die Litteratur des classischen Alterthums bei den Deutschen, wie bei andern Nationen, emporkam, so würde die Reform des Geschmacks, die von einer verständigen Nachahmung der Alten ausgehen mußte, in Deutschland nicht auf lange Zeit unterdrückt worden seyn, ehe sie nur einmal einen glücklichen Anfang genommen hatte. Luther wollte den menschlichen Geist von einer drückenden Sclaverei erlösen. In seinem Feuereifer für eine Lehre, die ihm die wahre zu seyn schien, bedachte er nicht, daß er nur einen neuen blinden Glauben an die Stelle des alten einführte. Denn Luther's Glaube an den Buchstaben seiner Bibel war im Grunde eben so blind, als der Glaube der Katholiken, die in dem Pabste und der Kirche die einzigen von Gott bestellten und begeisterten Ausleger des wahren Sinnes der Bibel verehrten. Wenn es auf Vernunftgründe ankam, zu beweisen, nicht so wohl was in der Bibel geschrieben stehe, als, wie dieses Buch durch consequente Auslegung verstanden werden, und in welchem Sinne es überhaupt, und nicht um des todten Buchstabens willen, geglaubt werden müsse,

so

ſo räſonnirten die Proteſtanten gerade ſo, wie die Katholiken, in einem Zirkel von Vorausſetzungen, deren letzter Grund ein Glaube blieb, über den ſich nicht weiter disputiren ließ. Viel gewonnen war für die Zukunft dadurch, daß die Proteſtanten lernten, ihrer Vernunft mehr zu trauen, als jeder von einem Pabſt und Concilium, oder auch von einem Conſiſtorium, proclamirten Satzung. Noch mehr gewonnen war durch die Beſchränkung der Hierarchie, die doch nun nicht mehr beinahe in ganz Europa Jeden, wer ſeiner Vernunft mehr, als allen Satzungen trauete, zum Scheiterhaufen verdammen konnte. Aber ehe der Proteſtantismus die Vernunft wirklich in Freiheit ſetzen konnte, mußte die trübe Zwiſchenperiode erfolgen, wo die alte Partei, um ſich vor Ketzerei zu ſichern, eifriger, als vorher, alle neuen Vorſtellungsarten abwehrte, während die neue Partei, um ſich doch um eine beſtimmte Glaubensregel vereinigen zu können, Jeden verketzerte, wer nicht die Augsburgiſche Confeſſion, oder die Concordienformel, oder irgend eine andere Reihe proclamirter Satzungen, gleich Ausſprüchen des heiligen Geiſtes, für die untrügliche Glaubensregel annahm. Mit neuer Verketzerungswuth kämpften die proteſtantiſchen Secten gegen einander, beſonders die Lutheraner und Calviniſten. Wer nun nicht ſelbſt Lutheraner, oder Calviniſt, oder Mitglied einer andern neuen Religionsſecte nach beſtimmten Satzungen iſt, der wird den zufälligen Sieg, den hier und da der lutheriſche Catechismus, oder der heidelbergiſche, über den römiſchen gewannen, nicht mit errungener Freiheit des Geiſtes verwechſeln. Eben ſo wenig wird er eine beſondere Aeußerung der Vernunft in dem ſanatiſchen

ſchen

schen Hasse gewahr werden, mit dem die ersten und eifrigsten Protestanten, besonders die von der sogenannten reformirten Kirche, die religiösen Symbole des katholischen Cultus als Zeichen des Aberglaubens verfolgten, während sie selbst mit ihren kalten Begriffen nicht tiefer in die Geheimnisse des Glaubens eindringen konnten, als längst vor ihnen die Kirchen- und Concilien-Väter. Nur da erscheint Luther als wahrhaft großer Mann, wo wir ihn nach seiner subjectiven Vorstellungsart, mit seinem Enthusiasmus für alles, was ihm Wahrheit und Recht zu seyn schien, kühn und standhaft handeln sehen. Seine Größe lag in seinem Charakter. Hätte er als denkender Kopf freier um sich geschauet, und, wie manche andere denkende Köpfe seiner Zeit, das Verhältniß des Glaubens zur Einsicht tiefer durchschauet, so würde er vielleicht auch nicht die Hoffnung aufgegeben haben, daß sich Alles, was die römische Hierarchie Verderbliches für den menschlichen Geist hatte, nach und nach von selbst verlieren werde. Daß der hierarchische Katholicismus sich läutern werde, nicht durch sich selbst, oder durch Kirchenversammlungen, wohl aber durch den Einfluß des veränderten Zeitgeistes, dafür schien die Denkart der Aufgeklärten schon im sechzehnten Jahrhundert zu bürgen. Sich öffentlich mit der Kirche zu entzweien, konnte keinem Philosophen Bedürfniß werden; und für das Volk konnte keine Philosophie die Stelle der Kirche vertreten. Die wiederhergestellte Philosophie des griechischen Alterthums war die Quelle, aus welcher damals die vorzüglichsten Köpfe Begriffe schöpften, durch die sie sich über den herrschenden Aberglauben erhoben. Diese Philosophie, an welcher

der

des Protestantismus auf die deutschen Katholike der freien Geistesbildung der ganzen Nation ar nachtheiligsten war, und daß deßwegen die Regene ration der deutschen Poesie und die neue Schöpfun der deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhunder fast ganz den Protestanten überlassen bleiben mußte, weil die deutschen Katholiker, um nur nichts von dem alten Glauben einzubüßen, in Allem, was Werk der freien Geistesthätigkeit ist, weit hinter den Protestanten zurückgeblieben waren.

6. Zur Beredsamkeit, im weiteren Sinne des Worts, stand das Zeitalter in Deutschland vom vierzehnten bis gegen das siebzehnte Jahrhundert in einem ganz andern Verhältnisse, als zur Poesie.

Wo so vieler Verstand sich regt, wie damals in Deutschland, da muß das Bedürfniß erwachen, in einer bestimmten Prose mit Kraft und Leichtigkeit seine Gedanken auszudrücken. Sichtbar entwickelte sich auch die Prose in der deutschen Litteratur schon während des vierzehnten Jahrhunderts. Einen Schwung, den sie dem Geschäftsleben nicht verdanken konnte, gab ihr der religiöse Geist der Deutschen. Von den Schriften des frommen Mystikers Tauler und einiger Andern, die, wie dieser merkwürdige Mann, von übersinnlichen Dingen und überschwänglichen Gefühlen in deutscher Sprache zu reden wagten, muß in der Geschichte der deutschen Beredsamkeit ausführliche Nachricht gegeben werden. Aber das fortwährende Hinderniß aller Fortschritte, welche die deutsche Prose im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert hätte machen können, war der Mangel einer Gesamtsprache für die Nation. Und da auch die Dialekte in ein-

ander

der übergingen, so fehlte es durchaus an festen grammatischen Formen. Kaum läßt sich errathen, woher den Deutschen eine Gesamtsprache gekommen wäre sollte, wenn nicht Luther's Deutsch von seinen Anhängern als Mustersprache hervorgehoben, und, weil es auch ohne Beziehung auf kirchliche Parteien diese Auszeichnung verdiente, zuletzt auch von den Katholiken angenommen wäre. Derselbe religiöse Geist, der schon im vierzehnten Jahrhundert zur Bildung der deutschen Prose das Meiste beitrug, überwand also im sechzehnten alle Hindernisse. Und wenn gleich nach Luther noch über ein halbes Jahrhundert verging, ehe das von ihm eingeführte Deutsch auch nur unter den Protestanten in Deutschland allgemein das herrschende wurde, so macht doch Luther in der Geschichte der deutschen Prose die merkwürdigste Epoche.

Zweites Capitel.

Geschichte der deutschen Poesie während dieses Zeitraums.

Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts ließ der romantische Rittergesang der Deutschen noch nicht erwarten, daß er in einen handwerksmäßigen Meistergesang ausarten würde. Noch sangen Fürsten und Herren im schwäbischen Dialekte, wenn auch nicht mehr mit dem Feuer, wie die früheren Dichter, deren Weise sie nachahmten, doch mit wahrhaft romantischem Ge-

fähle. Und mancher Dichter von geringerer Herkunft, auch wohl hier und da schon ein vorzüglich gebildeter Handwerksmann, bemühete sich wenigstens, denselben Ton zu treffen, der auch an den Höfen gehört werden durfte, wo deutsche Poesie noch etwas galt.

Eine völlige Absonderung der sogenannten Minnesinger von den Meistersängern, deren handwerksmäßige Art, zu dichten, in den deutschen Reichsstädten emporkam, ist eben so unhistorisch, als die Meinung derer, die uns überreden möchten, daß der schöne Minnegesang des dreizehnten Jahrhunderts und der frostige Meistergesang des funfzehnten wesentlich eine und dieselbe Art von Poesie, oder Dichterei, sey, oder gar, daß der romantische Liebes- und Heldengesang der deutschen Ritter und anderer Dichter, die offenbar Nachahmer der Provenzalen waren, nur ein veredelter national-deutscher Volksgesang gewesen, dessen sich auch schon in den ersten Zeiten des städtischen Wesens in Deutschland die Handwerker hätten befleißigen können. Wo der charakteristische Geist einer gewissen Art, zu dichten, verschwunden ist, da ist auch nicht mehr dieselbe Poesie vorhanden. Eine Aehnlichkeit der metrischen Formen in den Gesängen der frühesten ritterlichen Minnesinger und der späteren bürgerlichen Meistersänger ist nicht zu verkennen; aber diese Aehnlichkeit beweiset nur, daß ein Theil der alten Form, wie es auch in andern menschlichen Dingen zu geschehen pflegt, ohne den Geist, der sie schuf und belebte, fortdauern und als bloße Formalität in Ansehen bleiben konnte. Von uralten national-deutschen Volksgesängen in

den

den Versarten die der ritterliche Minnegesang mit dem, aus ihm entstandenen, bürgerlichen Meistergesange zum Theil gemein hat, ist noch keine Spur zu entdecken gewesen. Erwiesen aber ist, daß die deutsche Liebes- und Heldenpoesie der mittleren Jahrhunderte in ihrer romantischen Herrlichkeit erst dann aufblühte, als sie sich nach der provenzalischen zu bilden anfing. Es läßt sich also auch nicht wohl bezweifeln, daß die Aehnlichkeit mehrerer metrischen Formen, besonders der künstlicheren, in der provenzalischen Poesie und der deutschen des dreizehnten Jahrhunderts ursprünglich dem südlicheren Himmelsstriche angehört, dessen Einflüsse der deutschen Phantasie einen ganz neuen poetischen Schwung gegeben hatten. Eben diese Formen konnten nachher, ihres Geistes beraubt, wie ein Erbstück des Zeitalters, in den zunftmäßigen Schulen der Meistersänger fortdauern. Dessen ungeachtet, so wesentlich auch der ritterliche Minnegesang am deutschen Parnasse von dem auf ihn folgenden bürgerlichen Meistergesange verschieden ist, gehören beide zusammen. Nicht nur findet sich keine Nachricht von einer ursprünglichen Entstehung eines bürgerlichen Meistergesanges in den deutschen Reichsstädten; auch der Geist und Styl der letzten Denkmäler jenes sogenannten Minnegesanges im schwäbischen Dialekte gehen sichtbar in den Geist und Styl des späteren Meistergesanges über. Schon gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts und zu Anfange des vierzehnten sangen in der eingeführten Manier, und noch immer im schwäbischen Dialekte, mehr Dichter von geringerer Abkunft, als Fürsten und adlige Herren. Diese Dichter wurden vermuthlich aus Höflichkeit Meister genannt, weil

sie nicht Herren heißen durften, und doch auch einen ehrenvollen Titel haben sollten. War doch mancher sehr vornehme Ritter Meister in einem andern Sinne des Worts genannt worden, weil das Wort Meisterschaft von Alters her, wie noch jetzt, eine jede Vorzüglichkeit und eminente Vortrefflichkeit, es sey in einer Kunst, oder Wissenschaft, oder Geschicklichkeit, bedeutete. Dieser Titel kommt also gar nicht in Betracht, wo wir die ritterlichen Minnesinger von den bürgerlichen Meistersängern absondern wollen. Eigentliche Meistersänger sind die Handwerker, die auch Meister hießen, und in ihren zunftmäßig eingerichteten Singeschulen einen Theil der metrischen Formen, aber außerdem auch fast gar nichts, von der romantischen Liebes- und Heldenpoesie beibehielten, durch deren Ausartung ihre gutmüthige und collegialische Reimerei entstanden war. Zu den Minnesingern sind aber auch die Dichter von geringerer Abkunft zu zählen, die den alten Ton des ritterlichen Liebes- und Heldengesanges nicht verfehlten a).

Ueber-

a) Die Mißverständnisse über den Unterschied zwischen den deutschen Minnesingern und Meistersängern (warum sagt man nicht mehr, wie ehemals, Meistersinger?) sind, seitdem Bodmer diese Unterscheidungsnahmen eingeführt, neulich noch verwickelter geworden durch die verwickelte Manier, in welcher die Herren Grimm und Docen ihre streitenden Meinungen darüber vorgetragen haben. Man sehe besonders die Schrift von Hrn. Jacob Grimm über den altdeutschen Meistergesang (Göttingen, 1811, in 8.). Glücklicherweise ist die ganze Sache eben nicht von besonderer Wichtigkeit. Daß die Poesie der sogenannten Minnesinger und der Meistersänger ursprüng-

Ueberhaupt läßt sich der Vorrath deutscher Gedichte, die sich aus diesem langen Zeitraume, vom letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bis in die erste Hälfte des siebzehnten, erhalten haben, am natürlichsten nach drei Abtheilungen ordnen. In die erste dieser Abtheilungen gehören die Gedichte, die das schwäbische Zeitalter beschließen; die zweite umfaßt die Reimereien der zunftmäßigen Meistersänger, und andere poetische Werke, die um dieselbe Zeit entstanden, als die Meistersängerei eine beliebte Nationalpoesie der Deutschen geworden war, also vorzüglich die poetische Litteratur der Deutschen aus dem funfzehnten Jahrhundert. Die dritte Abtheilung fängt an mit dem Zeitalter der Kirchenrevolution und begleitet dieses Zeitalter bis in die ersten Schrecken des dreißigjährigen Krieges. Nach diesen drei Abtheilungen kann man zugleich die Hauptveränderungen der poetischen Sprache der Deutschen in der Periode des Uebergangs von der älteren deutschen Litteratur zu der neueren am bequemsten übersehen. Da zeigt sich, wie der schwäbische Dialekt nach und nach sein poetisches Ansehen in Deutschland verlor; wie darauf beinahe alle deutschen Dialekte in gleiche Rechte traten; und wie endlich mit dem neueren Hochdeutsch eine

ursprünglich eine und dieselbe sey, lehrte schon vor beinahe dreißig Jahren Adelung, nebenher in der Absicht, die gepriesenen Minnesinger herabzusetzen. S. z. B. seine Einleitung zu dem oben öfter angeführten Verzeichnisse schwäbischer Dichter. Hr. Grimm hat nun allerdings mit vielem Fleiße augenscheinlich bewiesen, daß die metrischen Formen des Meistergesangs von den Formen des sogenannten Minnegesangs abstammen. Mehr darüber nachher.

eine Gesamtsprache der Deutschen auch für die Poesie entstand. Große Nahmen, die uns zu Führern dienen könnten, giebt es in diesem ganzen langen Zeitraume bis in das sechzehnte Jahrhundert nicht auszuzeichnen. Mehrere vorzügliche Dichter, wenn gleich unter ihnen kein musterhafter, werden genannt werden müssen; aber keiner von ihnen erhob sich merklich über sein Zeitalter; keiner machte Epoche; keiner gab der deutschen Poesie einen neuen Schwung, oder eine wesentlich veränderte Richtung.

Erste Abtheilung.

Geschichte der letzten Blüthe und des Verfalles der alten romantischen Ritterpoesie in Deutschland.

Schon unter der Regierung des Kaisers Rudolph von Habsburg, der an der Poesie wenig Wohlgefallen fand, entwickelte sich in der eingeführten romantischen Art, zu dichten, bei den Deutschen ein charakteristischer Zug, der ihr zwar nie fremd gewesen war, jetzt aber unter den übrigen ihr eigenen Zügen besonders hervorzustechen anfing. Die romantische Poesie des Zeitalters wurde sichtbar didaktischer. Der Verstand mischte sich immer mehr in die Geschäfte der ermattenden Phantasie und des sinkenden Gefühls; die Reflexion sollte den Mangel der Erfindung verbergen. Aber romantisch und ritterlich blieb diese Poesie noch immer, auch wo sie nicht von Fürsten, Rittern, und adligen Herren ausgeübt wurde. Sie

verfei-

verfeinerte sich sogar in einiger Hinsicht noch kurz vor ihrem Verfalle. Erst als sie ganz in Verfall gerieth, drang eine gewisse Zunft- und Handwerksmäßigkeit in sie ein. Bis dahin bewegte sie sich noch frei und leicht, und unabhängig von Statuten, nach der eingeführten Weise.

Vor allen deutschen Dichtern, die das sogenannte schwäbische Zeitalter beschließen, muß hier der treffliche Conrad von Würzburg zuerst genannt werden. Ihn kann man als den Repräsentanten der letzten Zeit der romantischen Ritterpoesie der Deutschen ansehen. Er ist zugleich einer der fruchtbarsten und im Ganzen vorzüglichsten dieser letzten schwäbischen Dichter; und in seinen Werken erscheint am bestimmtesten, was die letzten dieser Dichter von den früheren besonders unterscheidet. Von den Lebensumständen dieses Conrad wissen wir eben so wenig, als, warum auch er, wie so viele Andere, in den Sammlungen den Titel Meister führt. Er lebte in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Zu Freiburg im Breisgau soll er gestorben seyn [b]). Wie unzufrieden er mit seinem Zeitalter gewesen, und mit welchem Enthusiasmus er an der Kunst der Musen gehangen, sagen seine Gedichte aus. Er klagt laut über den Verfall der edlen Sitten zu seiner Zeit, und über die Ver-

b) S. Adelung's oben angeführtes Verzeichniß der schwäbischen Dichter. Ein besonderer Artikel über Conrad von Würzburg, von Hrn. Docen, findet sich in dem Museum für altdeutsche Litteratur, Band I. Man vergleiche damit Oberlin's Diatribe de Conrado Herbipolitano. Argentor. 1782. 4.

Verwilderung derer, die noch kurz zuvor die Pfleger der Kunst gewesen c). Aber er wolle, sagt er, darum doch nicht aufhören, zu dichten, und nach dem, was des Geistes Ehre ist, zu streben. Er wolle singen, wie die Nachtigall, die unter grünem Laube singt, daß die Gefilde erschallen, auch wenn sie niemand höret d). Daß ihm das Lied der Nibe-

c) Z. B. in seinem Wettkampfe des Mars mit der Venus. Da sagt er:

Her Mars der rihtet in dem lande.
Der hat den werden (werthen) got Amur
Verheert mit roube und ouch mit brande;
Des sint die minne worden sur,
Die man hievor vil süsse erkande,
Do Rivalis und Blanschiflur
Vil kumbers litten von ir bande (ihren Banden der Liebe).
Nu wil der her und der gebur (Bauer)
Roub und brant vil gerner üben, &c.

In der Manessischen Sammlung, Band II. Seite 198.

d) Man sehe die schöne Stelle in den Einleitungsversen zu dem Trojanischen Kriege von Conrad von Würzburg.

Man wil ungerne hören
Wol sprechen unde singen,
— — — — —
Drum wil ich doch nicht lasse
Min sprechen und singen abe,
Swie kleine ich darum lones habe.
— — — — —
Ob nieman lebte mer denne ich,
Doch seite (sagte) ich, und sunge,
Dur das mir selben clunge
Min rede und miner stimme schal.
Ich täte alsam die nachtegal,
Dü mit ir sanges töne,
Ir selben dicke schöne,

Die

Nibelungen mit Unrecht zugeschrieben wird, ist im vorigen Buche schon angemerkt. Von den poetischen Werken, die ihn ohne Zweifel zum Verfasser haben, sind ziemlich viele wieder aufgefunden. Conrad's Kunst umfaßte, wie es scheint, alle bei den schwäbischen Dichtern üblichen Dichtungsarten. Als epischer Dichter zeigt er sich besonders in seiner romantischen Geschichte des trojanischen Krieges *). Aber er selbst sagt in diesem Gedichte, daß es nur Nachbildung eines in welscher Sprache geschriebenen Werkes ist **). Aus diesem Bekenntnisse, das damals ein Ruhm war, folgt nun freilich nicht, daß nicht Manches, vielleicht Vieles, in dem Gedichte von Conrad's eigener Erfindung sey; aber es fehlt noch an den nöthigen Notizen, um bestimmter darüber urtheilen zu können. Die Versart des Gedichts ist die damals gemeinste, kurze Verse ohne Strophen und ohne Verschränkung der Reime. Die Manier ist angenehm, ausdrucks-

Die langen stunden kürzet.
Swen über sie gestürzet
Wird ein gezelt von loube,
So wirt von ir das toube
Gefilde lout erschellet, &c.

*) Im dritten, unvollendet gebliebenen Bande von Müller's Sammlung altdeutscher Gedichte ist dieser Trojanische Krieg des Conrad von Würzburg bis zum 25245sten Verse abgedruckt, aber, wie Alles in dieser Sammlung, ohne Interpunction und ohne kritische Berichtigung.

**) Die Worte lauten (v. 66):

Von Wirtzburg ich Cuonrad
Von welsche in tütsch getichte,
Mit rime gerne richte
Das buoch von Troye &c.

drucksvoll und mahlerisch, aber weitschweifig und durchaus von der Manier des Nibelungenliedes verschieden. Conrad's edler, über alles Niedrige sich erhebender, dem Verständigen und Guten mit Wärme huldigender Geist spricht auch aus diesem epischen Werke. Man bemerkt bald an der Leichtigkeit und Gewandtheit des Styls einen geübten Kunstverstand. Aber von der classischen Vollendung der romantischen Poesie ist dieser trojanische Krieg des Conrad von Würzburg eben so weit entfernt, als Veldeck's romantische Aeneide und die meisten übrigen alten Gedichte dieser Art g). Die Erzählung fängt mit der Geburt des schönen Paris an, bahnt sich den Weg zur Lebensgeschichte Achill's, die gleichfalls von der Geburt des Helden an berichtet wird, knüpft diese beiden Geschichten mit vielen andern zusammen, und gelangt mit dem fünf und zwanzig tausendsten Verse erst bis zur Einschiffung der Griechen und der Opferung Iphigeniens, also noch nicht einmal bis zum wirklichen Anfange des trojanischen Krieges, nach welchem das Gedicht benannt ist. Die Art, wie die Begebenheiten und Charaktere der griechischen Fabelwelt romantisirt sind, ist ganz dieselbe, die wir in ähnlichen Rittergedichten des Zeitalters finden. Besonders spielen die griechischen Götter eine drollige Figur. Conrad's poetisches Verdienst ist in diesem Gedichte an denselben Zügen kenntlich, die seine übrigen Werke auszeichnen. Sie können also auch hier, wo er nur ein welsches Gedicht umarbeitete, nicht Wirkung der Nachahmung seyn. Man erkennt diesen merkwürdigen Dichter besonders an einer gewissen romantischen Würde des Styls, an einem

herr-

g) Vergl. oben, Seite 103.

herrschenden Interesse für das Edle, und an der Neigung, moralische Betrachtungen anzubringen. Gleichwohl ist seine Manier nie trocken. Conrad von Würzburg ist ein Dichter von männlichem, aber auch sehr zartem Gefühle[h]). Uebrigens findet man bei ihm auch alles wieder, was die romantische Poesie der mittleren Jahrhunderte, ihrer oft verkannten Schönheit ungeachtet, Rohes, Verkehrtes und überhaupt Geschmackloses hat[hh]). Außer

h) Als ein Beispiel unter vielen, zugleich um von dem epischen Style Conrad's eine Probe zu geben, kann sogleich die Stelle zu Anfange des Gedichts dienen, wo auf Befehl des Königs Priamus das Knäblein Paris ermordet werden soll.

Do ward es von der strasse hin
Gefüret zuo der wüste grosse.
Ein swert, gar luter unde blosse,
Der eine us siner scheiden zoch.
Das kint, von edelkeite hoch,
Wolte er damit ermurdet han,
Und hette im, ach! den tod getan,
Were es von Got erwendet nicht.
Do vor des kindes angeficht
Schien das swert so luter var,
Und es darinne wart gewar
Des libes und des schatten sin,
Seht, do began das kindelin
Die zween mordige man
So rechte süs lachen an,
Das sies ungerne slugen.
Ansmiren (anlächeln) und anlugen (anblicken)
Begonde es si do beide,
Sam uf der liechten heide
Den külen tou die rose tuot.

Welche poetische Zartheit in diesem letzten Bilde!

hh) Welcher Plattheit dieser sonst so vorzügliche Dichter des dreizehnten Jahrhunderts zuweilen sich schuldig macht,

Außer dem Gedichte vom trojanischen Kriege ist eines seiner vorzüglichsten Werke im Fache der erzählenden Poesie das Gedicht Engelhard und Engeldrut. Es empfiehlt sich eben so sehr durch den sehr interessanten und echt-romantischen Stoff, als durch die edle, geist- und gefühlvolle Manier der Erzählung [i]). Wie weit Conrad, so gern er auch moralisirte, vom illiberalen Sitten-Pedantismus entfernt war, zeigen besonders seine Schwänke oder komische und muthwillige Erzählungen in der Manier der alten französischen Fabliaux [k]). Auch andere

macht, zeigt z. B. eine Stelle in seinem oben angeführten Streite des Mars mit der Venus (Manesf. Samml., Theil II. Seite 198.). Da sagt Conrad in seinem Eifer gegen die Feinde der edeln Minne:

Schiurf (Schorf) *und Schint,*
Schaf und rint,
Das sint die minne, die sie spehent.

In einem Hochgesange auf die heil. Jungfrau (Manesf. Samml. a. a. O. Seite 200.) sagt er von der Menschwerdung des Heilandes:

Din figure wart gestempfet
In ir (ihrer) küschen form insigel,
Das den tiefel (Teufel) überkempfet,
Der sich rimpfet als ein igel.

So etwas gehört nun einmal zur alten romantischen Poesie, die man füglich lieben und bewundern kann, ohne schwärmerisch ihre Fehler und Mängel zu verkennen.

i) Der ächte Text dieses trefflichen Gedichts scheint noch nicht wiedergefunden zu seyn. Einen Auszug und Proben daraus nach einer gedruckten alten Ausgabe (Frankfurt am Main; 1573) giebt Eschenburg in den Denkmälern altdeutscher Dichtkunst.

k) S. unter andern die Nachrichten von alten Handschriften in der kaiserl. Bibliothek zu Wien

andere Arten von poetischen Erzählungen, geistlichen und weltlichen Inhalts, finden sich unter den Werken dieses Dichters [1]). Im lyrischen Fache zeichnet sich Conrad von Würzburg vor den meisten seiner dichtenden Zeitgenossen eben so sehr durch den gehaltenen Ton eines edeln Gefühls aus, als durch die interessanten Wendungen seines Styls, und durch die Cultur seiner Versification. Sein geistliches Lied im höheren Ton, vorzugsweise von ihm selbst Das goldene Kunstwerk oder Die güldene Schmiede überschrieben — denn das Wort Schmieden bedeutet im alten Deutsch überhaupt, etwas kunstreich zusammenfügen —, ist noch nicht durch den Druck bekannt gemacht. Ein anderes geistliches Gedicht dieser Art von Conrad von Würzburg, in der Manessischen Sammlung, ist, wie die übrigen Gedichte, mit denen es in eine Classe gehört, mehr fromm, als poetisch; ermüdend durch den prosaischen Mysticismus, der die Stelle der höheren Poesie vertreten soll; glänzend hier und da von manchem kühnen und schönen Bilde, aber arm an Gedanken, die ein Zeitalter noch interessiren könnten, wo der menschliche Geist sich freier im Gebiete religiöser Vorstellungen umzuschauen gelernt hat. Aus den weltlichen lyrischen Gedichten Conrad's von Würzburg

Wien in dem Magazin Bragur, Band VI. Abtheil. I. Seite 148. und 171. Man vergleiche damit das Verzeichniß altdeutscher Gedichte vor der Sammlung von v. der Hagen und Büsching; auch Müller's Sammlung, Band III. unter den angehängten kleineren Gedichten.

1) Specielle Nachweisungen dieser Gedichte giebt das eben angeführte Verzeichniß.

burg spricht auch da, wo sie von der Minne, ihren Freuden und ihrem Werthe, reden, mehr ein ruhiges Interesse für die Schönheit der zärtlichen Gefühle, als ein leidenschaftliches Gefühl des Dichters selbst. Conrad sang auch Tanzlieder. Aber die herrschende Tendenz seiner lyrischen Gedichte ist offenbar didaktisch [m]). Daher finden sich unter ihnen auch artige äsopische Fabeln in lyrischen Versarten, und andere der Fabel ähnliche kleine Dichtungen [n]). In allen diesen Gedichten von lyrischer

m) Zum Beispiele können fast alle diejenigen Gedichte Conrad's dienen, die sich in der Manessischen Sammlung finden. In der folgenden trefflichen Anfangsstrophe einer didaktischen Canzone — denn so darf man ja das Gedicht wohl nennen — ist auch die kunstreiche Sprache und Versification des Dichters charakteristisch.

Us rosen brennet man ein wasser; so man das gemeret,
Und einen valschen tropfen anders wasser drin gereret,
So zehand (alsobald) verkeret
Sin varwe sich in trüben schin.
Dis wasser ich geliche (vergleiche) wol richlicher eren flüte,
Die man do brennet us der edeln herzen tugenden blüte
Mit des fiures glüte,
Das im (ihm) die scham entzündet drin.
Ere ist also luterlich geverwet, und so rechte klar,
Ob man so türe, als um ein har,
Valschheite drunter mischet,
Das ir durchluchtiklicher schin sich trübet und erlischet,
Mit gunterfeite man sie nicht gemeret, noch erfrischet:
Ere dem verwischet (entwischet),
Der nicht ir luter friund kan sin.

n) S. die Manessische Sammlung.

rischer Form zeigt sich Conrad aber als ein gewandter Reimkünstler, der zur Abwechselung selbst die Spielerei nicht verschmähte, die damals mit dem Reime getrieben wurde o). Dem Geschmacke seines Zeitalters gemäß liebte er auch die Form der Allegorie. Einige allegorisch-didaktische Erzählungen von ihm haben sich erhalten, zum Beispiel eine, in welcher er die Kunst als allegorische Person aufführt, um zu zeigen, wie ungerecht sie von denen verachtet werde, die sie ehren und belohnen sollten p). Ueberhaupt ist der Enthusiasmus für die Kunst der Musen, und der Unwille über ihre öffentliche Zurücksetzung charakteristisch in der Poesie des Conrad von Würzburg. Aber mit allem seinem Eifer scheint er doch nur wenig

o) Unter den Gedichten Conrad's von Würzburg in der Manessischen Sammlung finden sich sogar ein Paar Strophen, die fast ganz aus Reimen zusammengesetzt sind. Die erste fängt sich an:

Gar Bar Lit Wit
Walt Kalt Sne We
Tuot Gluot Si Bi
Mir Gras Was E Kle
Sprane Blane Bluot Gluot Schein Ein
Hag Pflag Ir Schöne Nöne Kluogen Jungen, &c.

Ich gestehe, daß ich nicht weiß, was für eine Art von Reimspiel dieses eigentlich seyn soll, da es, so wie es da steht, keinen Sinn zu haben scheint. Sollte es nicht eine Art von bout-rimé seyn, das als Räthsel aufgegeben worden, die fehlenden Wörter, die den Sinn geben sollen, zu errathen?

p) Einige interessanten sonettenartige Gedichte Conrad's von Würzburg sind abgedruckt in Hrn. Docen's Miscellen, I. Seite 96. Das allegorische Gedicht Die Klage der Kunst ist zu lesen in v. der Hagen's und Büsching's Museum, Band I. Seite 64.

wenig auf die Denkart seiner Zeitgenossen gewirkt, oder den Verfall der romantischen Poesie aufgehalten zu haben. Sein Hauptverdienst bleibt, daß er diese Poesie, der er keinen neuen Schwung zu geben vermochte, in Allem, was ihr eigenthümlich ist, mit mehr Geschmack und Fleiß, als irgend ein anderer deutscher Dichter seiner Zeit, aufrecht zu erhalten und in ihrem ganzen Umfange auszubilden strebte.

Die übrigen dieser späteren schwäbischen Dichter mögen hier nach den Dichtungsarten geordnet werden, in denen sie sich am meisten hervorgethan haben. Von den niederdeutschen Gedichten aus dieser Periode soll nachher besonders die Rede seyn. Als ein Beweis, wie die galante Poesie des Zeitalters auch in die Theologie überging, vermuthlich damals, als sie sich in weltlichen Dingen erschöpft hatte, kann hier beiläufig die Arbeit des Ungenannten angeführt werden, der Salomon's hohes Lied im Geiste des romantischen Minnegesangs poetisch paraphrasirt hat pp).

1. In der lyrischen Classe sangen damals, als Conrad von Würzburg den Verfall der Poesie und die Verwilderung der Sitten seines Vaterlandes beklagte, noch mehrere deutsche Fürsten und Herren.

Conrad

pp) Diese interessante Paraphrase des hohen Liedes wurde zuerst herausgegeben von einem Doctor Schöber in Gera. Herder ließ sie wieder abdrucken bei seinen Salomonischen Liedern der Liebe. S. Herder's Werke. Zur Religion und Theologie. Band VII. S. 123.

Conrad Schenk von Landeck, aus dem Thurgau, der um das Jahr 1276 dichtete, als Rudolph von Habsburg Wien belagerte [q]), darf noch zu den echten Minnesingern gezählt werden. Fast in allen seinen Liedern, die sich erhalten haben, ist die Liebe das immer wiederkehrende Thema [r]). Aber mit aller Mühe, die er sich gab, das poetische Interesse des erschöpften Stoffs zu behaupten, konnte er es doch zu nichts weiter bringen, als zu ermüdenden Wiederholungen längst verbrauchter Gedanken und Bilder. Der Reimspiele befliß er sich wie irgend Einer. Bis zum Widrigen treibt er zuweilen das geschmacklose, auch aus späteren Zeitaltern der poetischen Litteratur nicht unbekannte Spiel mit Wörtern, die in affectirten Wiederholungen sinnreiche Gedanken ausdrücken sollen [s]).

Der Markgraf Otto von Brandenburg, genannt Mit dem Pfeile, ein Fürst, der auch in der politischen Geschichte seines Vaterlandes berühmt ist, scheint als Dichter die vorzüglichsten früheren Minnesinger zum Muster genommen zu haben. In einigen seiner Minnelieder, die wir noch besitzen, lebt die jugendliche Kraft und das Feuer,

q) S. Adelung's Verzeichniß.

r) S. die Manessische Sammlung, Th. I. Seite 195 bis 204.

s) Z. B.
Swa *lieb* lit bi *libe*, lieblich si sich *liebent*.
Lieb kan sich *lieber* machen
Gegen *lieb* in *lieben* sachen.
Dü *liebe* birt das *lieb* &c. &c.

Feuer, ohne welches die Schwärmerei der Liebe so leicht matt und fade wird. Er starb im Jahre 1298 t).

Der Graf Friedrich von Leiningen, der um dieselbe Zeit lebte, sang Minnelieder ohne hohen Schwung der Phantasie, aber voll zarter Wahrheit und Innigkeit des Gefühls, in einer sehr melodischen Sprache. Nur ein Abschiedslied von ihm hat sich erhalten u).

Adlige

t) In der Manessischen Sammlung nimmt Otto von Brandenburg, als ein fürstlicher Dichter, sogleich einen der ersten Plätze ein (Th. I. Seite 4.). Eine seiner besten Strophen ist daher auch ziemlich bekannt, aber zu schön, um hier nicht noch ein Mal ausgehoben zu werden.

Rument (räumt) den weg der minen lieben frowen,
Und lant mich ir vil reinen lib ansehen!
Den moecht ein keiser wol mit eren schowen!
Des höre ich ir di meiste menge jehen (bejahen);
Des muofs min herz in hohen luften stigen.
Ir lob, ir ere wil ich nicht verswigen.
Swa si wont, dem lande muos ich nigen.

u) In der Manessischen Sammlung, Theil I. S. 14. Die Sprache und Versification ist eben so populär, als melodisch. Besonders gefühlvoll ist die letzte Strophe:

Ze guoter stunde si din vart;
Din lib, din sele, si bewart;
Din lob, din heil, din ere!
Mag dich erwenden min gebot,
Min vlen (Flehn), min drou, das weis wol Got,
So wil ich bitten sere.
Sit dafs din vart notwendig ist,
So füreſt zweie herze in arbeite,
Das mine und ouch dine, hin;
Davon ich iemer trurig bin,
Nu si krist din geleite!

Adlige Nahmen in dieser Reihe sind noch Heinrich Hetzbold von Weissensee, vermuthlich ein Thüringer [x]); Graf Albrecht von Heigerloch [y]); einer von Altstetten [z]); einer von Bubenberg [a]); Graf Werner von Honberg [b]). Ihre Gedichte haben wenigstens das Verdienst, daß in ihnen der Ritterton des dreizehnten Jahrhunderts ohne einen neuen Mißlaut verhallte. Noch mehrere dieser adligen Dichter kann man in der Manessischen Sammlung finden.

Aber die meisten dieser letzten schwäbischen Dichter aus der lyrischen Classe waren vermuthlich von bürgerlicher Abkunft; und deutlich zeigen sich in ihren Werken, neben der entschiedenen Vorliebe für das Didaktische, das Absterben der ritterlichen Schwärmerei, und ein Uebermaß des frommen, oder auch satyrischen, Moralisirens, auf das sich bald nachher die eigentlichen Meistersänger in ihren zunftmäßigen sogenannten Tönen oder Reimformen fast ganz beschränkten. Doch sangen auch diese bürgerlichen Dichter, wenigstens zuweilen, noch von der alten ritterlichen Minne. Und weil sie im Ganzen der eingeführten Weise getreu blieben — denn auch die ritterlichsten der früheren Minnesinger hatten ja in ihren lyrischen Tönen nicht selten moralisirt, und zuweilen satyrisirt — so wurden

x) In der Manessischen Sammlung, Th. II. Seite 17.
y) Ebendas. Th. I. Seite 21.
z) Ebendas. Th. II. Seite 47.
a) Ebendas. Th. II. Seite 179.
b) Ebendas. Th. I. Seite 24.

den ihre Gedichte mit denen aus den früheren Zeiten ohne Bedenken in die Sammlungen der ritterlichen Minnelieder aufgenommen, gerade so, wie nachher Gedichte der Fürsten und Herren aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte den Meistergesangbüchern einverleibt wurden.

Einige dieser Dichter, die man nach Gefallen Minnesinger, oder Meistersänger, nennen mag, sind in den Sammlungen so bezeichnet, daß ihre Familiennahmen, folglich auch ihre Abkunft, unbekannt, oder räthselhaft geworden sind. Ein solcher ist Der Canzler, wie er in den Sammlungen genannt wird c). Nach der Tabulatur eines alten Meistergesangbuches soll er ein Fischer aus Steiermark gewesen seyn. Nach einer gelehrteren Meinung ist er eine und dieselbe Person mit Heinrich von Klingenberg, einem Canzler Rudolph's von Habsburg d). Ein großer Theil seiner Gedichte, die sich erhalten haben, ist geistlichen und moralischen Inhalts; die Versarten sind lyrisch. Aber wo er von der Liebe singt, trifft er zuweilen noch sehr gut den wahren romantischen Ton, nicht bloß die nachher so genannten Töne oder Versarten, der früheren schwäbischen Dichter e). An Reim-

c) In der Manessischen Sammlung ist er einer der letzten (Th. II. Seite 238.). Seine Verse füllen indessen beinahe zwanzig Columnen.

d) S. Adelung in dem schon oft angeführten Verzeichnisse.

e) Z. B. in dem Liede, das sich anfängt: We dir, leider winter kalt, und endigt mit den Worten: Wîb, din name ist wunne im paradîse. (Manessi. Samml. Th. II. Seite 241.)

Reimspielen ließ er es auch nicht fehlen. Seine geistliche Poesie ist langweilig. Besser gelang ihm die äsopische Fabel in lyrischer Versart. Mit vieler Kunstbeflissenheit hat er die Reime in einander verschränkt. Die drei Theile, aus denen nachher die Meistergesänge gesetzmäßig bestehen mußten, sind in mehreren mit besonderer Kunst gebildeten Gesängen dieses Canzlers nicht zu verkennen f).

Auch von drei anderen dieser Dichter, dem Marner und den beiden Meißnern, dem älteren und dem jüngeren, wie sie in den Sammlungen

f) Z. B. in einer seiner Lieblingsversarten, wo die Reime zum Theil vierfach verschränkt sind. Da spricht er, seiner Meinung nach poetisch, von den sieben freien Künsten:

Menschlich vernunft, gar sunder var,
Prise ich, sit ich si erkennen kan,
Mit sinnen, ob ein rede si
Gezeme, und vollekommen,
Und ob si sich valsch, alder (*oder?*) war,
Gezieret ungezieret dan.
Si hat der siben künste dri,
Von rede also genommen.

Dü ander vier uns maze (Maß) geben.
Mit zal di erst uns ellü ding wol misset;
Dü ander slecht, ruch, krum, und eben,
Kurz, lang, breit, hoch, smal, tief, mit maze wisset.

Dü dritte menschen stimme keret
Ze sange, uf, abe, nu mitte, nu oben, nu unden.
Der himmel ordenunge uns leret
Dü lste. Also sint siben künste funden.

Wenn das nicht baare Meistersängerei ist, was soll denn dafür gelten? Der Text scheint übrigens verdorben zu seyn; die sechste Zeile besonders.

gen bezeichnet sind, weiß man nicht mehr, welches Standes sie gewesen. Die Werke des jüngeren Meißner's und des Marner's sind ziemlich meistersängerisch [g]; die des älteren Meißner's, der seines süßen Gesanges wegen sehr beliebt gewesen seyn soll, nähern sich mehr der Manier Conrad's von Würzburg [h].

Einer der vorzüglicheren in dieser Reihe ist Steinmar, der unter Rudolph von Habsburg der Belagerung von Wien beigewohnt haben soll. Einige seiner eigentlichen Minnelieder werden von den feurigsten und zartesten der früheren Zeit nicht übertroffen [i]. Und doch wird auch dieses romanti-

schen

g) In der Manessischen Sammlung, Theil II. Seite 155 und 166.

h) Die Manessische Sammlung hat nur drei Strophen von ihm, Th. II. Seite 157. Nach einer Stelle Conrad's von Würzburg war er auch Verfasser eines epischen Werks: Helena von Griechenland (Helene von Kriechen). Vergl. Adelung's Verzeichniß, Nr. 167.

i) In der Maness. Samml. Th. II. Seite 105. Eine schöne Strophe von ihm ist diese:

Ich wil grünen mit der sat,
Dü so wunneklichen stat.
Ich wil mit den blumen blüen
Und mit den vogelin singen,
Ich wil louben, sam der walt;
Sam dü heide sin gestalt (seyn gestaltet).
Ich wil mich niht lassen müen
Mit allen bluomen (ze) springen (entspringen; keimen).
Ich wil ze liebe miner liben frouwen
Mit des vil süssen meien touwe touwen.
Dest (das ist) mir alles niht ze vil,
Ob si mich trösten wil.

tischen Dichters Poesie der Liebe hier und da durch die widrigste Plattheit entstellt [k]).

Andere dieser Dichter kommen nur unter Beinahmen vor, deren Ursache unbekannt geworden, zum Beispiel Der Unverzagte; der Gutere; der Hellefür (Helleviur); der Ehrenbote [l]). Von manchem ist ungewiß, ob der Nahme, der ihn bezeichnet, nicht auf frühere Zeiten zurückweiset, wo derselbe Dichter unter einem andern Nahmen vorzukommen scheint. So wird zum Beispiel Rudolph der Schreiber, von dem sich einige interessante Minnelieder in der Manessischen Sammlung finden [m]), muthmaßlich zu diesen späteren Minnesingern gezählt. Vielleicht ist er aber dieselbe Person mit Rudolph von Hohenems, gewöhnlich genannt Rudolph Dienstmann zu Montfort, der schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet und einige epische Werke hinterlassen hat [n]).

Ueberhaupt läßt sich die Absonderung der späteren schwäbischen Minnesinger von den früheren, nach den chronologischen Notizen, die bis jetzt ausgemittelt sind, noch nicht mit Genauigkeit durchführen. Vielleicht gehört mancher der eben angeführten

k) So sagt er ein Mal von seinem Herzen:
Als ein swin in einem sake
Vert min herze hin und her.

l) Ich verweise hier auf die angeführten Verzeichnisse von Adelung und Docen.

m) In der Maness. Sammlung, Th. II. Seite 181.

n) Man vergleiche die Notizen unter dieser Rubrik bei den eben angeführten Litteratoren.

burg spricht auch da, wo sie von der Minne, ihren Freuden und ihrem Werthe, reden, mehr ein ruhiges Interesse für die Schönheit der zärtlichen Gefühle, als ein leidenschaftliches Gefühl des Dichters selbst. Conrad sang auch Tanzlieder. Aber die herrschende Tendenz seiner lyrischen Gedichte ist offenbar didaktisch m). Daher finden sich unter ihnen auch artige äsopische Fabeln in lyrischen Versarten, und andere der Fabel ähnliche kleine Dichtungen n). In allen diesen Gedichten von lyrischer

m) Zum Beispiele können fast alle diejenigen Gedichte Conrad's dienen, die sich in der Manessischen Sammlung finden. In der folgenden trefflichen Anfangsstrophe einer didaktischen Canzone — denn so darf man ja das Gedicht wohl nennen — ist auch die kunstreiche Sprache und Versification des Dichters charakteristisch.

Us rosen brennet man ein wasser; so man das gemeret,
Und einen valschen tropfen anders wasser drin gereret,
So zehand (alsobald) verkeret
Sin varwe sich in trüben schin.
Dis wasser ich geliche (vergleiche) wol richtlicher eren flüte,
Die man do brennet us der edeln herzen tugenden blüte
Mit des fiures glüte,
Das im (ihm) die scham entzündet drin.
Ere ist also luterlich geverwet, und so rechte klar,
Ob man so türe, als um ein har,
Valschheite drunter mischet,
Das ir durchluchtiklicher schin sich trübet und erlischet,
Mit gunterfeite man sie nicht gemeret, noch erfrischet.
Ere dem verwischet (entwischet),
Der nicht ir luter friund kan sin.

n) S. die Manessische Sammlung.

rischer Form zeigt sich Conrad aber als ein gewandter Reimkünstler, der zur Abwechselung selbst die Spielerei nicht verschmähte, die damals mit dem Reime getrieben wurde o). Dem Geschmacke seines Zeitalters gemäß liebte er auch die Form der Allegorie. Einige allegorisch-didaktische Erzählungen von ihm haben sich erhalten, zum Beispiel eine, in welcher er die Kunst als allegorische Person aufführt, um zu zeigen, wie ungerecht sie von denen verachtet werde, die sie ehren und belohnen sollten p). Ueberhaupt ist der Enthusiasmus für die Kunst der Musen, und der Unwille über ihre öffentliche Zurücksetzung charakteristisch in der Poesie des Conrad von Würzburg. Aber mit allem seinem Eifer scheint er doch nur wenig

o) Unter den Gedichten Conrad's von Würzburg in der Manessischen Sammlung finden sich sogar ein Paar Strophen, die fast ganz aus Reimen zusammengesetzt sind. Die erste fängt sich an:

Gar Bar Lit Wit
Walt Kalt Sne We
Tuot Gluot Si Bi
Mir Gras Was E Kle
Sprane Blane Bluot Gluot Schein Ein
Hag Pflag Ir Schöne Nöne Kluogen Jungen, &c.

Ich gestehe, daß ich nicht weiß, was für eine Art von Reimspiel dieses eigentlich seyn soll, da es, so wie es da steht, keinen Sinn zu haben scheint. Sollte es nicht eine Art von bout-rimé seyn, das als Räthsel aufgegeben worden, die fehlenden Wörter, die den Sinn geben sollen, zu errathen?

p) Einige interessanten sonettenartige Gedichte Conrad's von Würzburg sind abgedruckt in Hrn. Docen's Miscellen, I. Seite 96. Das allegorische Gedicht Die Klage der Kunst ist zu lesen in v. der Hagen's und Büsching's Museum, Band I. Seite 64.

wenig auf die Denkart seiner Zeitgenossen gewirkt, oder den Verfall der romantischen Poesie aufgehalten zu haben. Sein Hauptverdienst bleibt, daß er diese Poesie, der er keinen neuen Schwung zu geben vermochte, in Allem, was ihr eigenthümlich ist, mit mehr Geschmack und Fleiß, als irgend ein anderer deutscher Dichter seiner Zeit, aufrecht zu erhalten und in ihrem ganzen Umfange auszubilden strebte.

Die übrigen dieser späteren schwäbischen Dichter mögen hier nach den Dichtungsarten geordnet werden, in denen sie sich am meisten hervorgethan haben. Von den niederdeutschen Gedichten aus dieser Periode soll nachher besonders die Rede seyn. Als ein Beweis, wie die galante Poesie des Zeitalters auch in die Theologie überging, vermuthlich damals, als sie sich in weltlichen Dingen erschöpft hatte, kann hier beiläufig die Arbeit des Ungenannten angeführt werden, der Salomon's hohes Lied im Geiste des romantischen Minnegesangs poetisch paraphrasirt hat[pp]).

1. In der lyrischen Classe sangen damals, als Conrad von Würzburg den Verfall der Poesie und die Verwilderung der Sitten seines Vaterlandes beklagte, noch mehrere deutsche Fürsten und Herren.

Conrad

pp) Diese interessante Paraphrase des hohen Liedes wurde zuerst herausgegeben von einem Doctor Schöber in Gera. Herder ließ sie wieder abdrucken bei seinen Salomonischen Liedern der Liebe. S. Herder's Werke. Zur Religion und Theologie. Band VII. S. 123.

Conrad Schenk von Landeck, aus dem Thurgau, der um das Jahr 1276 dichtete, als Rudolph von Habsburg Wien belagerte [q]), darf noch zu den echten Minnesingern gezählt werden. Fast in allen seinen Liedern, die sich erhalten haben, ist die Liebe das immer wiederkehrende Thema [r]). Aber mit aller Mühe, die er sich gab, das poetische Interesse des erschöpften Stoffs zu behaupten, konnte er es doch zu nichts weiter bringen, als zu ermüdenden Wiederholungen längst verbrauchter Gedanken und Bilder. Der Reimspiele befliß er sich wie irgend Einer. Bis zum Widrigen treibt er zuweilen das geschmacklose, auch aus späteren Zeitaltern der poetischen Litteratur nicht unbekannte Spiel mit Wörtern, die in affectirten Wiederholungen sinnreiche Gedanken ausdrücken sollen [s]).

Der Markgraf Otto von Brandenburg, genannt Mit dem Pfeile, ein Fürst, der auch in der politischen Geschichte seines Vaterlandes berühmt ist, scheint als Dichter die vorzüglichsten früheren Minnesinger zum Muster genommen zu haben. In einigen seiner Minnelieder, die wir noch besitzen, lebt die jugendliche Kraft und das Feuer,

q) S. Adelung's Verzeichniß.

r) S. die Manessische Sammlung, Th. I. Seite 195 bis 204.

s) Z. B.
Swa *lieb* lit bi *libe*, lieblich si sich *liebent*.
Lieb kan sich *lieber* machen
Gegen *lieb* in *lieben* sachen.
Dü *liebe* birt das *lieb* &c. &c.

Feuer, ohne welches die Schwärmerei der Liebe so leicht matt und fade wird. Er starb im Jahre 1298 t).

Der Graf Friedrich von Leiningen, der um dieselbe Zeit lebte, sang Minnelieder ohne hohen Schwung der Phantasie, aber voll zarter Wahrheit und Innigkeit des Gefühls, in einer sehr melodischen Sprache. Nur ein Abschiedslied von ihm hat sich erhalten u).

Adlige

t) In der Manessischen Sammlung nimmt Otto von Brandenburg, als ein fürstlicher Dichter, sogleich einen der ersten Plätze ein (Th. I. Seite 4.). Eine seiner besten Strophen ist daher auch ziemlich bekannt, aber zu schön, um hier nicht noch ein Mal ausgehoben zu werden.

Rument (räumt) den weg der minen lieben frowen,
Und lant mich ir vil reinen lib ansehen!
Den moecht ein keiser wol mit eren schowen!
Des höre ich ir di meiste menge jehen (bejahen);
Des muofs min herz in hohen luften stigen.
Ir lob, ir ere wil ich nicht verswigen.
Swa si wont, dem lande muos ich nigen.

u) In der Manessischen Sammlung, Theil I. S. 14. Die Sprache und Versification ist eben so populär, als melodisch. Besonders gefühlvoll ist die letzte Strophe:

Ze guoter stunde si din vart;
Din lib, din sele, si bewart;
Din lob, din heil, din ere!
Mag dich erwenden min gebot,
Min vlen (Flehn), min drou, das weis wol Got,
So wil ich bitten sere.
Sit dafs din vart notwendig ist,
So füreſt zweie herze in arbeite,
Das mine und ouch dine, hin;
Davon ich iemer trurig bin,
Nu si krist din geleite!

Adlige Nahmen in dieser Reihe sind noch Heinrich Hetzbold von Weissensee, vermuthlich ein Thüringer [x]); Graf Albrecht von Heigerloch [y]); einer von Altstetten [z]); einer von Bubenberg [a]); Graf Werner von Honberg [b]). Ihre Gedichte haben wenigstens das Verdienst, daß in ihnen der Ritterton des dreizehnten Jahrhunderts ohne einen neuen Mißlaut verhallte. Noch mehrere dieser adligen Dichter kann man in der Manessischen Sammlung finden.

Aber die meisten dieser letzten schwäbischen Dichter aus der lyrischen Classe waren vermuthlich von bürgerlicher Abkunft; und deutlich zeigen sich in ihren Werken, neben der entschiedenen Vorliebe für das Didaktische, das Absterben der ritterlichen Schwärmerei, und ein Uebermaß des frommen, oder auch satyrischen, Moralisirens, auf das sich bald nachher die eigentlichen Meistersänger in ihren zunftmäßigen sogenannten Tönen oder Reimformen fast ganz beschränkten. Doch sangen auch diese bürgerlichen Dichter, wenigstens zuweilen, noch von der alten ritterlichen Minne. Und weil sie im Ganzen der eingeführten Weise getreu blieben — denn auch die ritterlichsten der früheren Minnesinger hatten ja in ihren lyrischen Tönen nicht selten moralisirt, und zuweilen satyrisirt — so wurden

x) In der Manessischen Sammlung, Th. II. Seite 17.
y) Ebendas. Th. I. Seite 21.
z) Ebendas. Th. II. Seite 47.
a) Ebendas. Th. II. Seite 179.
b) Ebendas. Th. I. Seite 24.

den ihre Gedichte mit denen aus den früheren Zeiten ohne Bedenken in die Sammlungen der ritterlichen Minnelieder aufgenommen, gerade so, wie nachher Gedichte der Fürsten und Herren aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte den Meistergesangbüchern einverleibt wurden.

Einige dieser Dichter, die man nach Gefallen Minnesinger, oder Meistersänger, nennen mag, sind in den Sammlungen so bezeichnet, daß ihre Familiennahmen, folglich auch ihre Abkunft, unbekannt, oder räthselhaft geworden sind. Ein solcher ist Der Canzler, wie er in den Sammlungen genannt wird [c]). Nach der Tabulatur eines alten Meistergesangbuches soll er ein Fischer aus Steiermark gewesen seyn. Nach einer gelehrteren Meinung ist er eine und dieselbe Person mit Heinrich von Klingenberg, einem Canzler Rudolph's von Habsburg [d]). Ein großer Theil seiner Gedichte, die sich erhalten haben, ist geistlichen und moralischen Inhalts; die Versarten sind lyrisch. Aber wo er von der Liebe singt, trifft er zuweilen noch sehr gut den wahren romantischen Ton, nicht bloß die nachher so genannten Töne oder Versarten, der früheren schwäbischen Dichter [e]). An Reim-

c) In der Manessischen Sammlung ist er einer der letzten (Th. II. Seite 238.). Seine Verse füllen indessen beinahe zwanzig Columnen.

d) S. Adelung in dem schon oft angeführten Verzeichnisse.

e) Z. B. in dem Liede, das sich anfängt: We dir, leider winter kalt, und endigt mit den Worten: Wib, din name ist wunne im paradise. (Manessi. Samml. Th. II. Seite 241.)

Reimspielen ließ er es auch nicht fehlen. Seine geistliche Poesie ist langweilig. Besser gelang ihm die äsopische Fabel in lyrischer Versart. Mit vieler Kunstbeflissenheit hat er die Reime in einander verschränkt. Die drei Theile, aus denen nachher die Meistergesänge gesetzmäßig bestehen mußten, sind in mehreren mit besonderer Kunst gebildeten Gesängen dieses Canzlers nicht zu verkennen f).

Auch von drei anderen dieser Dichter, dem Marner und den beiden Meißnern, dem älteren und dem jüngeren, wie sie in den Sammlungen

f) Z. B. in einer seiner Lieblingsversarten, wo die Reime zum Theil vierfach verschränkt sind. Da spricht er, seiner Meinung nach poetisch, von den sieben freien Künsten:

Menschlich vernunft, gar sunder var,
Prise ich, sit ich si erkennen kan,
Mit sinnen, ob ein rede si
Gezeme, und vollekommen,
Und ob si sich valsch, alder (*oder?*) war,
Gezieret ungezieret dan.
Si hat der siben künste dri,
Von rede also genommen.

Dü ander vier uns maze (Maß) geben.
Mit zal di erst uns ellü ding wol misset;
Dü ander slecht, ruch, krum, und eben,
Kurz, lang, breit, hoch, smal, tief, mit maze wisset.

Dü dritte menschen stimme keret
Ze sange, uf, abe, nu mitte, nu oben, nu unden.
Der himmel ordenunge uns leret
Dü leste. Also sint siben künste funden.

Wenn das nicht baare Meistersängerei ist, was soll denn dafür gelten? Der Text scheint übrigens verdorben zu seyn; die sechste Zeile besonders.

gen bezeichnet sind, weiß man nicht mehr, welches Standes sie gewesen. Die Werke des jüngeren Meißner's und des Marner's sind ziemlich meistersängerisch [g]; die des älteren Meißner's, der seines süßen Gesanges wegen sehr beliebt gewesen seyn soll, nähern sich mehr der Manier Conrad's von Würzburg [h].

Einer der vorzüglicheren in dieser Reihe ist Steinmar, der unter Rudolph von Habsburg der Belagerung von Wien beigewohnt haben soll. Einige seiner eigentlichen Minnelieder werden von den feurigsten und zartesten der früheren Zeit nicht übertroffen [i]. Und doch wird auch dieses romanischen

g) In der Manessischen Sammlung, Theil II. Seite 155 und 166.

h) Die Manessische Sammlung hat nur drei Strophen von ihm, Th. II. Seite 157. Nach einer Stelle Conrad's von Würzburg war er auch Verfasser eines epischen Werks: Helena von Griechenland (Helene von Kriechen). Vergl. Adelung's Verzeichniß, Nr. 167.

i) In der Maness. Samml. Th. II. Seite 105. Eine schöne Strophe von ihm ist diese:

Ich wil grünen mit der sat,
Dü so wunneklichen stat.
Ich wil mit den blumen blüen
Und mit den vogelin singen,
Ich wil louben, sam der walt;
Sam dü heide sin gestalt (seyn gestaltet).
Ich wil mich niht lassen müen
Mit allen bluomen (ze) springen (entspringen; keimen).
Ich wil ze liebe miuer liben frouwen
Mit des vil süssen meien touwe touwen.
Dest (das ist) mir alles niht ze vil,
Ob si mich trösten wil.

tischen Dichters Poesie der Liebe hier und da durch die widrigste Plattheit entstellt [k]).

Andere dieser Dichter kommen nur unter Beinahmen vor, deren Ursache unbekannt geworden, zum Beispiel Der Unverzagte; der Gutere; der Hellefür (Helleviur); der Ehrenbote [l]). Von manchem ist ungewiß, ob der Nahme, der ihn bezeichnet, nicht auf frühere Zeiten zurückweiset, wo derselbe Dichter unter einem andern Nahmen vorzukommen scheint. So wird zum Beispiel Rudolph der Schreiber, von dem sich einige interessante Minnelieder in der Manessischen Sammlung finden [m]), muthmaßlich zu diesen späteren Minnesingern gezählt. Vielleicht ist er aber dieselbe Person mit Rudolph von Hohenems, gewöhnlich genannt Rudolph Dienstmann zu Montfort, der schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet und einige epische Werke hinterlassen hat [n]).

Ueberhaupt läßt sich die Absonderung der späteren schwäbischen Minnesinger von den früheren, nach den chronologischen Notizen, die bis jetzt ausgemittelt sind, noch nicht mit Genauigkeit durchführen. Vielleicht gehört mancher der eben angeführten

k) So sagt er ein Mal von seinem Herzen:
Als ein swin in einem sake
Vert min herze hin und her.

l) Ich verweise hier auf die angeführten Verzeichnisse von Adelung und Docen.

m) In der Maness. Sammlung, Th. II. Seite 181.

n) Man vergleiche die Notizen unter dieser Rubrik bei den eben angeführten Litteratoren.

führten Dichter schon der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an. Wollen wir also den Uebergang des ritterlichen Minnegesangs in den bürgerlichen Meistergesang deutlicher vor uns sehen, so müssen wir uns an die Dichter und Reimer wenden, die gewiß von bürgerlichem Stande waren, und gewiß gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts und zu Anfange des vierzehnten, also genau um die Zeit gelebt haben, als der verwilderude deutsche Adel, einzelne Ausnahmen abgerechnet, die sinkende Poesie des Zeitalters den untern Ständen zu überlassen anfing.

Unter der Regierung Rudolph's von Habsburg, da der echte Minnegesang des deutschen Rittertums noch in so manchem schönen Liede erscholl, reimte, schon ganz im Sinne der späteren Meistersänger, wenn gleich noch nicht ganz nach ihren zunftmäßigen Formen, der Schulmeiſter von Eßlingen, wie er in den Sammlungen genannt wird o). Vielleicht war er Schulrector, also ein Gelehrter in seiner Art. Ihm wollte besonders nicht gefallen, daß der Kaiser Rudolph die Sänger so wenig achtete, und noch weniger belohnte. Sein Unwille über den Kaiser ergoß sich in rohen Satyren, die er in den üblichen lyrischen Versarten reimte. Vom Geiſte der alten ritterlichen Poesie iſt in den Liedern dieſes Schulmeiſters nichts weiter zu bemerken, als eine frostige Wiederholung einiger schon damals verbrauchten Phrasen vom kalten Winter, und der schönen Maienzeit und den fröhlichen Vögelein, und andern ähnlichen Gegenſtänden, die man bei den Minneſingern unzählige Mal

o) In der Manesſ. Samml. Th. II. S. 93.

Mal genannt und besungen findet. Die meisten Anspielungen, mit denen der Schulmeister von Eßlingen seine Satyre würzt, sind unverständlich geworden.

Meister Regenbogen oder Regenbog lebte um dieselbe Zeit, oder bald nachher [p]). Nach einem Berichte späterer Meistersänger ist er ein Schmid zu Mainz gewesen. Wenigstens wetteiferte er dort im Gesange mit dem berühmteren Heinrich Frauenlob. Nach den Proben seiner Kunst, die sich in der Manessischen Sammlung finden, war er ein so trockener Reimer, wie die Schulen der zunftmäßigen Meistersinger irgend einen aufzuweisen haben [q]).

Meister Rumsland, nach einigen Vermuthungen ein Sachse, auch ein Zeitgenoß von Frauenlob, wußte kunstreich die Sprache zu behandeln [r]). Aber arm an poetischem Gefühl reimte er theologische und moralische Betrachtungen; pries die milden Herren, die seine Kunst belohnten [s]); trieb auch das

p) Ebendas. Seite 197.

q) Andere Gedichte dieses Meistersängers sollen in dem Colmarischen Codex und in den vaticanischen Handschriften befindlich seyn. S. Hrn. Docen's Verzeichniß der alten Dichter.

r) Die Manessische Sammlung enthält Gedichte von Meister Rumsland Th. II, Seite 223. Andere sind zu finden in dem alten Meistergesangbuche am Ende des zweiten Bandes von Müller's Sammlung altdeutscher Gedichte.

s) Aus ihm sang die Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter in der Manier, die vorher den Gesängen der Liebe eigen gewesen war, z. B.

das Spiel mit Wörtern, deren Wiederholung einen köstlichen Sinn enthalten sollte, bis zur äußersten Abgeschmacktheit [t]).

Spervogel (Spervogil), ein Meistersänger, der ebenfalls gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte, befliß sich besonders der Satyre. Satyrisirend und moralisirend, mit beständigen Anspielungen auf die Zeitumstände, reimte er allerlei Verse

Der liben, süssen, milten herren angesicht mich froewet,
Das ich von herzelicher liebe muos erschricken.
Min herze hupfet mangen sprung;
Mir ist vil ungedrewet.
Swenne ich sihe getrüwer herren ougen bliken,
So dunket mich, das firmamente, planeten unde sterne,
Mir nahen sin,
Das ich getrüwer herren ougenblike sihe so gerne.
Der sunnen schin
Mich fröwet niht so wol in summerlicher stunde,
Als ein gruos von eines süssen herren munde.

Man möchte glauben, der gute Mann, der so im Styl der schwärmerischen Liebe die guten Herren besang, sey zuweilen sehr hungrig gewesen.

t) Freilich ist diese pretiöse Tändelei auch den eigentlichen Minnesingern nicht fremd; aber bei Meister Rumsland's theologischen Reimereien ist sie besonders widrig, z. B.

Got, der aller *wunder*
Wunder wundert,
Der hat *sunderlich besunder*
Wunder usgesundert,
Das vor allem *wunder*
Michel *wunder* ist &c. &c.

Doch nach einer Theorie neuerer Kritiker hätte vielleicht auch diese Abgeschmacktheit eine tiefe Bedeutsamkeit und romantische Schönheit.

Verse nach lyrischen Sylbenmaßen zusammen. Ueber das Maß seines Witzes läßt sich wegen der Dunkelheit seiner Anspielungen nicht mehr urtheilen [u]).

Auch ein Jude, Nahmens Süßkind, erscheint, wenigstens unter dieser Bezeichnung, in der Reihe von Meistersängern, die sich unmittelbar an die ritterlichen Minnesinger anschlossen [x]). Vielleicht war er aber ein so guter Christ wie die übrigen Meistersänger, und nur mit einem lustigen Beinahmen Der Jude benannt. Er moralisirte rüstig in lyrischen Strophen; gab auch in solchen Strophen dem verwildernden Adel nützliche Lehren zu beherzigen [y]).

Berühmter, als alle diese Meistersänger, ist Heinrich van Missen oder Meissen, genannt der Frauenlob, Doctor der Theologie zu Mainz. Er verdankt seine Celebrität mehr einem Zusammentreffen zufälliger Umstände, als seinen poetischen Verdiensten. Es mußte den Meistersängern schmeicheln, als die Ritter sich von ihrer Poesie zurückzogen, daß wenigstens ein Doctor der Theologie das Ansehen dieser Poesie aufrecht zu erhalten strebte. Lieder der Liebe im alten Ritterton mit allem Ausdrucke romantischer Zärtlichkeit zu singen, durfte freilich einem Theologen nicht zugemuthet werden. Aber

u) Wer an den Versen des Spervogel's, die sich in der Manessischen Sammlung, Theil II. Seite 226 ff. befinden, noch nicht genug hat, kann sich an das alte Meistergesangbuch in Müller's Sammlung, oder auch an die vaticanischen Handschriften (S. Friedr. Adelung's Nachrichten) wenden.

x) In der Maness. Samml. Theil II. Seite 177.

y) Z. B. in der Strophe, die sich anfängt:
Wer adelichen tuot, den wil ich han für edel.

Aber die Denkart des Zeitalters war doch noch nicht so prosaisch geworden, daß man ganz aufgehört hätte, die Liebe Gottes und der Frauen aus einem und demselben poetischen Gesichtspuncte anzusehen. Von tugendhafter Frauenliebe konnte auch ein Doctor der Theologie singen, ohne Aergerniß zu geben. Der Beinahme Frauenlob, der diesem Dichter geblieben ist, bezieht sich vielleicht auf einen Streit über die Wörter Weib und Frau, vielleicht auch nur auf die gute Meinung, die er von dem weiblichen Geschlechte hatte, und auf das Lob, das er den Tugenden und Reizen dieses Geschlechts im Ganzen ertheilte. Es kann also sehr gut wahr seyn, was die alte Anekdote berichtet, daß dieser Dichter, der im Jahre 1317 gestorben seyn soll, von tugendhaften und schönen Frauen zu Grabe getragen worden. Einem Geistlichen durfte die weibliche Dankbarkeit wohl ein Mal eine so außerordentliche Ehre erweisen, ob gleich Alles, was dieser Frauenlob zum Lobe der Frauen gesagt hat, von ritterlichen Dichtern längst viel poetischer gesagt war. Die Erzählung von diesem feierlichen Begräbnisse mag auch wohl das Meiste dazu beigetragen haben, die Celebrität des Doctors nach seinem Tode zu erhalten. Abgesehen von den Anekdoten und zufälligen Umständen, ist der Frauenlob gar kein Dichter, bei welchem die Geschichte der Poesie besonders zu verweilen Ursache hätte. So weit sich seine Dicht- und Reimkunst nach den Werken beurtheilen läßt, die sich unter seinem Nahmen in der Manessischen Sammlung finden [z]), oder ihm sonst zugeschrieben werden [a]), steht er tief unter den vorzüglicheren der

z) Theil II. Seite 213.

a) S. in Docen's Miscellen, Th. II. Seite 278.

der früheren Minnesinger. In seinen Versen ist ein wenig mehr poetischer Geist, als in denen von Meister Regenbogen, Meister Rumsland, dem Jus den Süßkind, und andern dieser Gattung. Das Fragment seiner christlichen Dichtung, die vielleicht eine freie Bearbeitung der Offenbarung des heil. Johannes werden sollte, zeigt poetischen Sinn; aber es ist, wie die meisten übrigen Gedichte Frauenlob's, verworren, verkünstelt, voll dunkler Spielerei des Witzes, zum Theil kaum noch verständlich, aber reich an Reimgeklingel [b]). Aus einer seiner Strophen sieht man, daß er die früheren Minnesinger übertreffen wollte; aber was er damit eigentlich

b) Der Anfang dieses Fragments in der Manessischen Sammlung lautet so:

Ey, ich sach in dem trone
Eine frowen, dü was swanger,
Dü truog ein wunderkrone
Vor miner ougen anger.
Si wolt wesen entbunden.
Suft gie dü allerbeste.
Zwelf stein ich an der stunden.
Kos in der krone feste.

Nu merkent, wie sie truoge dü gefüge
Der naturen zuo genüge.
Mit den si was gewirdet,
Den sach si vor ir sitzen
Mit witzen
In siben liuchteren,
Und sach in doch gesundert
In eines lambes wise uf Sion dem Berge gebüren,
Und hat ouch, das sie solde,
Ja dü holde
Trug den bluomen sam ein tolde &c. &c.

Die Reime auf einige der vorhergehenden Zeilen kommen noch nach. Ich gestehe, daß ich den vollständigen Sinn nicht herausfinden kann.

lich gewollt, ist schwer zu errathen, wenn nicht etwa seine Meinung war, daß die Kunst durch Künstelei und durch räthselhafte Anspielungen und versteckte Spiele des Witzes gehoben werden müsse [c]). In diesen Spielen des Witzes scheint Frauenlob besonders mit Meister Regenbogen gewetteifert zu haben [d]). Aber solche frostigen Gaukeleien finden sich ja auch schon bei den früheren Minnesingern. In den Lobgedichten scheint Conrad von Würzburg Frauenlob's Muster gewesen zu seyn [e]). Auch komische Kleinigkeiten hat man unter dem poetischen Nachlasse dieses Doctors der Theologie aufgefunden [f]). Bei den späteren Meistersängern blieb Frauenlob in großem Ansehen. Mehrere seiner Vers-

c) In einem seiner Lieder sagt er:

Was ie gesang Reinmar und dar von Eschilbach,
Was je gesprach der von der Vogelweide,
Mit so vergoltem kleide
Ich Frouwenlop vergult ir sang, als ich üch bescheide.
Si hant gesungen von *dum feim*,
Den grunt hant si verlassen.

Was soll das heißen? Bald darauf sagt er von jenen alten Minnesingern:

Si hant gevaren den smalen stig bi knoterichen strassen.
Wer je gesang und singet noch
Bi grünem holz ein fules bloch,
So bin ichs doch
Ir meister noch,
Der sinne trag ich ouch ein joch.

Was ist der genaue Sinn von allem Diesem?

d) Verse, vielleicht Antworten, von Regenbogen sind deßwegen Frauenlob's Gedichten beigesellt. S. die Manessische Sammlung.

e) S. in Docen's Miscellen, II. Seite 281.

f) S. das Magazin Bragur, Band II. Seite 331.

Versarten oder Töne wurden unter die zunftmäßigen oder gekrönten in den Singeschulen aufgenommen.

Weit ähnlicher den vorzüglichsten der früheren Minnesinger blieb Hans Hadlaub (Hadloub), aus Zürich, oder dem Züricher Gebiets. Seine Gedichte können zu Beispielen dienen, wenn man zeigen will, wie wenig auf den Standesunterschied allein ankommt, wo der wahrhaft romantische Minnegesang von seinem geistlosen Nachhalle, dem eigentlichen Meistergesange, abgesondert werden soll [g]). Hadlaub war schwerlich von einem adligen Geschlechte; aber er sang ritterliche Gefühle der Liebe in Liedern, der schönsten Zeit des romantischen Minnegesanges würdig. Dafür liebten und ehrten ihn auch die Ritter und Edeln, die für die Reize des echten Gesanges dieser Art noch empfänglich geblieben waren. Aus Hadlaub's Gedichten selbst lernen wir, wie Fürsten und Grafen, geistliche und weltliche Herren, ihn in ihre Gesellschaft aufnahmen [h]). Der Stoff der meisten seiner Lieder, deren sich ziemlich viele in der Manessischen Sammlung erhalten haben, besteht in Klagen unglücklicher Liebe. Kein Ritter jener Zeit hätte sie romantischer und gefühlvoller singen können. Manche Strophen von Hadlaub zeichnen sich besonders durch die naivste Grazie aus [i]). In seinen Versarten

g) S. seine Gedichte in der Manessischen Sammlung, Theil II. Seite 185.

h) S. in der Maness. Samml. Th. II. besonders die Strophen in der zweiten Columne Seite 186.

i) Drei Strophen, die dieses Urtheil beweisen, müssen hier eine Stelle finden. Der Dichter sieht seine Geliebte zärtlich mit einem Kinde spielen.

Ach,

arten ist Harmonie und Mannichfaltigkeit ohne die frostige Künstelei, in welche damals die Meistersänger die Ehre der Kunst zu setzen anfingen. Uebrigens sind die Fehler und Mängel, die der alten romantischen Poesie überhaupt nicht mit Unrecht vorge-

Ach, ich sach si trüten (herzen) wol ein kindelin;
Davon wart min
Muot libes irmant.
Si umbevieng es unde truchte (druckte) es nahe
an sich;
Davon dachte ich
Lieblich ze hand.
Si nam sin antlüte in ir hende wis,
Und truchte es an ir munt, ir wengel klar.
O we! so gar
Wol küste si!

Es tet ouch zwar, als ich hette getan.
Ich sach umfan
Es ouch si do.
Es tet recht, als es enstünde ir wunnen sich;
Des duchte mich
Es was so fro.
Don mochte ich es nicht one nit (Neid) verlan.
Ich gedachte, o we! were ich das kindelin,
Unz (bis) das si sin
Wil minne han!

Ich nam war, do das kindelin erst kam von ir;
Ich nams zu mir,
Lieblich ouch do.
Es duchte mich so guot, wen sis é druchte an sich;
Davon wart ich
Sin gar so fro.
Ich umbevieng es, wan si es ér schön umbevie,
Und küsts an die stat, swa es von ir küsset é was.
Was mir doch das
Ze herzen gie!

Die Melodie dieser Strophen zu empfinden, muß man sie freilich nach der alten romantischen Weise, zum Theil anapästisch, zu lesen versuchen.

vorgeworfen werden, auch bei Hadlaub, wie man denken kann, nicht selten.

Einer der Freunde und Gönner Hadlaub's war der Züricher Rathsherr, Ritter Rüdiger von Manesse, der in der Geschichte der alten romantischen Poesie der Deutschen bei dieser Gelegenheit ausdrücklich genannt werden muß. Ob er selbst Verse gemacht, ist wenigstens ungewiß. Vielleicht nahm er aus Bescheidenheit keines seiner eigenen Lieder, oder andern Gedichte, in die Sammlung auf, die seinen Nahmen unvergeßlich gemacht hat. Diese Sammlung, ohne die wahrscheinlich ein großer Theil der Gedichte, die sie enthält, verloren gegangen seyn würde, hat für den Geschichtschreiber der Poesie noch den besondern Werth, daß durch sie auch der Standpunkt befestigt wird, von welchem aus man das Verhältniß des Minnegesanges zu dem Meistergesange beurtheilen muß. Da Manesse selbst kein Bedenken trug, die Werke der ersten so genannten Meistersänger mit denen der frühern romantischen Dichter, die im schwäbischen Dialekte sangen, in einer und derselben Sammlung als Gedichte einer und derselben Gattung zu verbinden, so dürfen auch wir, nach Grundsätzen der historischen Kritik, nicht trennen wollen, was der Geschmack des Zeitalters selbst vereinigt hat. Aber um die Zeit, da Manesse diese prachtvoll geschriebene und mit ritterlichen Gemählden gezierte Sammlung veranstaltete, vermuthlich schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, war auch der Untergang der echten romantischen Poesie der Deutschen nicht mehr fern, und die unechte fing schon an, über die echte zu herrschen. Die

Manessische Sammlung zeigt augenscheinlich, daß der schwäbische Dialekt, so lange er noch die beliebteste Dichtersprache in Deutschland blieb, an der genauen Verbindung der ausgearteten romantischen Poesie mit der früheren und besseren keinen geringen Antheil hatte. Von der Zeit, da der schwäbische Dialekt am deutschen Parnasse aus der Mode kam, fängt die eigentliche Meistersängerei erst an. Die Manessische Sammlung deutet, wie an den Scheidewegen in einigen Ländern die aufgerichteten Wegweiser mit zwei ausgestreckten Händen, auf die beiden verschiedenen Richtungen hin, welche die deutsche Poesie im vierzehnten Jahrhundert hätte nehmen können. Daß sie nicht die bessere nahm, brachten die Umstände so mit sich k).

2. Mit der lyrischen Poesie sank die erzählende, besonders die höhere oder das romantische Epos. Aber auch nur nach und nach, bis der deutsche Rittergeist selbst unpoetisch geworden war, konnte die Phantasie der Dichter den epischen Schwung verlieren, den ihr das Zeitalter gegeben hatte. Immer noch hatte diese Phantasie ihre jugendliche Kraft. Erst als die großen fabelhaften Dichtungen, deren Quelle lange nicht erschöpft war, das allgemeinere Interesse verloren hatten, fanden sich auch keine Dichter mehr, diesen fruchtbarsten Theil des Gebietes der alten romantischen Poesie weiter zu bearbeiten.

Um dieselbe Zeit, als Conrad von Würzburg, von dessen sämmtlichen Gedichten schon oben in

k) Ueber den Ritter Manesse oder Maneß, seine Familie, und seine Sammlung der Minnelieder s. Bodmer vor seiner Ausgabe dieser Sammlung.

in diesem Capitel Nachricht gegeben ist, durch seinen Trojanischen Krieg die Zahl der romantischen Umarbeitungen antiker Heldenfabeln vermehrte, entstand vermuthlich der Wigamur, ein Rittergedicht, das sich an die Erzählungen vom heiligen Gral und der Tafelrunde anschließt [1]). Der Verfasser ist unbekannt. Das Gedicht selbst ist mit den übrigen, deren Helden die Ritter von der Tafelrunde sind, so nahe verwandt, daß es, wie die übrigen Bearbeitungen dieses Stoffs in der älteren deutschen Litteratur, für Nachbildung eines provenzalischen, oder nordfranzösischen Originals gehalten werden muß, bis man durch andere Gründe bestimmt wird, es für ein ursprünglich-deutsches Werk zu halten. Die Erfindung ist nicht groß, aber anziehend, voller Abenteuer und Wunder, und wahrhaft romantisch. Einen leichten Reiz des Komischen erhält ein Theil der Erzählung durch den Charakter des Helden Wigamur, der, von einem fabelhaften Meerweibe erzogen, mit dem Laufe der Welt und den Sitten des ritterlichen Lebens völlig unbekannt, zwar ein Abenteuer nach dem andern mit Ruhm besteht, aber doch dabei als ein roher und ungeschlachter Thor und Sonderling erscheint, bis er endlich die ritterliche Politur erhält, und auch

1) Dieses, nach einer Wolfenbüttelischen Handschrift zuerst von Hrn. Eschenburg fragmentarisch bekannt gemachte Gedicht Wigamur findet sich nun, mit kritischer Genauigkeit und vollständig, abgedruckt im Isten Bande der Sammlung altdeutscher Gedichte von v. d. Hagen und Büsching. Da wird auch das Alter des Gedichts nach litterarischer Wahrscheinlichkeit bestimmt. Man vergleiche Eschenburg's Denkmäler, S. I.

auch in dieser Hinsicht würdig wird, um eine K nigstochter zu werben. Mit der Vermählung digt die Geschichte, wie in den meisten romantisch Erzählungen dieser Art. Die Manier hat v Wahrheit und Leichtigkeit. Der Dialekt, in d dieses Rittergedicht, nach der einzigen Handschri aus der wir es kennen, umgeschrieben worden denn ursprünglich war es doch wohl im schwäb schen Dialekte gedichtet — hat ihm vielleicht eini Reize des Styls entzogen [m]).

Die Arbeiten des Dichters, der unter de Beinahmen Der Stricker bekannt geblieben i scheinen eben dieser Periode anzugehören, da d romantische Poesie der Deutschen zu sinken anfing. Von seinen Lebensumständen weiß man eben so w nig, als, warum er den Beinahmen erhalten, de nach der Meinung Einiger, einen Schreiber a zeigen soll. Wirklich war dieser fleißige Ma mehr Schreiber, als Dichter, obgleich nicht ohn alles poetische Talent. Gedehnt genug ist seine Um arbeitung eines alten epischen Werks aus den Zeiten

m) Der Dialekt, in dem sich das Gedicht erhalten hat, ist der harte und breite oberdeutsche, wie ihn Ade lung nennen würde, der im funfzehnten Jahrhun dert eine beliebte Schriftsprache wurde. Man erkennt ihn sogleich an der Verwandlung des b in p, und des ei in ai; z. B. im Wigamur:

In den wald er vil ferr *rait*,
Die rechten strafs er gar *vermaidt*.
Ainén steig er folgen began
Ainen hohen *perg* wolgetan.
Zu guter mafs was er *prait*.

n) Adelung stellt in seinem chronologischen Verzeichniss den Stricker neben Meister Regenbogen. Vergl. oben, Seite 235.

der fränkische Dialekt in der deutschen Poesie dem schwäbischen zu weichen anfing. Von diesem ersten deutschen Gedichte, das den Krieg Carl's des Großen mit den Saracenen in Spanien zum Gegenstande hat, ist schon im vorigen Buche einige Nachricht gegeben o). Dort ist auch angemerkt, daß das Ganze vielleicht nicht viel mehr als Uebersetzung aus dem Lateinischen, oder Französischen, ist. Von einem Dichter aus dem Zeitalter des Stricker's, da das romantische Epos in deutscher Sprache sich schon so mannichfaltig gebildet hatte, könnte man wohl erwarten, daß er jenes alte Rittergedicht, wenn er es ja umarbeiten wollte, nur als Stoff zu einer neuen poetischen Schöpfung benutzt haben, oder ihm wenigstens einen neuen und mehr poetischen Geist eingehaucht haben würde. Aber eine solche Bearbeitung der fabelhaften Erzählungen von Carl dem Großen und seinen Paladinen blieb den italienischen Dichtern vorbehalten. Der Stricker ließ nicht nur den Stoff des Gedichts fast unverändert; er wirkte sogar die unpoetischen Grundzüge der Composition des ganzen Werks noch stärker aus. Die fanatisch-christliche Frömmigkeit, mit der es überladen ist, schien ihm vermuthlich das Beste in dem Gedichte. Die verworfenen Heiden entweder zu bekehren, oder zu vertilgen, rückt Carl der Große gegen sie in das Feld. Der Held Roland ist nächst Carl die Hauptperson des

o) S. oben, Seite 88. Die Umarbeitung von dem Stricker ist abgedruckt in Schilter's Thesaurus, Tom. II., wo man sie mit dem älteren anonymischen Werke, das sich in demselben Bande findet, vergleichen kann.

des Gedichts. Berathschlagungen werden gehalten; Gesandte negotiiren; der Krieg bricht aus mit allen seinen Schrecken; die Heiden wehren sich tapfer; endlich kommt es zu der bekannten Niederlage der Franken bei Roncevaal oder Roncevaux, wo aber auch die Sarazenen so viele Mannschaft einbüßen, daß ihr König Marsilies vor Kummer stirbt. Die Erzählung ist abgetheilt in Capitel; jedes Capitel wieder in Sectionen. Jedes Capitel giebt zu Anfange eine summarische Uebersicht der folgenden Section. Wunder sind in die Erzählung verwebt, aber meistens nur solche, die zeigen sollen, wie Gott selbst die Christen gegen die Heiden anfeuerte. Von kühnen und freien Ausflügen der Phantasie ist in dem ganzen Gedichte wenig zu bemerken. Die schönsten Züge des echt-romantischen Epos fehlen ihm ganz. Dafür hat es ein gewisses didaktisches Gepräge, das sich auch schon in der Einleitung anmeldet. Diese Einleitung nimmt für den Dichter ein; denn sie zeigt, wie er sich für das Edle und Große im menschlichen Leben überhaupt interessirte p).

Noch mehrere erzählende Gedichte von dem Stricker haben sich erhalten, unter andern eine Geschichte des Wilhelm von Blumenthal aus dem Fabelkreise der Tafelrunde; vielleicht mehr, als Nachahmung, oder Uebersetzung, wenn anders nicht auch der deutsche Nahme des Ritters eine Ueber-

p) Beispiele würden hier zu vielen Raum einnehmen, weil Stellen aus dem älteren Gedichte zugleich mit der Arbeit des Strickers zur Vergleichung mitgetheilt werden müßten, da doch das ganze Werk auf die Geschichte der Poesie wenigen Einfluß gehabt hat.

Uebersetzung ist. Nur ein Fragment dieses Rittergedichts ist bis jetzt bekannt geworden [q]). Einige kleinere, vor kurzem bekannt gemachte Erzählungen von dem Stricker gehören fast ganz in das didaktische Fach neben der äsopischen Fabel. Die Hauptsache in ihnen ist die Moral, die mit vieler Frömmigkeit, aber auch mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit, ohne feinere Züge des Styls, und zuweilen sehr ungeschickt, an die kurze Erzählung angeknüpft wird [r]).

An die Stelle der großen Rittergedichte, deren Stoff fast ganz der romantischen Fabelwelt angehört, scheinen besonders gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts die historischen und biographischen Gedichte getreten zu seyn, deren Helden meistens jenem Zeitalter selbst angehören. Die Verfasser solcher Gedichte haben aber auch, wie schon Heinrich von Veldeck in seinem Herzog Ernst [s]), ganz im Geiste ihrer Zeit, den Reiz des Unglaublichen nicht verschmäht, um die wirklichen Begebenheiten in der poetischen Ausschmückung den fabelhaften so ähnlich, als möglich, zu machen. Aber vielleicht sind einige dieser historischen und biographischen Gedichte, die unsre Aufmerksamkeit verdienen, schon in den besseren Zeiten der alten deutschen

q) Ein Fragment dieses Wilhelm von Blumenthal ist abgedruckt in Nyerup's Symbol. ad literaturam Teutonicam antiquiorem, nach der Handschrift, die sich zu Copenhagen befindet.

r) S. die Proben dieser Erzählungen von dem Stricker in Hrn. Docen's Miscellen, Band I. und Band II.

s) Vergl. oben Seite 152.

schen Ritterpoesie entstanden. Durch den Fleiß der Litteratoren müssen die meisten dieser Gedichte erst zum Drucke befördert, und die bibliographischen Notizen, die hier in Betracht kommen, mit besonderer Rücksicht auf die Chronologie noch genauer gemustert werden, ehe sich über die Geschichte dieses Theils der alten deutschen Litteratur etwas Bestimmteres wird sagen lassen. In die Reihe solcher historischen und biographischen Gedichte gehören Heinrich der Löwe, nach einer ehmals in Wolfenbüttel befindlichen Handschrift; der Reinfried von Braunschweig, nach einer Handschrift zu Gotha; der Herzog Friedrich von Oestreich; der Landgraf Ludwig von Thüringen; der Wilhelm von Oestreich von Johann, nicht Conrad, von Würzburg; und andere, diesen ähnliche historisch-poetische Erzählungen, deren nacktes Titelverzeichniß hier am unrechten Orte stehen würde [1]). Wenn diese Denkmäler der alten deutschen Poesie einmal genauer bekannt werden, kann auch die Geschichte des deutschen Patriotismus durch sie einen interessanten Zuwachs erhalten.

Poetisch erzählte, oder wenigstens ausgeschmückte, Legenden und andere geistliche Erzählungen konnten auch da noch ein großes Publicum finden, als der veränderte Geist der Zeit keiner neuen epischen Rittergedichte von großer und kühner Erfindung mehr bedurfte. An die episch ausgeführte, damals sehr beliebte Legende von Barlaam und Josaphat, deren deutscher Bearbeiter Rudolph von Mont-

1) Ich verweise hier auf die bibliographischen Notizen in dem trefflichen Verzeichnisse vor v. der Hagen's und Büsching's Sammlung altdeutscher Gedichte.

Montfort oder, mit seinem vollständigen Titel, Rudolph von Hohenems, Dienstmann zu Montfort, schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gelebt haben soll[u]), konnten sich leicht mehrere Werke ähnlicher Art anschließen. Das Christenthum des Zeitalters war, bei aller seiner Beschränktheit der Begriffe, poetisch genug, auch einen mittelmäßigen Kopf so zu begeistern, daß er eine Legende, wenigstens stellenweise, wahrhaft poetisch erzählen konnte, wenn er sich nur dem natürlichen Laufe seiner frommen Gefühle überließ. Aber die Hauptsache war doch wohl immer bei den Legendendichtern mehr christliche Erbauung, als poetische Beschäftigung des Geistes. Ein Werk von vorzüglichem poetischen Werthe dürfen wir also unter diesen Legenden wohl kaum zu finden erwarten. Noch sind die meisten ungedruckt[x]). Eine derer, die neulich bekannter geworden, ist das Leben der Maria von Bruder Philipp, einem Carthäusermönche, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts gelebt zu haben scheint. Dieses Werk muß vielen Beifall gefunden haben; denn es ist auch im niederdeutschen Dialekte vorhanden; und mehrere Gründe lassen vermuthen, daß

u) Nach Adelung wäre, wie schon oben angemerkt worden, dieser Rüdolph derselbe, der in der Manessischen Sammlung Rudolph der Schreiber heißt. Vergl. oben Seite 231. Anderer Meinung ist Hr. Docen, der den Barlaam und Josaphat herauszugeben versprochen, und große Erwartungen für diese epische Legende erregt hat.

x) S. das Verzeichniß vor v. d. Hagen's und Büsching's Sammlung.

daß es ursprünglich niederdeutsch geschrieben sey. Da es aber nur Uebersetzung, oder Umbildung eines lateinischen Originals ist, auch, so weit es bekannt geworden, durch keine besondere Schönheit der Sprache und des Styls sich auszeichnet, so mag es hier nur im Allgemeinen angezeigt werden y).

Wahrscheinlich gehören auch die meisten kleineren, in den alten deutschen Handschriften aufbewahrten Erzählungen, die den französischen Fabliaux ähnlich sind, in die Periode, da die großen romantischen Dichtungen keine Bearbeiter mehr fanden. Von den Erzählungen Conrad's von Würzburg, die hier noch ein Mal genannt werden müssen, ist schon oben Nachricht gegeben worden z). Eine romanzenartige Erzählung, Der König Anthyr, die zuerst durch Gottsched wieder bekannt gemacht, und zu einem Gegenstande der historischen Kritik erhoben wurde, ist schwerlich über das vierzehnte Jahrhundert hinaus zu rücken.

Mehr

y) Ausführliche Nachricht von diesem Leben der Maria, nebst Proben, giebt Hr. Docen in seinen Miscellen, Theil II. Die Kenntniß einer niederdeutschen, auf der Stadtbibliothek zu Lübeck befindlichen Handschrift verdanke ich dem Hrn. Bibliothekar von Melle, durch dessen Gefälligkeit ich auch Stellen daraus mittheilen könnte, wenn die allgemeine Geschichte der deutschen Poesie bei solchen, mehr in anderer Hinsicht merkwürdigen Materialien länger verweilen dürfte. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich auch an das ältere, von Hrn. Oetter herausgegebene Leben der Maria vom Bruder Wernher aus dem zwölften Jahrhundert. Ich habe es aber noch nicht zu Gesicht bekommen können.

z) Vergl. oben, Seite 215.

Mehr darüber zu sagen, mag also hier noch aufgeschoben werden. Den größten Umfang unter den burlesk-satyrischen Erzählungen, an denen sich der Geschmack der mittleren Jahrhunderte ergötzte, behielt in der deutschen Litteratur, so viel man weiß, die Geschichte Salomo's und Markolph's oder Morolph's, deren schon im vorigen Buche gedacht ist [a]). Aber auch von diesen merkwürdigen Produkten des kaustischen Witzes und der platten Spaßhaftigkeit, das vielleicht erst gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts diese Ausbildung erhielt, kann hier keine ausführliche Nachricht gegeben werden, da sein Ursprung vermuthlich in frühere Zeiten fällt, obgleich das Gedicht nachher, und noch im funfzehnten, öfter umgearbeitet, und zuletzt den beliebten Tönen des Meistergesanges angepaßt worden zu seyn scheint [b]). Die meisten komischen Erzählungen aus den letzten Zeiten der schwäbischen Poesie in der deutschen Litteratur scheinen in das Fach der kurzgefaßten Schwänke zu gehören. Wenigstens lassen diejenigen, die bis jetzt aus den Handschriften hervorgezogen sind, vermuthen, daß auch die übrigen, die wir noch nicht genauer kennen, von ähnlicher Art seyn werden. Weder mit ästhetischer, noch mit moralischer Delicatesse, aber kräftig, naiv, und unterhaltend äußerte sich der Witz der Deutschen gern in solchen Schwänken bis in das sechzehnte Jahrhundert hin. Selten sind diese Schwänke bloße Possen oder Erzählungen zum Lachen. Sie haben gewöhnlich eine gute

a) Vergl. oben im vorigen Buche, Seite 154., die mitgetheilten Notizen.

b) S. Hrn. Eschenburg's Bemerkungen in s. Denkmälern, Seite 181.

gutmüthige moralische Tendenz, die sich aber, dem Geiste der komischen Dichtung gemäß, hinter dem satyrischen Muthwillen verbirgt. Ihrer gutmüthigen Absicht sich bewußt, ließen die Verfasser solcher Erzählungen ihrem Witze freien Lauf, auch wo er ziemlich tief in das Unanständige und Schmutzige gerieth. An lüsternen Gemählden, die das sittliche Gefühl abstumpfen, Wohlgefallen zu finden, war das Zeitalter viel zu rechtlich. Solche Schwänke, ähnlich denen, die sich auch unter den Gedichten Conrad's von Würzburg finden, dessen Poesie doch übrigens einen ausgezeichnet edeln Charakter hat, sind die Erzählungen von der Stempe (dem Alp, der die Schlafenden drückt); von der Bauern Kirchweihe; und ohne Zweifel noch andere, die als Denkmäler des altdeutschen Witzes allerdings hervorgezogen zu werden verdienen c).

Kleinerer poetischer Erzählungen anderer Art, zum Beispiel solcher, die noch der alten Minne huldigen und sich der Manier des Ritterromans nähern, oder die in ernsthaftem Tone didaktisch sind, werden wahrscheinlich auch noch mehrere aus den letzten Zeiten der schwäbischen Poesie aufgefunden werden können cc). Vielleicht erhielten um diese Zeit auch die romanzen- oder balladenartigen Erzählungen, die am deutschen Parnasse schon vor-

her

c) Die beiden drolligen Erzählungen, von der Stempe, und von der Bauern Kirchweihe, sind nach einer in Wien auf der kaiserl. Hofbibliothek befindlichen Handschrift abgedruckt in dem Magazin Bragur, Band VII.

cc) Hierher gehören vermuthlich auch die kleineren Erzählungen hinter Conrad's von Würzburg Trojanischen Kriege in dem unvollendet gebliebenen dritten Bande der Müller'schen Sammlung.

ber bekannt, aber selten gewesen zu seyn scheinen, ihre erste kunstmäßige Bildung d). Aber mehr über diese Bildung zu sagen, wird sich in der Geschichte der Erzählungen aus den Zeiten des eigentlichen Meistergesanges eine bestimmtere Veranlassung finden.

3. In der didaktischen Poesie, der äsopischen Fabel, den Spruchgedichten, der didaktischen Satyre, und andern Geisteswerken, die mit diesen zusammen zu stellen sind, erhielten sich der Geist und Styl der früheren Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts fast unverändert.

Da die ganze deutsche Poesie didaktischer wurde, weil Verstand und Witz mehr, als Gefühl und Phantasie, zu gelten anfingen, so konnten die eigentlich didaktischen Dichtungsarten bei der Veränderung des Zeitgeistes eher gewinnen, als verlieren. Doch gewannen sie nicht so viel, daß in irgend einer Hinsicht eine neue Epoche für sie angefangen hätte. Die späteren dieser deutschen Spruch- und Lehrdichter behielten immer die früheren als Muster vor Augen. Aber ein so viel umfassendes und ausführliches satyrisch-didaktisches Werk, wie der Renner des Hugo von Trymberg aus den letzten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts, hat sich doch unter den früheren deutschen Gedichten dieser Art noch nicht gefunden. Hugo von Trymberg war, wie er von sich selbst am Schlusse seines Gedichts berichtet, Schullehrer zu Thürstadt bei Bamberg, also vermuthlich doch wohl ein Geistlicher, wenn gleich kein Klosterbruder e). Er selbst meldet von sich

d) Vergl. oben im vorigen Buche Seite 154.

e) In dieser, dem Schlusse des Werks beigefügten Notiz

gutmüthige moralische Tendenz, die sich aber, dem Geiste der komischen Dichtung gemäß, hinter dem satyrischen Muthwillen verbirgt. Ihrer gutmüthigen Absicht sich bewußt, ließen die Verfasser solcher Erzählungen ihrem Witze freien Lauf, auch wo er ziemlich tief in das Unanständige und Schmutzige gerieth. An lüsternen Gemählden, die das sittliche Gefühl abstumpfen, Wohlgefallen zu finden, war das Zeitalter viel zu rechtlich. Solche Schwänke, ähnlich denen, die sich auch unter den Gedichten Conrad's von Würzburg finden, dessen Poesie doch übrigens einen ausgezeichnet edeln Charakter hat, sind die Erzählungen von der Stempe (dem Alp, der die Schlafenden drückt); von der Bauern Kirchweihe; und ohne Zweifel noch andere, die als Denkmäler des altdeutschen Witzes allerdings hervorgezogen zu werden verdienen c).

Kleinerer poetischer Erzählungen anderer Art, zum Beispiel solcher, die noch der alten Minne huldigen und sich der Manier des Ritterromans nähern, oder die in ernsthaftem Tone didaktisch sind, werden wahrscheinlich auch noch mehrere aus den letzten Zeiten der schwäbischen Poesie aufgefunden werden können cc). Vielleicht erhielten um diese Zeit auch die romanzen- oder balladenartigen Erzählungen, die am deutschen Parnasse schon vor-

her

c) Die beiden drolligen Erzählungen, von der Stempe, und von der Bauern Kirchweihe, sind nach einer in Wien auf der kaiserl. Hofbibliothek befindlichen Handschrift abgedruckt in dem Magazin Bragur, Band VII.

cc) Hierher gehören vermuthlich auch die kleineren Erzählungen hinter Conrad's von Würzburg Trojanischen Kriege in dem unvollendet gebliebenen dritten Bande der Müller'schen Sammlung.

her bekannt, aber selten gewesen zu seyn scheinen, ihre erste kunstmäßige Bildung [d]). Aber mehr über diese Bildung zu sagen, wird sich in der Geschichte der Erzählungen aus den Zeiten des eigentlichen Meistergesanges eine bestimmtere Veranlassung finden.

3. In der didaktischen Poesie, der äsopischen Fabel, den Spruchgedichten, der didaktischen Satyre, und andern Geisteswerken, die mit diesen zusammen zu stellen sind, erhielten sich der Geist und Styl der früheren Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts fast unverändert.

Da die ganze deutsche Poesie didaktischer wurde, weil Verstand und Witz mehr, als Gefühl und Phantasie, zu gelten anfingen, so konnten die eigentlich didaktischen Dichtungsarten bei der Veränderung des Zeitgeistes eher gewinnen, als verlieren. Doch gewannen sie nicht so viel, daß in irgend einer Hinsicht eine neue Epoche für sie angefangen hätte. Die späteren dieser deutschen Spruch- und Lehrdichter behielten immer die früheren als Muster vor Augen. Aber ein so viel umfassendes und ausführliches satyrisch-didaktisches Werk, wie der Renner des Hugo von Trymberg aus den letzten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts, hat sich doch unter den früheren deutschen Gedichten dieser Art noch nicht gefunden. Hugo von Trymberg war, wie er von sich selbst am Schlusse seines Gedichts berichtet, Schullehrer zu Thürstadt bei Bamberg, also vermuthlich doch wohl ein Geistlicher, wenn gleich kein Klosterbruder [e]). Er selbst meldet von sich

d) Vergl. oben im vorigen Buche Seite 154.

e) In dieser, dem Schlusse des Werks beigefügten Notiz

in der gedruckten Ausgabe vor uns liegt, kann es uns allenfalls dienen, den Erfindungsgeist, aber nicht den Geschmack seines Verfassers zu würdigen. In dieser gedruckten Ausgabe scheint das Original nicht nur überall von fremden Zusätzen so durchwässert zu seyn, daß es beinahe noch ein Mal so lang geworden ist; auch der Sinn des Originals ist von dem Umarbeiter nicht selten verfehlt, und zuweilen in Unsinn verwandelt. Ueber den Plan des Werks darf man aber wohl schon urtheilen, daß es nie ein Ganzes war. Es hat weder logische, noch poetische Einheit. Hugo von Trymberg legte vermuthlich in diesem Schatzkasten seiner Lebensweisheit eine Betrachtung nach der andern und ein Gemählde nach dem andern nieder, so wie sich eben der Stoff seinen Gedanken darbot. Kein Thema führt bestimmt zu einem andern. Satyrische Beschreibungen, Sittensprüche, Fabeln, Schwänke und andere Erzählungen, sind willkürlich an einander gereihet, um auf eine didaktisch-poetische Art die Stelle moralischer Abhandlungen zu vertreten. Mit einer sehr frostigen und gesuchten Allegorie fängt das Werk an i). Dann folgen die Capitel von den Maiden (Mädchen); von bösen Herren; von den Bauern; von Edelknaben; von Pfaffen, Klosterleuten und Capitelbrüdern sehr ausführlich; dann von einer jungen Thörin und einem alten Manne;

bliographischen Verzeichnisse vor der Sammlung altdeutscher Gedichte von v. der Hagen und Büsching. Da findet man auch alle übrigen hierher gehörigen litterarischen Nachweisungen beisammen.

i) Die Allegorie dreht sich um die Idee eines Gartens, wo die Brunnen, Bäume, Früchte, u. s. w. Bilder moralischer Verhältnisse seyn sollen.

Manne; dann von bösen Wirthen und von Räubern. Hierauf werden mancherlei Tugenden und Laster dargestellt und gerichtet. Gegen das Ende folgt eine Art von moralischer Naturgeschichte; Betrachtungen über das Naturell mehrerer Thiere; auch ein wenig Botanik und Physiologie; dann wieder allerlei didaktische Erzählungen; und zuletzt eine Betrachtung des jüngsten Tages. Das Beste in dem Werke sind die Fabeln, mehrere Sittensprüche, und einige komische Erzählungen oder Schwänke. In den Sittensprüchen und andern strengen didaktischen Partien ist der Freigedank oder Freidank[k]) das Muster, auf das sich Hugo von Trymberg oft nahmentlich beruft. Aber auch da, wo er diesem Vorbilde folgt, haben seine moralischen Reflexionen den unverkennbaren Charakter eigenen Gefühls, eigener Erfahrung, und einer gewissen Individualität. Das ganze Werk macht daher auch mit allen seinen Fehlern und Mängeln den erfreulichen Eindruck, den nur solche Werke machen, die aus voller Seele geflossen sind. Immer seinem Charakter getreu, verleugnet Hugo von Trymberg auch da, wo seine Moral rauh und herbe wird, nicht die gute Laune des echten Satyrikers. Seine Sittengemählde sind gewöhnlich mehr komisch, als ernsthaft; und dieses komische Interesse wird noch erhöhet durch eine naive Beredsamkeit, die sich in der Anhäufung charakteristischer Züge nicht erschöpfen kann[l]). Immer sucht seine Phantasie

k) Vergl. oben Seite 158.

l) Zur Probe diene diese Stelle aus dem Capitel von den Maiden:

tasie Bilder moralischer Begriffe in allen Reichen der Natur[m]). Ritterlich ist seine Moral eben nicht; denn sie spottet sogar der ritterlichen Uebungen und Ergötz-

Kurtzen muht vnd langes haar
Haben die Meyd, das ist war.
Die zu jhren tagen kommen sindt,
Die wahle jn machet das hertze blindt.
Die augen zeygen jhn den weg,
Von jhren augen geht ein stegk
Zu dem hertzen nit gar lang,
Auff den steiget mancher gedangk,
Wen sie wöln nemen oder nicht.
Owehe wie offt dasselbe geschicht.
Das sie gar zweiffeln von der wahle,
Die sie haben darinn, ohne zal.

Diß ist zum ersten jhr gedank:
Dieser ist kurtz, yener ist lang,
Dieser ist höfferig vnd alt,
Der ander jung, vnd übel gestalt.
Dieser ist mager, vnd ist kahl,
Der ist feyst, der ist schmal.
Dieser ist edel, yener ist schwach,
Der nümmer nie kein spehr zübrach.
Eyner ist weiß, der ander ist schwartz,
So heysset einer meyster hartz.
Dieser ist bleich, yener ist roht,
Yener isset selten frölich brodt.

Mit dieser Aufzählung der Varietäten der Liebhaber nach der Phantasie der Mädchen ist aber das Register im Renner noch lange nicht geschlossen.

m) Z. B. wo er die unregelmäßigen Menschen an die regelmäßige Lebensart der Vögel erinnert (Frankfurter Ausgabe, Blatt 55):

Alle Vögel hant dieselbe Witze;
Wo sie des Nachts wöllent sitzen,
Da fliegen sie des Abends hin.
Anders steht der Welt Sinn.
Einer geht aus, daß er stehle;
Ein anderer würget ihm ab die Kehle, u. s. w.

Ergötzlichkeiten n). Darum eifert er auch gegen diejenigen, die so gern die schönen Rittergeschichten lasen und ihre eigene moralische Bildung darüber versäumten o). Der Styl Hugo's von Trymberg hat die meiste Cultur, wo er beschreibt und erzählt, besonders in seinen Fabeln und Schwänken p). Aber

n) Z. B. wo sich dieser unritterlich gesinnte Lehrdichter im Capitel Vom Stechen folgendermaßen über die ritterlichen Uebungen äußert:

Gott möchte wol lachen, solte es sein,
Wann seine Kathermennelein
So wunderlich auff erden leben,
So das zwen gegen einander streben,
Vnd wöllen des selben nit entberen.
Sie wöllen mit zweien langen speren
Auff ein ander reitten vnd stechen.
Wer sol diese wunden rechen?
Wann einer den anderen durch den magen
Stichet, oder durch den kragen.
Das wolte er nit gern verdragen.
Wer zwangk sie aber zu dieser not?
Er were sunst doch viel sanffter todt.
Noch besser ist ein zage gut.
Was sol ein solcher übermuht?

o) Wie herr Dieterich fochte mit Ecken,
Und wie hievor die alten Recken
Betrogen seyn durch Frowenlist,
Des hört man sie noch manche Frist
Mehr klagen und weinen zu manchen Stunden,
Denn daß sie beweinen ihr eigen Sünden.

Frankf. Ausgabe, Blatt 109.

p) Unmöglich läßt sich über diese Schwänke aus dem Renner ein genaues Urtheil fällen, wenn man nicht wenigstens einen von ihnen ganz gelesen hat. Ich wähle zur Mittheilung den folgenden unter dem Titel: Wie ein Mann sein Fraw beschloß.

Aber aus mehreren Stellen des Renner sehen wir auch

Ich lase in eynem Büchelein
Eyn mere, die wol war mag sein,
Das hieuor ein reicher man
Hatte eyne Frawe wolgethan,
Zu der seine lieb war also groß,
Das ehr sie tag vnd nacht beschloß
In eyn eigen gemach,
Alß mancher narre duth wol noch.
Dann man spricht: wer Frawen hüte,
Vnd Hasen zhäme, das der wüte.
Den reichen man das nicht verdroß,
Das er nachtes die thür beschloß.
Er legte die schlüssel vnder sein heubt.
Eyns nachtes was er wol besteubt,
Da schloß die Frawe leiß vff die thür,
Vnd gingg zu jhrem Bäln herfür.
Vnder deß erwachte der mann,
Vnd mißt jhr, vnd von stunden an
Warff ehr da eynen riegel für.
Die Frawe kam bald an die thür
Vnd badt, daß er sie ließe ein.
Er sprache: du böse Ehbrecherin,
Jhr müssen zwar darausssen sein.
Bitt ewer freunde vnd auch die mein
Morgen zu einander zu komen,
Euch zu schaden oder zu fromen.
Sie sprach: vnd wûstu meine pein,
Ane zweiffel du liest dein zorn sein.
Ich were gern bey dir geblieben,
Hette mich noth nicht außgedrieben,
Die ich dier nicht sagen wil.
Er sprach: setzt langer rede ein zyel,
Jhr müßt davor des dages erbeyten,
Sie sprach: ich kan mit dir nicht streyten,
Dan das ich mich wil gehn ertrâncken,
Ehe ich mich lasse krâncken
An meinen ehren, die ich han
Bißhär behalten ane argen whan.
So wardt der gute man verrhaten,

Dan

auch, wie sein Verfasser über Sprache und Styl nachgedacht, und die Verschiedenheit der deutschen Dialekte kritisch gemustert hat [9]). Ueberhaupt muß diesem

Dan eß stundt bey der kameren
Eyn groß loch, daß war dieff,
Zu dem die Frawe gar baldt lieff,
Vnd warff eyn großen steyn darin,
Als obe sie selber sölte sein
Darinn gefallen. Der gute man
Kam in seim hembde von stunden an
Gelauffen, dann ehr wolte sehen
Wie seiner Frawen were geschehen.
Die standt verborgen bey der thür,
Vnd wartet wan jhr man kám herfür,
Da lieff sie bald wider hinein
Vnd beschloß die thür. Das laßt nun sein,
Sprach der man, du drügerin
Es kost dein leben oder das mein.
Sie sprach: nach wes hauß fragent ihr?
Mich dünckt, das laster das jhr mir
Gerne hetten ohn schuldt erzeyget,
Das hab sich nun auff euch geneiget.
Dan jhr wolt bey mihr nie bleiben,
Vnd gingendt zu andern weyhern.
Das wil ich meinen freunden klagen,
Vnd wil sein auch nicht mehr verdragen
Als ich bißher gelitten han.
Sehen, so ward der gute mann
Gefangen inn seym eygen strick.
Er must thun als noch offt und dick
Manch man thun muß vmb seine ehre,
Ehe daß sich das laster gemehre.
So muß er etwan vbersehen,
Ein ding, als eß sey nie geschehen.

9) Im Capitel Von mancherlei Sprachen charakterisirt Hugo von Trymberg drollig genug die deutschen Dialekte:

Die Schwaben jhr wörter spalten,
Die Francken ein theyl sie falten.

diesem Renner, so vieles auch ein gebildeter Geschmack gegen ihn einwenden mag, einer der ersten Plätze unter den didaktisch-poetischen Werken der Ritterzeit zuerkannt werden.

Die meisten übrigen wieder aufgefundenen didaktischen Gedichte der Deutschen aus den letzten Jahren des schwäbischen Zeitalters können hier nur dem Titel nach angezeigt werden, weil sie noch den Heraus-

Die Beyern sie zu zerren,
Die Döringen sie auff sperren.
Die Sachssen, sie vnderzücken,
Die Reinlender sie vnder drucken.
Die Wederauwer sie würgen,
Die Meissener sie wol ausschürgen.
Eger landt die wörter schwencken,
Steyer landt sie baß lencken,
Oster landt sie schrencken,
Kernthen ein theyl sie sencken.
Böhem, Vngern, Polen, Lamparten
Die hauwen nit mit Teutscher Barten.
Franckreich, Wahlen, vnnd Engelandt,
Norwegen, Yberntа sindt vnbekandt,
An jren sprachen Teutschen leuten.
Niemandt kan euch wol gedeuten
Kriegisch, Jüdisch, Heydenisch,
Syrisch, Windisch, Kaldeisch,
Wer das misschet in Teutsch gedichte,
Sein meysterschafft würd gar zů nichte.
Die landt sprachen dauor genant,
In Teutschen landen sindt bekandt.
Wer aus denen was gutes nimet,
Das wol in seinem dichte zimet,
Mich dunckt der habe nit missethan,
Thut ers mit kunste, vnnd nit durch wahn.

Eine Kritik mehrerer damals beliebten deutschen Dichter findet sich, wo man sie nicht suchen sollte, in dem Capitel Von bösen Herren. Von Conrad von Würzburg spricht Hugo von Trymberg mit besonderer Achtung.

Herausgeber erwarten, der sie aus den alten Handschriften zum Druck befördern wird. Vielleicht sind auch einige, die bei dieser Gelegenheit genannt werden können, erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, oder noch später, entstanden. In diese Reihe gehören das Schachzabel- oder Schachtafel-Buch, ein Gedicht vom Schachspiel, von Conrad von Ammenhausen, der um das Jahr 1337 gelebt haben soll; einige allegorische Gedichte von der Jagd; mehrere didaktische Gedichte von der Liebe, die wenigstens noch einige Zeit ein beliebter Gegenstand der Betrachtung blieb, da sie nicht mehr in der ritterlichen Sprache des Herzens und der Galanterie aus lyrischen Gesängen ertönte; eine metrische Bearbeitung moralischer Lehren des Aristoteles; eine Uebersetzung der Sittensprüche des Dionysius Cato r). Fromm und gutmüthig genug, aber weder poetisch, noch in einem andern Sinne geistreich, ist ein Werk dieser Art unter dem Titel St. Tobias Segen s). Vermuthlich entstanden damals auch die Sammlungen von mancherlei kräftigen, in Versen abgefaßten, zum Theil drollig-satyrischen, hier und da dem didaktischen oder gnomischen Epigramme der Griechen ähnlichen Sentenzen unter dem Titel Priameln. In solche Sämmlungen wurde dann Altes und Neues aufgenommen; Stellen aus dem Freidank, dem Renner,

r) Ich verweise hier wieder auf das so oft angeführte, mit allen bibliographischen Notizen ausgestattete Verzeichniß vor der Sammlung altdeutscher Gedichte von Hrn. v. der Hagen und Büsching.

s) S. diesen Segen in Hrn. Eschenburg's Denkmälern, Seite 279.

Renner, und andern größeren Gedichten wurden mit Sittensprüchen gemischt, nach deren Urhebern man nicht besonders fragte [t]). Kleine moralische Erzählungen, die sich bald der Legende, bald der äsopischen Fabel nähern, können hier auch genannt werden, da doch der Geschmack der mittleren Jahrhunderte den frommen Unterricht nicht gern von der erzählenden Poesie trennte. Ein solches Gedicht ist die legendenartige Erzählung von den todten drei Königen, wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts [u]). Ueberhaupt aber verdienen die didaktischen Werke in Versen aus dieser Periode der deutschen Litteratur eine besondere Aufmerksamkeit nicht wegen ihres poetischen Werths, sondern wegen des praktischen Verstandes und Witzes, der sich in ihnen recht nach alt deutscher Art ausspricht. Für die Geschichte der deutschen Poesie sind diese didaktischen Werke vorzüglich deßwegen wichtig, weil sie uns am bestimmtesten zeigen, wie Gefühl und Phantasie in der poetischen Litteratur der Deutschen seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts immer mehr dem Verstande und Witze Platz machten, bis endlich in den Schulen der Meistersänger auch der Witz entbehrlich schien.

4.

t) S. ebendaselbst die Priameln und die lehrreichen Notizen zur Geschichte dieser Kraftsprüche, deren Nahme ohne Zweifel von Praeambulum abstammt.

u) S. diese Erzählung und die dazu gehörenden Notizen in dem Magazin Bragur, Band I. S. 363. Die Sprache des Gedichts ist nicht, wie dort gesagt wird, niederdeutsch. Sie ist niederrheinisch, vermuthlich cölinisch, ein Hochdeutsch, das in das Niederdeutsche übergeht.

4. Das Fach der dramatischen Poesie blieb in der deutschen Litteratur gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts nicht mehr so ganz leer, wie es noch kurz zuvor gewesen zu seyn scheint. Wenigstens hat sich ein Fragment von einem geistlichen Drama erhalten, das um diese Zeit geschrieben zu seyn scheint, und vielleicht nicht das einzige seiner Art in deutscher Sprache war. Virgil muß in diesem Fragmente als citirter Heide berichten, wie er die Geburt des Heilandes der Christen prophezeihet habe*). Durch solche rohen Versuche wurden also die geistlichen Schauspiele, die bei den Franzosen Mysterien hießen, in die deutsche Litteratur eingeleitet. Aber auch solche Schauspiele scheinen in Deutschland selten geblieben zu seyn bis gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, da man mit Hülfe der Meistersänger in den Reichsstädten ein deutsches Theater zu begründen anfing. Eine ganz andere Geschichte würde die dramatische Poesie der Deutschen haben, wenn zur Zeit des romantischen Minnegesangs der ritterliche Geschmack an den Höfen der deutschen Fürsten dramatische, wenn denn auch nur geistliche Spiele begünstigt hätte. Aber als solche Spiele bei den Deutschen eine Art von litterarischer Cultur zu erhalten anfingen, hatten die Fürsten und Herren in Deutschland

x) Ich habe dieses dürftige Fragment aufgesucht (Vergl. Adelung's Verzeichniß der schwäb. Dichter) in des Marburgischen Theologen Dieterichius Specimen antiquitatum biblicarum (Marburg, 1642, in 4) p. 122. Es hier mitzutheilen, lohnt sich nicht der Mühe.

land fast alles Interesse für poetische Geistesfreuden verloren.

* * *

Zu den merkwürdigsten poetischen Erscheinungen in der deutschen Litteratur aus den letzten Jahren des dreizehnten und den ersten des vierzehnten Jahrhunderts gehören mehrere Gedichte in niederdeutschen Dialekten. Eben um ihres Dialekts willen ist es interessant, sie in einer besondern Reihe zusammen zu stellen. Denn die litterarische Cultur der Deutschen im Ganzen war von ihrer Entstehung an, wie wir gesehen haben, an die ober- oder hochdeutschen Dialekte geknüpft, unter denen im dreizehnten Jahrhundert der schwäbische zur herrschenden Dichtersprache wurde. Daß der romantische Minnegesang der schwäbischen Dichter in niederdeutschen Dialekten nachgeahmt worden, ist oben erzählt [xx]). Aber die Blüthenzeit der deutschen Poesie in den niederdeutschen Dialekten scheint erst damals angefangen zu haben, als nach dem Aussterben des schwäbischen Kaiserhauses der schwäbische Dialekt aufhörte, die Modesprache der Poesie in allen Gegenden von Deutschland zu seyn. Und gerade damals, als alle deutschen Provinzialdialekte eine gewisse Cultur erhielten, weil keiner dem andern nachstehen wollte, war die Ritterpoesie der Deutschen schon im Sinken. Daraus erklärt sich denn leicht, warum von eigentlichen Minneliedern nur noch einzelne Proben in niederdeutschen Dialekten aufgefunden sind, von großen epischen Gedichten aber auch noch nicht einmal eine Probe.

Die

xx) S. oben Seite 55, und Seite 127.

Die meisten aus den Handschriften wieder hervorgezogenen Gedichte in alter niederdeutscher oder plattdeutscher Sprache gehören in das Fach der kleineren Erzählungen, der Legenden, und besonders der didaktischen Poesie. Ueber die Eigenthümlichkeit dieser niederdeutschen Gedichte wird erst dann bestimmter geurtheilt werden können, wenn man genauer wissen wird, welche von ihnen ursprünglich in einem niederdeutschen Dialekte verfaßt, und welche, wie zum Beispiel der niederdeutsche Reinner [y]), nur Uebersetzungen und Umarbeitungen hochdeutscher Originale sind [z]). Vielleicht ist nicht einmal eines von denjenigen unter ihnen, die ursprünglich der französischen oder provenzalischen Litteratur angehören, unmittelbar nach dem Französischen oder Provenzalischen bearbeitet, zum Beispiel die schon oben angeführte niederdeutsche Erzählung Flos und Blankeflos, und eine andere, sehr anziehende, echt romantisch naive, die den Titel Studentenglück erhalten hat [a]). Unter den bis jetzt bekannt gewordenen dieser niederdeutschen Erzählungen gehören in das Fach der Legenden: das Gedicht Zeno oder von den drei Königen; die Geschichte des heil. Marinus; die

y) Vergl. oben Seite 253., Anmerk. c.

z) In jedem Falle würde es sehr voreilig seyn, alle noch ungedruckten niederdeutschen Gedichte dieses Zeitraums nach denen beurtheilen zu wollen, die Hr. Bruns aus einer Wolfenbüttelischen Handschrift herausgegeben (S. oben Seite 139., Anmerk. d.), oder nach denen, die Hr. Eschenburg in seine Denkmäler aufgenommen hat.

a) S. die eben angeführten Sammlungen; das Studentenglück in Eschenburg's Denkmälern.

die Reisen des heil. Brandanus; der Theophilus [b]). Diese frommen Wundermährchen sind nicht ohne alles poetische Verdienst [c]). Aber die abergläubische Frömmigkeit hatte doch sichtbar an ihrer niederdeutschen Bearbeitung weit mehr Antheil, als das Interesse für dichterische Schönheit. Daher folgen sie auch entweder gewissenhaft, und Schritt vor Schritte, der lateinischen Legende [d]), oder sie treiben das Wunderbare bis zum Sinnlosen und Abgeschmackten. Die Reisen des heil. Brandanus scheinen von dem niederdeutschen Erzähler recht eigentlich in der Absicht nach der lateinischen Legende bearbeitet zu seyn, um frommen deutschen Christen durch ein ungeheueres Beispiel zu zeigen, daß nichts so unglaublich und dabei so sinnlos und abgeschmackt sey, was der Christ unter gewissen Umständen nicht glauben müsse [e]). Um so merkwürdiger sind diese Gedichte als Beiträge zur Geschichte der Denkart des Zeitalters. Ein historisches, halb hoch-, halb niederdeutsches, durch ein Fragment bekannt gewordenes Gedicht des cölnischen Stadtschreibers Gobert Hagen, im

b) Alle diese poetisirten Legenden finden sich in der von Hrn. Bruns herausgegebenen Sammlung.

c) Doch wüßte ich aus ihnen kein glänzendes Beispiel anzuführen.

d) Hr. Bruns (Siehe a. a. O.) hat gezeigt, wie genau diese niederdeutschen Erzählungen den Legenden in den Actis Sanctorum folgen.

e) Daher diente dieses ungeheure Wundermährchen, nachdem es selbst den herzhaftesten Gläubigen anstößig geworden war, noch immer zur Unterhaltung. Zu diesem Zwecke findet es sich in Rollenhagen's Wunderbarlichen Reisen durch die Luft u. s. w. (Magdeburg, 1603, in 4.).

im cölnischen Dialekte, hat denselben Zweck und Charakter, wie jene Legenden [ee]).

Wie um dieselbe Zeit die didaktischen Dichtungsarten in niederdeutschen Dialekten cultivirt wurden, zeigen uns in den gedruckten Sammlungen Der Baumgarten, eine Aufzählung der Tugenden eines treuen Liebhabers, in der Form eines allegorischen Traums; die Rathsversammlung der Thiere, eine Art von Fabel, in welcher jedes Thier dem Löwen einen moralischen, oder politischen Rath giebt; das Lob der Frauen, in niederdeutschen Versen didaktisch, nicht lyrisch besungen [f]); ein Gespräch über die Liebe, ihre Lei-

ee) S. das Fragment bei Bruns, Seite 99.

f) Alle diese niederdeutschen Gedichte finden sich bei Bruns am a. O. Nur aus dem Lobe der Frauen mag hier eine Stelle zur Probe stehen:

Harpen, rotten, vedelen, pypen
Un wat me mach up seiden gripen
Geven ut ore soten wise:
Noch soter is en vruwe to prise.
Wif is vor alle swere gut,
Wif gift hogen mot,
Wif is en soverynne
Mannes torne un boser synne,
Wif is en sote anevank,
Wif bringet mennich gut gedank,
Wif is der doget eyn vorspan,
Wif alle vrauden bringen kan,
Wif is en bloende rose
Alse de leve sittelose,
Wif is en spegel der rentcheit,
Dar alle kuscheit ane steit.
Wy dem angere scolde sucker stan,
Dar de werden vruwen hen gan.
Nen man kan to vullen seriven,
Wat wunne kumpt van werden wiven.

Leiden und Freuden, als neue Ausführung eines Capitels, das in der alten romantischen Literatur sehr oft abgehandelt ist [s]).

Wie es gekommen, daß mit diesen niederdeutschen Gedichten aus den letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts und den ersten des vierzehnten nicht auch der Nahme eines niederdeutschen Dichters bekannt geworden ist, verdiente eine genauere Untersuchung. So einheimisch, wie im südlichen Deutschland, scheint im nördlichen die romantische Ritterpoesie selbst damals nicht geworden zu seyn, als noch niederdeutsche Fürsten und Herren im schwäbischen Dialekte sangen. Das kältere Blut des Niederdeutschen begünstigte vermuthlich schon damals mehr die didaktischen und satyrischen Dichtungsarten, als die lyrischen und epischen im Geiste des ritterlichen Enthusiasmus. Deßwegen scheint die romantische Poesie auch nicht eher im nördlichen Deutschland recht beliebt geworden zu seyn, als bis sie jenem Enthusiasmus zu entsagen, und sich auf ruhige Frömmigkeit, Moral, und Satyre zu beschränken anfing.

Zweite Abtheilung.

Geschichte der deutschen Poesie seit dem Emporkommen des bürgerlichen Meistergesangs im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert.

Wie der ritterliche Liebes- und Heldengesang in den bürgerlichen Meistergesang überzugehen anfing;

s) Abgedruckt in Eschenburg's Denkmälern.

anfing; ist schon oben erzählt [h]). Aber die völlige Entwickelung dieser Abart der alten romantischen Poesie der Deutschen fällt in das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert.

Da zwischen dem sogenannten Minnegesange und dem Meistergesange ursprünglich gar kein Unterschied war, so läßt sich auch der Anfang derjenigen Art zu dichten, oder vielmehr Verse zu machen und abzusingen, die wir jetzt im besonderen Sinne den Meistergesang oder die Meistersängerei nennen, nicht anders erzählen, als durch Anzeige des Ursprungs jener statutarischen Einrichtungen, die den Nahmen Singeschulen erhielten. Denn an der Entstehung und dem Flor dieser Singeschulen hängt Alles, was den Meistergesang, den wir jetzt so nennen, von dem Minnegesange wesentlich unterscheidet. Aber gerade auf diesem Theile der Geschichte des alten Meistergesanges liegt ein Dunkel, das noch durch keine historischen Nachforschungen zerstreuet ist, und auch schwerlich zerstreuet werden wird [i]). Die Meistersänger

h) Vergl. oben Seite 210., und die dort angeführte interessante Schrift von Hrn. Grimm.

i) Die Abhandlung über den alten Meistergesang von Häßlein in dem Magazin Bragur (Band III.) bringt uns hier in der Hauptsache nicht weiter, als wir schon durch den Juristen Wagenseil gebracht waren, dessen bekannte Nachrichten Von der Meistersinger holdseliger Kunst (als Zugabe zu seinem Werke De civitate Norimbergensi, Altorf. 1697, in 4.) sich auf die früheren von Puschmann, Spangenberg und Anderen beziehen. Ein gutes Verzeichniß dieser und anderer hierher gehörenden Schriften über den alten Meistergesang ist zu finden in Blankenburg's Zusätzen zu Sulzer's Wörterbuche, unter dem Artikel Dichtkunst.

sänger selbst führten, einer alten Sage getreu, die Geschichte ihres sonderbaren litterarisch-musikalischen Instituts bis auf die Zeiten des Kaisers Otto I. im zehnten Jahrhundert zurück; und nach Allem, was die historische Kritik gegen diese, freilich durchaus unsichere Notiz erinnert hat, bleibt gar wohl möglich, daß schon in so frühen Zeiten, als eben das städtische Wesen in Deutschland sich zu bilden anfing, aber doch auch schon die Nonne Roswith zu Gandersheim lateinische Verse machte, Freunde des vaterländischen Gesanges in den emporkommenden Städten sich zu einer Gesellschaft vereinigten, deren Zweck war, fromme Lieder zu singen, die der Geistlichkeit nicht mißfielen, und dem Volksgeschmacke zusagten. Eine gewisse Regel dieses Gesanges konnte, wie damals Alles in den Städten sich regelte, unentbehrlich scheinen, um Ordnung zu erhalten, damit das Institut nicht verwildere. Und da der deutsche Adel damals noch lange nicht so scharf abgeschnitten von dem Bürgerstande war, wie in den folgenden Jahrhunderten, so konnten ohne Bedenken auch Adlige, die sich des Gesanges befliſſen, Mitglieder dieser Gesellschaft werden, ohne übrigens auf ihre Standesvorrechte Verzicht zu thun. Wahrscheinlicher aber ist doch, daß diese Institute, deren Geschichte bis zum vierzehnten Jahrhundert im Dunkel liegt, erst im zwölften Jahrhundert, also gerade damals sich bildeten, oder wenigstens einer festen Regel sich unterwarfen, als die Kreuzzüge veranlaßten, daß der romantische Liebes- und Heldengesang der Provenzalen von deutschen Rittern nachgeahmt wurde. Dieses scheint die Zeit zu seyn, von welcher die späteren Meistersänger fabelten, daß ihre Kunst von

zwölf

zwölf Dichtern zugleich erfunden worden, deren keiner um die Bemühungen des andern gewußt k). Das Verzeichniß dieser zwölf Apostel des Meistergesanges beweiset nun freilich, wie unwissend in der Chronologie die guten Meistersänger waren; denn da wird einer der früheſten Minnesinger, der treffliche Walther von der Vogelweide, ein Landherr l), mit dem Doctor Heinrich Frauenlob m) und dem Schmid Barthel Regenbogen n) als gleichzeitiger Mit-Erfinder des Meistergesanges genannt. Aber eben dieses Verzeichniß läßt doch fast vermuthen, daß zu den Zeiten Walther's von der Vogelweide das Institut des Meistergesangs schon geblühet, und daß Walther ein Mitglied desselben gewesen. Daß nachher die meisten ritterlichen Minnesinger, besonders die fürstlichen unter ihnen, nicht geneigt seyn mochten, bei aller ihrer Liebe zur Musenkunst, mit den singenden Handwerkern in den Städten gemeine Sache zu machen, läßt sich von der Denkart des Zeitalters auch wohl erwarten. Gleichwohl ist den bürgerlichen Meistersängern, die meistens Handwerker waren, nie einzufallen, ihr Institut für eine Handwerks-Innung, oder gemein-bürgerliche Verbrüderung anzusehen, oder einen wesentlichen Unterschied zwischen ihren Meistergesängen und den von uns sogenannten Minneliedern der Fürsten, Herren, und Gelehrten anzuneh-

k) S. bei Wagenseil, Seite 503. die Notiz und das Verzeichniß.

l) Vergl. oben Seite 107.

m) Vergl. oben Seite 235.

n) Vergl. oben Seite 233.

zu nehmen. Darum trugen diese Meistersänger in ihre Gesangbücher ohne alles Bedenken auch die Lieder der ritterlichen Minnesinger ein, wenn sie zu ihren Melodien paßten und ihrem Geschmack zusagten o). Eben so wenig scheinen die ritterlichen und fürstlichen Minnesinger ihre Lieder jemals für solche angesehen zu haben, die von denen der Meistersänger wesentlich und gleichsam standesmäßig verschieden wären. Die Geschichte des poetischen Wettstreits zur Wartburg erzählten die Meistersänger mit abergläubischen Zusätzen als eine Angelegenheit ihres Instituts p). Das Wesen dieser Poesie war ja auf das engste verbunden mit der metrischen Form; und um die Cultur dieser metrischen Form erwarben sich wahrscheinlich schon im zwölften Jahrhundert die Meistersänger in den Singeschulen das meiste Verdienst. Daher blieb ihnen auch vorbehalten, diese Form, wie einen ehrwürdigen Leichnam, so sorgfältig aufzubewahren, als die poetische Kraft, die ihn beseelt hatte, erloschen war. Sie waren also eigentlich Meister der Form des alten romantischen Gesanges. Den ritterlichen Nachahmern der Provenzalen war wenig daran gelegen, ob die Versarten ihrer Poesie provenzalischen, oder deutschen Ursprungs seyn mochten. Auch uns kann ziemlich gleichgültig seyn, ob die dreitheilige Form

o) Darum wird die Manessische Sammlung von Minneliedern vorzüglich aus den schon aufgefundenen und noch aufzufindenden alten Meistergesangbüchern zum Beispiel dem Colmarischen, vermehrt und vielleicht verbessert werden müssen. Man sehe auch das alte Meistergesangbuch im zweiten Theile von Müller's Sammlung.

p) S. bei Wagenseil, Seite 510.

form des kunstmäßigen Meistergesanges, originali deutsch, oder ob sie durch eine leichte Umänderung der Form des provenzalischen Sonetts entstanden ist; denn große Dinge sind in der deutschen Poesie durch alle diese Formen nicht ausgerichtet.

Eine falsche Vorstellung macht man sich von dem alten Institute des deutschen Meistergesanges, wenn man es sich als eine förmliche Zunft oder Handwerks-Gilde denkt, in der es Meister, Gesellen, und Lehrlinge gegeben habe. Zunft- und handwerksmäßig genug war die förmliche Einrichtung des Ganzen; aber doch war dieses Ganze in den Augen der Mitglieder des Instituts selbst, und zum Theil auch in der That, mehr eine poetische Akademie, als eine Gilde. Die Gesellschaft der Meistersänger erkannte in ihrer Mitte keinen Meister an, denen die übrigen als Gesellen, oder Lehrlinge, untergeordnet gewesen wären. Sie selbst nannten sich unter einander bescheiden, nach uralem Gebrauch, Liebhaber des deutschen Meistergesangs, aber nie Meister [q]). Die Meisterschaft, nach der sie strebten, war die poetische, oder was sie dafür hielten. Wer den Regeln gemäß, deren Inbegriff die Tabulatur hieß, einen Gesang gemacht und abgesungen hatte, wurde als Dichter zu den Meistern in eben dem Sinne gezählt, wie jeder Andere, wer in seiner Art etwas Meisterhaftes gethan, oder gemacht hatte. Ob er ungleich ein Meister Schuster, oder Schmid, oder Weber war, oder ein Doctor und Magister, oder in Reichsbaron, darauf kam in dieser poetischen Akademie

q) S. Wagenseil am a. O. Seite 502.

Akademie nichts an. Zur Ehre rechneten es sich die Meister Handwerker ohne Zweifel, unter den Mitgliedern ihres Instituts Doctoren der Theologie nennen zu können, wie Heinrich Frauenlob oder Dichter vom adligem Geblüte, die sich des Meistergesanges nicht schämten. Aber das Institut sollte darum eben so wenig ein bürgerliches seyn, als ein gelehrtes, oder adliges. Also hatte auch der Magistertitel auf die Meisterschaft die in der Singeschule ein Ansehen gab, gar keine Beziehung. Die Musenkunst allein sollte den Rang in dieser Schule bestimmen.

Das Institut des deutschen Meistergesanges ist schon dadurch merkwürdig, daß es einzig in seiner Art ist. Denn Handwerker waren doch die Männer, die es, wenn auch nicht stifteten, doch aufrecht und im Flor erhielten. Von einer solchen Verbrüderung von Handwerkern zur Aufrechthaltung der vaterländischen Poesie findet sich bei keiner andern Nation ein Beispiel. Das Institut kam daher auch erst dann recht in Aufnahme, als der bürgerliche Wohlstand der deutschen Städte auf's höchste stieg r). So cultivirte Schuster, Schneider, Schmide und Weber, als man zu Mainz, Straßburg und Nürnberg während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts fand, konnten sich damals schwerlich in einem andern europäischen Lande versammeln. Die strenge Rechtlichkeit, auf welche die deutschen Handwerks-Innungen und Zünfte hielten, wurde auch jedem Meistersänger durch die Regel des Instituts zur Pflicht gemacht. Daher hielten sich diese Meistersänger sorgfältig abgesondert

r) Vergl. oben Seite 191 ff.

esondert von den Spruchsprechern, einer Art on Improvisatoren, die um dieselbe Zeit, als der Meistergesang in Aufnahme kam, durch extemporirte Einfälle in Versen und in Prose bei Feierlichkeiten und Gastmählern, für Geld, die Gesellschaft ergötzten. Von diesen Spruchsprechern soll sogleich nachher in diesem Theile der Geschichte der deutschen Poesie weiter die Rede seyn. Das Institut des Meistergesangs behauptete immer eine gewisse Würde. Die Singeschulen waren feierliche Zusammenkünfte *). Die öffentliche Achtung, in der die Meistersänger standen, wurde noch erhöhet durch die Aufmerksamkeit, die ihnen der Kaiser selbst erwies. Carl IV., der sich gern als Beschützer der Künste und Wissenschaften zeigte, ertheilte den Meistersängern von neuem ein stattliches Wappen, den fürstlichen und ritterlichen ähnlich, da das alte Wappen, das die Gesellschaft von Kaiser Otto I. erhalten haben wollte, einer Erneuerung und Vervollkommnung zu bedürfen schien. Von dieser Seite, der bürgerlichen und moralischen, angesehen, verdient das Institut des deutschen Meistergesanges immer mit Achtung genannt zu werden. 113

Wenn wir nun aber lernen, wie die Meistersänger in ihren Singeschulen die Vervollkommnung der deutschen Poesie betrieben; wie sie, immer in der Meinung, das Höchste der Musenkunst vor Augen

*) Wer kann ohne ein schönes moralisches Interesse diese rechtlichen und stattlichen Meistersänger betrachten, wie sie in dem Gemählde von Franz Hein zu sehen sind? S. die Abbildung einer Singeschule vor dem Magazine Bragur, Band III.

gen zu haben, dieses Höchste in nichts Anderem suchten, als in einer schulgerechten Reimkunst und Sylbenstecherei; wie handwerksmäßig sie diese Kunst ausübten; und mit welcher Wichtigkeit sie alle die Kleinigkeiten behandelten, die nur da, wo sie mit wahrer Poesie in Verbindung treten, nicht ohne poetische Bedeutung sind; wenn wir von dieser Seite des Geistes und Geschmacks das Institut des Meistergesanges und seine Producte würdigen, so können wir auch den Spott, mit dem es in den folgenden Jahrhunderten überschüttet wurde, nicht ungerecht finden. Eine geistlosere Reimerei, als diejenige, die in den Schulen dieser Meistersänger zunftmäßig getrieben wurde, hat es nie gegeben. Wer die Geschichte der Poesie zum Gegenstande einer besondern Liebhaberei gemacht hat, den mag es interessiren, die ganze Tabulatur der Meistersängerei, und die Einrichtung der Singeschulen, deren strenges Gesetz die Tabulatur war, und die vollständige Construction eines förmlichen Meistergesanges, den man einen Bar nannte, und alle die Töne oder Versarten, in denen sich der Bar moduliren ließ, und die Nahmen und Theil aller dieser Versarten, genauer kennen zu lernen. Wer aber in der Geschichte der Poesie vorzüglich nur die Regungen und Aeußerungen des Genies und die Bildung des Geschmacks mit kritischer Aufmerksamkeit begleitet, für den mögen wenige Notizen, die Tabulatur des förmlichen Meistergesanges und die Einrichtung der Singeschulen betreffend, mehr, als genug, seyn ss).

Es

ss) Die bei Wagenseil abgedruckte Tabulatur der Meistersänger

Es ist ungewiß, woher das Wort **Bar** stammt, mit dem man im Institute des Meistergesanges ein Product bezeichnete, das der Tabulatur gemäß war. Auf den Geist, oder die Geistlosigkeit, eines solchen Products kam dabei gar nichts an. Die metrische Form eines Bars war immer lyrisch, damit er wie ein Lied abgesungen werden konnte. An die Stelle lyrischer Gedanken und Gefühle traten aber ganz gewöhnliche moralische und christliche Betrachtungen und Lehren, biblische Historien, weltliche Notizen, und was man nur irgend ohne allen Schwung der Phantasie in Versen zu sagen Lust hatte, vorausgesetzt, daß es nicht unsittlich oder unchristlich war. Die Versarten oder **Gebäude**, wie sie in der Tabulatur hießen, waren zum Theil der Willkür des Dichters oder Reimers überlassen, zum Theil aber auch geregelt nach gewissen Mustern, die für classisch angenommen waren. Einige dieser Versarten stammen ohne Zweifel aus den schönsten Zeiten des Minnegesangs; andere wurden später erfunden; und die Vermehrung dieser Versarten durch eine neue, die den Gesetzen des Meistergesanges entsprach, und von der Schule angenommen wurde, war der größte Ruhm, den man sich als Meistersänger erwerben konnte. Die Versart mit ihrer Melodie hieß dann ein neuer **Ton**. Solcher **Töne**, die von den Meistersängern als classisch angenommen waren, zählte man in den späteren Zeiten **über zweihundert**. Sie waren nach der Zahl

sterſänger ist nach der von **Adam Puschmann** im J. 1572 herausgegebenen, und nach andern mit dieser verglichenen, gefertigt.

Zahl der Reimzeilen in Classen abgetheilt; und jeder verewigte in der Singeschule den Nahmen seines Erfinders, wie zum Beispiel der kurze Ton Barthel Regenbogen's; die Rosmarinweise Hans Findeisen's; die schwarze Tintenweise des Magisters Ambrosius Metzger; der geile und der lange Ton Heinrich Frauenlob's; der frische Ton Hans Vogel's; die geblümte Paradiesweise Joseph Schmierer's t). Die Tabulatur erlaubte auch, mehrere dieser Töne in verschiedenen Strophen des Meistergesanges zu verbinden. Solcher Strophen hatte der Meistergesang zuweilen nur drei. Sollte aber das metrische Gebäude in langen Strophen recht kunstmäßig ausgebauet seyn, so war es in Stollen oder Absätze zertheilt, aus denen die beliebte Dreiheit auf eine besondere Art construirt wurde. Die Anzahl der Strophen war dann der Willkür überlassen, aber die Strophe selbst so construirt, daß erstens ein Satz oder Gesätz, aus zwei oder mehreren Stollen nach gleicher Melodie bestehend, voranging, dann nach einer andern Melodie ein Abgesang folgte, und endlich noch ein Stoll oder Stollen den Beschluß machen durfte u).

Mit

t) Bei Wagenseil ist das lange Register dieser Meistergesangstöne zu finden.

u) Wagenseil giebt folgendes Beispiel der vollständigen Form eines Meistergesanges.

Stoll.

1. Wer seine Hoffnung hat auf Gott gesetzet,
Derselbige wird nicht zu Spott,
Ja dessen Glaub niemalen wird verletzet,
Dem hilfft der fromm und liebe Gott.

2. Hin-

Mit der griechischen Abtheilung der Chorgesänge und der pindarischen Oden in Strophen, Antistrophen, und Epoden hat das Stollengebäude der deutschen Meistersänger nur eine entfernte Aehnlichkeit. Durchaus unähnlich den griechischen Versarten ist der ganze metrische Mechanismus des Meistergesanges in seinem Innern; denn die Tabulatur

2. Hingegen aber der, so sein Vertrauen
Nicht setzen wil in Gottes Macht
Der kan nicht anders als auf Sande bauen,
Und wird von jedermann verlacht.

Abgesang.

Dann weilen er hat seinen Gott verlassen,
Und seinen Abgott sucht,
So bleibt er fort verflucht,
Und wil ihn Gott auch hier mit nichten fassen,
Ja läst ihn billig sinken,
Auch für sich selbst ertrinken:
Darum O Christ,
So klug du bist,

Stoll.

Befleisse dich auf Gott allein zu hoffen,
So gehts dir hier und dorten wol.
Und wirst es haben ewig wol getroffen,
Und sey der Himmels-Freuden vol.

Dieses Beispiel ist entweder das Werk eines spätern Meistersängers, vielleicht erst aus dem siebzehnten Jahrhundert, oder doch in die Sprache des siebzehnten J. H. übertragen. Leicht lassen sich aus den Werken der früheren Meistersänger Beispiele wählen, die wenigstens nicht so durchaus prosaische Reimerei sind. Aber es kam hier vorzüglich nur auf ein meistersängerisches Muster der Versart an. Und gerade eine solche Probe, wie diese, ist die beste, wo der wesentliche und charakteristische Unterschied zwischen dem ritterlichen Minnegesange und der bürgerlichen Meistersängerei in voller Klarheit hervorleuchten soll.

nur erklärte ausdrücklich, daß auf eigentliches Maß, das heißt, auf Länge und Kürze der Sylben, gar nichts ankomme, wenn die Sylben nur richtig abgezählt waren. Was also in den früheren Zeiten der romantischen Poesie der Deutschen nur Vernachlässigung der wahren Natur der deutschen Sprache gewesen war, das wurde nun durch die Meistersängerei zum Gesetz. Anstatt den schönen Rhythmus, der in der deutschen Sprache liegt, und der schon von manchem Minnesinger glücklich hervorgehoben war, weiter zu entwickeln und auszubilden, arbeitete der Meistergesang durch willkürliche Formen dem wahren Geiste der deutschen Prosodie geradezu entgegen. Also auch das einzige Verdienst, das sich die Meistersänger um die nationale Poesie gestissentlich erwerben wollten, die metrische Bildung der Sprache, mißlang ihnen in einer Hauptsache. Mit ihrer Unterscheidung der klingenden oder weiblichen Reime von den stumpfen oder männlichen war unter diesen Umständen wenig geholfen. Ihre Schlagreime, wie sie die Verbindungen nannten, wo unmittelbar Wort auf Wort gereimt wird, waren schon in den früheren Zeiten bei den Minnesingern sehr gemein gewesen und oft genug gemißbraucht worden.

Auch die übrigen Verdienste, die sich die Meistersänger nach den Forderungen ihrer Tubulatur um die deutsche Poesie erworben haben, sind sehr geringe. Die Tabulatur lieferte ein Register von Fehlern, das man für den Anfang der Kritik in der schönen Litteratur der Deutschen ansehen möchte. Mehrere dieser, mit zunftmäßigen Kunstnahmen bezeichneten Fehler, deren sich ein Meistersänger

fänger nicht schuldig machen durfte, betrafen nur das öffentliche Absingen des Meistergesanges. Sie gehen also die Poesie selbst nichts an. Die sorgfältige Vermeidung anderer dieser Fehler, welche wenigstens die Sprache und den Styl angehen, konnte allerdings etwas dazu beitragen, in den Ausdruck der alltäglichen Gedanken, die in der Form eines Meistergesanges zusammengereimt wurden, eine gewisse grammatische Bestimmtheit zu bringen. Verboten waren zum Beispiel falsches Latein, oder unschickliche Einmischung lateinischer Wörter und Reimzeilen; blinde, das soll heißen unrichtig bezeichnende, Worte; verstümmelte oder Halb-Worte; Kleb-Sylben, das ist, unrichtige Zusammenziehung mehrerer Sylben in eine; Milben oder Wörter, die um des Reims willen verstümmelt waren; und dergleichen Fehler mehr. In einigen dieser durch die Tabulatur ausdrücklich verbotenen Fehler zeigt sich eine übertriebene, das Geschäft des Reimens unnützerweise erschwerende Strenge. Diphthongen auf reine Vocale zu reimen, eine Freiheit, die sich die deutschen Dichter in den neueren Zeiten ohne Bedenken genommen haben, weil die deutsche Sprache sonst gar zu arm an Reimen seyn würde, hieß bei den Meistersängern vorzugsweise ein Laster. Die Klarheit des Styls zu erhalten, verbot man sehr zweckmäßig blinde Meinungen oder undeutlich ausgedrückte Gedanken. Auf die Gedanken selbst nahm die meistersängerische Kritik nur diese einzige Rücksicht, daß sie falsche Meinungen verbot. Mit diesem Nahmen bezeichnete sie, wunderlich genug, Alles, was gegen die Religion und die Sittlichkeit zu seyn schien. Wer so etwas zu singen sich erlaubt hatte, wurde,

nach

nach den Umständen, hart getadelt, oder gar aus der Schule geschafft. Er hatte sich, sagte man, versungen.

Noch weniger Interesse haben für den litterarischen Geschichtsforscher die statutarischen Einrichtungen, durch die man in den Singeschulen der Meistersänger Ordnung zu erhalten und den Zweck des Instituts zu erreichen suchte. Wie die Sänger sich versammelten; wie sie sangen; wie die gewählten Merker oder Vorsteher der Gesellschaft aufmerkten, und die begangenen Fehler bestraften; wie die aufzunehmenden Candidaten in der Singeschule examinirt wurden, und zur Probe singen mußten; wie derjenige, der statutenmäßig meisterhaft gesungen hatte, mit einer silbernen Halskette geziert wurde, an welcher der König David mit der Harfe hing; wie die Büchsenmeister die gemeinsame Casse zu verwalten hatten; alle diese Einrichtungen genauer kennen zu lernen, muß man sich an die Beiträge zur Sittengeschichte der Deutschen werden x).

Aus sittlichen Gründen mußte denn auch den ehrbaren Meistersängern daran gelegen seyn, sich nicht mit den Spruchsprechern, die für Geld die Gesellschaften durch extemporirte Verse und Einfälle ergötzten, verwechselt zu sehen. Kein Meistersänger sang für Geld. Auch wenn er der munterste Kopf war, ließ er sich nicht als Lustigmacher gebrau-

x) Als ein solcher Beitrag zur Sittengeschichte ist auch die schon oben angeführte Abhandlung über die Kunst der Meistersänger von Häßlein, im 3ten Bande des Magazins Bragur, schätzbar.

gebrauchen. Abgerechnet aber ihre bürgerliche Würde, hatten die Meistersänger gar keine Ursache, auf die Spruchsprecher herab zu sehen. Diese lustigen Improvisatoren hatten von der Poesie, die moralischen Beziehungen ausgenommen, keine besseren, aber auch keine schlechteren Begriffe, als die Meistersänger. Jenen, wie diesen, galt Reimerei für Poesie. Die Reimerei der Spruchsprecher war nur kunstloser, nachlässiger, ungezwungener. Ihre Kunst mit Glück auszuüben, bedurften sie eines Talents, das dem Meistersänger entbehrlich war; denn die Reimerei nach der Tabulatur des Meistergesanges ließ sich wie ein Handwerk lernen; aber durch Verse aus dem Stegreif die Gesellschaft angenehm unterhalten, selbst wenn es eine gemeine Bürgergesellschaft war, konnte nur der muntere Kopf, den die Natur besonders dazu ausgerüstet hatte. Ein rechter Spruchsprecher mußte bei Hochzeitsschmäusen und andern fröhlichen Gastmählern auf Verlangen jedes Gastes einem jedem improvisatorisch etwas Treffendes in Versen sagen oder ihn anstechen können. Aber die deutsche Poesie gewann bei dieser Spruchsprecherei am Ende noch weniger, als bei der ehrbaren Meistersängerei. Daß Leuten von niedrigem Stande — denn solche waren die Spruchsprecher sämmtlich — die Sprache in Versen, so zu Gebote stand, und daß sie sich einer Art von Geistescultur erfreueten, die dem gemeinen deutschen Bürgersmanne in neueren Zeiten völlig fremd geworden ist, verdient in der Geschichte der deutschen Poesie ohne Zweifel als eine Nationalmerkwürdigkeit angeführt zu werden. Aber nicht einmal als witzige Köpfe, noch weniger als Dichter, haben sich diese Spruchsprecher über das Rohe und Gemeine

meine erhoben. Berühmt ist keiner von ihnen geworden, bis im sechzehnten Jahrhundert Wilhelm Weber zu Nürnberg sich in der Spruchsprecherkunst so hervorthat, daß er, selbst eines Spruchsprechers Sohn, als seine Vorgänger verdunkelte. Und eben aus der armseligen Reimerei dieses bewunderten Wilhelm Weber können wir auf den Geistesgehalt seiner weniger gepriesenen Collegen schließen. Den platten Spaß einiger Nürnberger, die, um sich an ihm wegen seiner Stichelleien zu rächen, ihn bei Nacht in ein durch die Stadt fließendes Wasser, genannt der Fischbach, geworfen hatten, wußte er ihnen mit nichts Besserem, als einigen eben so unwitzigen Alltagsreimen zu vergelten y). Daß er in eben solchen Reimen berichten konnte, wie er in Altorf auf eine spaßhafte Art zum Doctor oder Magister promovirt worden, scheint seine Zeitgenossen ungemein ergötzt zu haben z). In der allgemeinen Geschichte der neueren

y) Diese Reime, die man als merkwürdig aufbewahrt, lauten:

Herr Gott, du gerechter Richter,
Der du bei der Nacht kennst alle Gesichter,
Thue mir doch so viel zu lieb,
Sage mir, wer seyn die drei Dieb,
Die mich haben in Fischbach getragen,
Daß ich sie kann bei meiner Obrigkeit verklagen.
So werd ich wieder fröhlich seyn und wacker lachen,
Wann man sie straft, daß ihnen der Herzbendel thut krachen.

Nach solchen Proben der Plattheit den Producten der Spruchsprecher weiter nachzuspüren, muß doch wohl den Liebhabern überlassen bleiben.

z) Der ganze gereimte Bericht, den Wilhelm Weber über

neueren Poesie mag es genug seyn, der gesammten Spruchsprecherei, die vorzüglich in Nürnberg einheimisch gewesen zu seyn scheint, ein Mal im Vorbeigehen erwähnt zu haben a).

Zur genaueren Geschichte des eigentlichen Meistergesangs, der in der Meinung seiner Verehrer hoch über die Reime der Spruchsprecher erhaben war, fehlen uns noch wesentliche Notizen. Wir wissen im Allgemeinen, daß dieser statutarische Gesang zuerst in Mainz emporkam. Dort stimmte schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der geistliche Herr Heinrich Frauenlob mit dem Schmide Meister Barthel Regenbogen seine bewunderten Wettgesänge an. Dann scheint das Institut besonders zu Straßburg geblühet zu haben. Zu Colmar waren, wie es scheint, besonders die Schuster dem Meistergesange zugethan. Wenigstens hat sich dort in den Archiven der Schusterzunft der Codex von Meister- und Minneliedern gefunden, der jetzt der Colmarische genannt wird. In keiner deutschen Reichsstadt aber erhielten die Meistersänger mehr Ansehen, als in Nürnberg, wo ihr Institut auch am längsten gedauert hat. Hier hielt man ihre Zusammenkünfte für so ehrwürdig, daß die Singeschule des Sonntags, nach geendigtem Gottesdienste, in der Kirche gehalten werden durfte, wo

über seine Doctorpromotion abgestattet hat, ist bei Wagenseil zu lesen, dem es nicht wenig Freude gemacht zu haben scheint, diesen Schatz aufgefunden zu haben.

a) Mehr darüber findet sich in Flögel's Gesch. der kom. Litteratur. Band I., wo auch eine Abbildung des Wilhelm Weber zu schauen ist.

wo denn, freilich, der Meistergesang auf geistlichen Inhalt eingeschränkt war. An andern Orten sollen die Meistersänger Wirthshäuser zu ihren Versammlungen gewählt haben. Diese allgemeinen Nachrichten vom Fortgange des Meistergesanges in Deutschland können ungefähr zeigen, wie das Institut sich verbreitete und erhielt. Wenn wir nun aber wissen wollen, wie denn während eines Zeitraums von länger, als zwei hundert Jahren, der Meistergesang sich ausbildete, veränderte, verbesserte, oder verschlimmerte, so verweisen uns die bis jetzt gesammelten Notizen gewöhnlich auf den berühmten Hans Sachs zurück, der doch erst im Jahre 1567, also nach Luther, starb, zu einer Zeit, da Luther's Kirchenrevolution schon eine merkliche Aenderung in der Denkart und Sprache der Deutschen bewirkt hatte. Und gerade in den vorhergehenden zwei Jahrhunderten, dem vierzehnten und funfzehnten, oder von Frauenlob bis auf Hans Sachs, erhielt der Meistergesang vorzüglich seine statutarische Bildung. Um die Geschichte des Meistergesanges in diesen beiden Jahrhunderten kann sich der Fleiß der Litteratoren, denen die alten Handschriften von Meistergesangbüchern und die Archive der ehemaligen deutschen Reichsstädte zugänglich sind, noch sehr verdient machen. Unter den mehr als tausend Liedern von Minne- und Meistersängern, die der bei der Schusterzunft zu Colmar aufgefundene Codex enthalten soll [b]), finden sich

b) S. das Magazin Bragur, Band I. Seite 380. Wahrscheinlich finden sich auch in den heidelbergischen Handschriften der vaticanischen Bibliothek noch Meistergesänge aus den früheren Zeiten. S. Adelung's des Jüngeren oben angeführte Nachrichten, I. Seite 303.

sich ohne Zweifel mehrere aus dem vierzehnten Jahrhundert; und gerade diese, die dem älteren Minnegesange noch am nächsten verwandt sind, sollten am ersten hervorgezogen werden. Dahin gehören die Meistergesänge von Heinrich von Muglin, der um das Jahr 1369 gelebt haben soll, und die von Muscablüt, den man in dasselbe Zeitalter setzt. Heinrich von Muglin, von adliger Familie, ist auch deßwegen merkwürdig, weil sein Nahme von den späteren Meistersängern durch einen für sie nicht anstößigen Anachronismus mit dem Nahmen Walthers von der Vogelweide in das Verzeichniß der angeblichen zwölf Stifter des Meistergesanges eingetragen wurde. Von dem Muscablüt wissen wir nicht einmal, wie er mit seinem eigentlichen Nahmen geheißen. Und von andern Meistersängern aus dem vierzehnten Jahrhundert wissen wir fast gar nichts c).

Auch die Meistersänger aus dem funfzehnten Jahrhundert sind entweder ganz in Vergessenheit gerathen, oder kaum mehr, als dem Nahmen nach, bekannt; zum Beispiel Conrad Harder; der

c) So eben, da diese Bogen schon abgedruckt werden sollen, erhalte ich noch das neueste Heft des Museums für altdeutsche Litteratur und Kunst (Band II. Heft 1.), wo Seite 296. einige satyrische, nicht sehr witzige Verse von Heinrich von Muglin, und ein liebliches, ganz im Geiste und in der Manier des echten Minnegesanges gedichtetes Lied von Muscablüt (Seite 189.), zu finden. Auch Nachträge zu den bisher bekannten Gedichten von Barthel Regenbogen sind hier aus der Colmarischen Handschrift mitgetheilt.

der Hulzing; Albrecht Lesch; Münch, von Salzburg; Peter Zwinger; Kunz Schneider; Conrad Ottinger[d]). Berühmter, als alle diese, machte sich Hans Folz aus Worms, Barbier zu Nürnberg, in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Außer einigen dramatischen Gedichten, deren unten besonders gedacht werden muß, soll er poetische, vermuthlich komische, Erzählungen und mehrere kleinere Sachen in Versen hinterlassen haben. Sie sind aber bis jetzt nur in Handschriften zu lesen [e]). Dieser Meistersänger interessirte sich auch für die Fortschritte der damals noch neuen Buchdruckerkunst. Er soll eine Privatdruckerei besessen haben. Sixt Buchsbaum, auch ein Meistersänger aus der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, empfahl sich der katholischen Christenheit besonders durch ein geistliches Lied unter dem Titel Unsrer lieben Frauen Psalter[f]).

Mehrere andere Meistersänger des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts würden keine besondere Aufmerksamkeit verdienen, wenn sie ihre Talente zur Dicht- oder Reimkunst auf den eigentlichen Meistergesang beschränkt hätten. Aber an Allem, was sie Interessanteres hervorgebracht, scheint die Brüderschaft der Meistersänger wenig Theil

d) Man sehe Koch's Compendium, und das oben öfter angeführte Verzeichniß von Hrn. Docen.

e) Da mir weder von den gedruckten, noch den ungedruckten Versen des Hans Folz etwas zu Gesicht gekommen ist, so muß ich auch hier auf die eben angeführten Repertorien verweisen.

f) S. Koch's Compendium, Band II. Seite 11.

Theil genommen zu haben. Sie mögen also mit den übrigen ihrer Zeitgenossen, die deutsche Verse machten, nach den Dichtungsarten geordnet werden, in denen sich der eine, oder der andere von ihnen, am meisten hervorgethan hat. Mit Hans Sachs, der dem sechzehnten Jahrhundert angehört, kann man diese Reihe schließen, oder eine neue anfangen.

* * *

1. Lyrische Gedichte scheinen außer denen, die nach der Tabulatur des Meistergesanges geformt und meistens geistlichen Inhalts waren, während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts gar manche, die aber, bis auf wenige, untergegangen sind, besonders von dem Volke, wenn denn auch nicht mehr an den Höfen, in Deutschland gesungen worden zu seyn. Nach diesen Liedern, die leicht mehr werth seyn mögen, als alle zunftmäßigen Producte der Meistersänger, müssen wir um so sorgfältiger forschen. Aber auch hier müssen bis jetzt nothdürftige Notizen die Stelle einer kritischen Anzeige vertreten. Wahrscheinlich sind mehrere deutsche Volkslieder, die im sechzehnten Jahrhundert gedruckt worden, im funfzehnten, oder vierzehnten entstanden. Andere, dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert gewiß angehörende deutsche Lieder müssen aus alten Chroniken und Handschriften hervorgezogen werden [g]). Besonders merkwür-

dig

g) Eine treffliche Vorarbeit zur Kenntniß dieses Theils der lyrischen Poesie der Deutschen findet sich in Koch's Compendium, Band II, Seite 69 ff. — Möchten doch

dig und lehrreich ist in dieser Hinsicht die Limburgische Chronik, die außer mehreren sehr interessanten Beiträgen zur Sittengeschichte auch Nachrichten von der deutschen Liederpoesie jener Zeit, und Proben von einigen damals gesungenen Liedern, aufbewahrt [h]). Aus dieser Chronik lernen wir, daß während des vierzehnten Jahrhunderts die Deutschen gegen Lieder, die nicht aus den Schulen des Meistergesanges stammten, gar nicht so gleichgültig waren, wie man, nach dem Absterben des romantischen Minnegesangs, glauben möchte. Selbst dieser Minnegesang war gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts noch nicht ganz ausgestorben, obgleich die Zeit, da er eine kaum übersehbare Menge von deutschen Dichtern und Sängern

die litterarischen Patrioten, die sich mit so vielem Eifer der deutschen Alterthümlichkeit annehmen, uns nun auch mit einer Sammlung echter und unveränderter deutscher Lieder aus dem vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten J. H. beschenken!

h) Ich kenne diese merkwürdige Chronik, auf welche Lessing zuerst aufmerksam machte (S. dessen Leben, Theil 3.) nur nach der neuen, aber auch ziemlich seltenen Ausgabe unter dem Titel Fasti Limpurgenses, d. i. Eine wohlbeschriebene Chronik ꝛc. gedruckt zu Wetzlar, 1720, in einem Octavbändchen. Lessing fand auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel die ältere, noch seltenere Ausgabe aus dem sechzehnten J. H. — S. den Beitrag zur Sittengeschichte aus dieser Chronik, von Hrn. Eschenburg, in dem Magazin Bragur, Band VI. Seite 82. Aus eben dieser Chronik hat auch Hr. Koch in seinem Compendium am a. O. einen Auszug mitgetheilt, der die Geschichte der deutschen Liederpoesie angeht. Der Verfasser der Chronik ist vermuthlich Johann Gansbein, Stadtschreiber zu Limburg an der Lahn im 14ten J. H.

gern beschäftigt hatte, längst vorüber war. Ein tapferer deutscher Rittersmann aus den Rheingegenden, Reinhard von Westerburg, der im Jahre 1347 den Bürgern von Coblenz böse Tage machte — die Limburgische Chronik nennt ihn einen "gar edlen Ritter von Sinn, Leib und Gestalt" — dichtete und sang Lieder, die der Kaiser Ludwig der Baier, dem dieser Ritter nachzog, laut tadelte, weil sie Gleichgültigkeit gegen die Gunst der Damen ausdrücken sollten. Dem Kaiser, der die alte Galanterie ehrte, gefällig zu seyn, machte Reinhard von Westerburg ein anderes Lied, eine Art von Palinodie. In dieser Palinodie seufzte er, wenigstens um der poetischen Formalität willen, so zärtlich, wie der galanteste Ritter aus dem schwäbischen Zeitalter [1]). Außer diesem ritterlichen Dichter nennt uns die Limburgische Chronik keinen Verfasser der Lieder, deren sie erwähnt, mit Nahmen. Aber

1) Der Ritter hatte, freilich ein wenig platt, gesungen:

Ich dürfte den Hals zubrechen (nehmlich im Dienste der Damen);
Wer rächt mir den Schaden dann!
So hätt ich niemand der mich räche.
Ich bin ein ungefreundter (ungalanter? denn Freunde hatte er doch wohl!) Mann.
Auf ihre (der Frauen) Gnad acht ich kleine Sach;
Das lasse ich sie verstan (gebe ich ihnen zu verstehen; mögen sie nur wissen).

Dann aber stimmte er, dem Kaiser zu Gefallen, gar kläglich an:

In Jammersnöthen ich verbrinn
Durch ein Weib so minnigliche.

Und der Kaiser sprach: "Westerburg hat es nun wohl gebessert."

Aber auch aus dieser Vernachlässigung der Nahmen dürfen wir ja nicht schließen, daß man auf die Liederpoesie in Deutschland damals wenig geachtet habe. Es ist bekannt, daß man selbst in Spanien, wo die Romanzen und Lieder während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts in unzähliger Menge entstanden, die Nahmen der Verfasser nicht aufbewahrte [k]). Wie sehr man die Liederpoesie des deutschen Volks im vierzehnten Jahrhundert der öffentlichen Aufmerksamkeit werth fand, sieht man schon aus der Wichtigkeit, mit welcher der Verfasser der Limburgischen Chronik ihrer gedenkt. Aus dieser Chronik lernen wir ferner, daß um das Jahr 1360 in der deutschen Liederpoesie eine neue Mode aufkam, von der wir uns, aus Mangel an bestimmteren Nachrichten, kaum noch einen deutlichen Begriff machen können. Bis dahin, sagt die Chronik, hatte man lange Lieder gesungen mit fünf oder sechs Gesetzen, das ist, Strophen. Die neue Mode verlangte einen Wiedersang, wie man es nannte, mit drei Strophen; also, wie es scheint, eine Rückkehr zur älteren, vielleicht national-deutschen Form des Liedes [l]). Zu gleicher Zeit änderte sich die Musik, die zu diesen Liedern gehörte [m]).

Obgleich

k) S. den dritten Band dieser Gesch. der Poesie und Beredsamkeit.

l) Vergl. oben Seite 101.

m) Hier sind die Worte der Limburgischen Chronik:
"In demselben Jahre (1360) verwandelten sich die Carmina und Gedichte in teutschen Landen. Denn man bisher lange Lieder gesungen hatte mit fünf oder sechs Gesetzen.

Obgleich der deutsche Ritter im vierzehnten Jahrhundert keine Ehre mehr darin suchte, sich schwärmerisch dem Dienste der Damen zu weihen, so erschollen doch Gefühle der Zärtlichkeit und Treue noch immer in deutschen Liedern der Liebe. Das Lob tugendsamer Frauen wurde in diesen Liedern nicht vergessen n). Auch moralische Lieder wurden

setzen. Da machten die Meister neuere Lieder, das hiesse Wiedersang, mit drei Gesetzen. Auch hatte es sich also verwandelt mit dem Pfeifenspiel, und hatten aufgestiegen in der Musica, daß die nicht also gut war, hiehero, als nun ausgegangen ist, u. s. w.

Die modernisirte Orthographie dieser Stelle, und der folgenden, gehört der eben angeführten neueren Ausgabe der Limburgischen Chronik zu.

n) Z. B. in dem Liede, wovon die Limburgische Chronik (Seite 21. der N. A.) zwei Strophen mittheilt, in denen unverkennbar der alte Minnegesang, wenn gleich matt, wiederhallt:

Ach reines Weib von guter Art,
Gedenk an alle Stetigkeit,
Daß man auch nie von dir sait,
Das reinen Weibern übel steit.
Daran sollt du nun gedenken,
Und solt von mir nit wenken
Dieweil, daß ich das Leben han.
Noch ist mir eine Klage Noth.
Von der liebsten Frauen meine,
Daß ihr zartes Mündlein roth
Will mir ungenädig seyn.
Sie will mich zu Grund verderben;
Untrost will sie an mich erben;
Dazu en weiß ich keinen Rath.

Die Chronik erwähnt noch mehrerer solcher Lieder der Liebe.

des Zeitalters anführt, nicht einen einzigen Dichter mit Nahmen. Bey der Erwähnung eines geistlichen Liedes sagt sie einmal, es habe es ein Ritter gemacht [s]). Auch gedenkt sie eines unglücklichen Barfüßermönchs, der, weil er am Aussatze litt, aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, am Mayntstrome seine Lieder sang, und damals, um das Jahr 1374, für den besten Liederdichter gehalten wurde. Aber wie der arme Mann geheißen, wird nicht gemeldet [t]).

Wie das Singen und Musiciren dem deutschen Volke im vierzehnten Jahrhundert Bedürfniß war, beweisen mehrere Ereignisse jener Zeit. Im Jahre 1349 wurde Deutschland von einer schrecklichen Pest verheert. Dasselbe Uebel brach nachher noch einige Mal, nur nicht mit so furchtbarer Stärke, aus. Aber wenn die Noth nur ein wenig vorüber war, fing

s) Limburgische Chronik, Seite 34.

t) "Zu dieser Zeit — sagt die Chronik — war an den Maynstrom ein Barfüßer aussetziger Münich, der was von den Leuden verweiset, daß er nit reine was, der machte die besten Dictamina und Lieder mit Reimen, dergleichen keiner am Rheinstrom oder in diesen Landen machen kunnte, und was er machte, das pfiffen und sungen die Meister gern nach. Er sang das Lied:

Ich bin ausgezählet;
Man weiset mich Armen vor die Thür.

Item sang er:

May, May, May!
Die wünnekliche Zeit
Menniglichen Freude geit,
Ohn mir. Wer meinte das? (Wer hätte das gedacht?)

Wer kann diese wenigen Worte ohne Rührung lesen?

fing auch sogleich das beliebte Singen und Pfeifen, wie man damals sprach, wieder an. Ja, eine neue geistliche Brüderschaft, die Flagellanten oder Geisselbrüder, die sich in der Zeit jener Trübsal zusammengethan hatte, und schaarenweise in großen Processionen das Land durchzog, und, um ein öffentliches Beispiel der Buße und Selbstcasteiung zu geben, sich in den Kirchen und auf öffentlichen Plätzen mit Geisselhieben zerfleischte, selbst diese Fanatiker machten gewissermaßen die Mode des sanglustigen Volkes mit. Sie sangen bei ihren Umzügen eine Art bis dahin unbekannter Bußlieder, die man Laysen nannte, und die doch wohl keine Nachahmungen der weltlichen alten Lays oder Lieder der Franzosen waren, obgleich der Nahme derselbe zu seyn scheint. Daß diese geistlichen Lieder dazu beigetragen, den weltlichen Gesang, und mit ihm die deutsche Liederpoesie überhaupt in Verfall zu bringen, ist nicht wahrscheinlich; denn die Geisselbrüder wurden von der Kirche nicht einmal für orthodoxe Bußende geachtet, und ihre Celebrität scheint in Deutschland bald vorübergegangen zu seyn u).

Nach

u) S. die Limburgische Chronik §. 20. Aber auch von den Liedern der Geisselbrüder theilt diese Chronik nur Fragmente mit, z. B. die Strophe:

Treten herzu, wer bußen will!
So fliehen wir die heisse Höll.
Lucifer ist ein böser Gesell.
Wen er hat,
Mit Pech er ihn labt.

Lessing (S. dessen Leben, B. III. Seite 78.) war der Meinung, daß die fanatischen Gesänge dieser Geisselbrüder zum Verfall der deutschen Poesie mitgewirkt haben

Nach dieſen durch die Limburgiſche Chronik gu retteten Notizen läßt ſich nicht bezweifeln, daß wäh rend des vierzehnten Jahrhunderts noch eine Menge anderer deutſcher Lieder gedichtet und geſungen wor den, die entweder noch in andern alten Handſchrif ten verborgen liegen, oder, weil ſie keine litterari ſche Celebrität erhielten, bis auf die letzte Spur verſchwunden ſind. Als Verfaſſer des älteſten bis jetzt bekannten deutſchen Kirchenliedes aus dem vierzehnten Jahrhundert wird ein gewiſſer Conrad von Queinfurt genannt x). Wahrſchein lich entſtanden damals, als die bürgerliche Indu ſtrie in Deutſchland ſo raſche Fortſchritte machte, auch die meiſten Handwerkslieder, die nach her, als ſie veralteten, dem Pöbel überlaſſen blie ben. Aber daß ſolche Handwerkslieder nicht die einzige Art beliebter Volkslieder in Deutſchland wa ren, nachdem der romantiſche Minnegeſang nicht oft mehr gehört wurde, zeigen die Beiſpiele, die uns die Limburgiſche Chronik aufbewahrt, deutlich genug an. Wir ſind ſogar nach dieſen Beiſpielen und den dazu gehörenden Notizen berechtigt, anzu nehmen, daß nun erſt, als die lyriſche Poeſie der Deutſchen nicht mehr nach höheren Kunſtgeſetzen an den Höfen der Fürſten cultivirt wurde, und der kunſtmäßig-geiſtloſe Meiſtergeſang dem Volke nicht zuſagen konnte, die Periode des eigentlichen Volks-

haben könnten, weil ſich früher in Italien etwas Aehn liches ereignet hatte. Die Layſen, deren Nahmen auch Leſſing von den franzöſiſchen Lays ableitete (am a. O. Seite 101.) können aber immerhin deutſchen Urſprungs ſeyn. Vergl. Eſchenburg in dem Maga zin Bragur, Band VI. Seite 97.

x) S. Koch's Compendium. Theil II. Seite 9.

Volksliedes in deutscher Sprache anfing. Und daß man diese Lieder nicht, wie die alten Minnelieder, in Sammlungen gebracht, und sie dadurch vor dem Untergange gerettet hat, darf wenigstens dem deutschen Volke nicht zur Last gelegt werden xx).

Einer der wenigen deutschen Dichter aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, von denen sich etwas Lyrisches erhalten hat, ist der Oestreicher Peter der Suchenwirth. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt; von seinen Gedichten bis jetzt nur Weniges in Fragmenten wieder hervorgezogen worden y). Er verdient schon deßwegen bekannter zu werden, weil er noch um das Jahr 1386 den alten schwäbischen Minnegesang nachahmte z). Auch erzählende Gedichte,

xx) Ich verweise hier auf die treffliche, mit einer Menge von Beispielen ausgestattete Abhandlung über die deutschen Volkslieder und ihre Musik, von Kinderling, in dem Magazin Bragur, Band III. und V. Eine genaue chronologische Ordnung wird sich in diese Reste des alten deutschen Volksgesanges doch nie bringen lassen. Auch die so leicht zu verspottenden deutschen Handwerkslieder sind von dem unbefangenen, keinesweges für Volksgesang und Alterthümlichkeit schwärmenden, aber für naive Poesie gar wohl empfänglichen Kinderling sehr gut gewürdigt.

y) Das Andenken an diesen Dichter hat Gottsched erneuert. S. dessen Neuen Büchersaal der schönen Wissensch. Band VI. Seite 126. Von den Gedichten des Suchenwirths liefert aber diese Nachricht nur Fragmente. Unsre Restauratoren der altdeutschen Litteratur werden uns hoffentlich genauer mit ihm bekannt machen, und die von Gottsched gegebenen bibliographischen Nachweisungen benutzen.

z) Z. B. in der Strophe:

Gedichte, die sich auf die Geschichte des Zeitalters beziehen, hat dieser Oestreicher hinterlassen [a]).

Der deutsche Volksgesang des funfzehnten Jahrhunderts beschäftigte sich auch mit politischen Gegenständen und öffentlichen Angelegenheiten. Die Poesie konnte dabei freilich nicht gewinnen; aber es ist doch merkwürdig, daß diese uralte Aeußerung der deutschen Freiheit, ohne Ansehen der Person Lob und Tadel der Regierungen und der Fürsten in Volksliedern laut werden zu lassen, sich so lange erhielt [b]). Und wäre das Singen dem deutschen Volke nicht immer noch Bedürfniß gewesen, so würde sich auch die deutsche Freiheit nicht auf diese Art geäußert haben [c]).

Das

Es ist doch der beste Anevang
Aller Freuden, wer Liebes plegit.
Alle Sache he (er) geringe wegit.
Wie mag der hogin Muth gehat,
Der kein Herze nie liep gewann?
Wen (denn) reiner Vrauwin Gute (Güte)
Vrengit eyme jetzlichen Hochgemuthe.

Gar drollig spricht dieser Dichter von der neuen Galanterie seiner Zeit:

Es kumit eine vremde Werld hervor,
Die ist nach nuwes Mutes Kor.
Gesponnen in die Rocke
Und springen als die Bocke
Bei den Frauwen hoch empor.
Dantzin thut ihnen niemand vor.
Sie drucken wyße Hendlein blank;
Das sagen in (ihnen) die Frauwen Dank.

a) Nach den wenigen, von Gottsched mitgetheilten Fragmenten lassen sich auch diese erzählenden Gedichte nicht beurtheilen. Die Versification ist gar nicht so merkwürdig, wie Gottsched glaubte.

b) Vergl. oben Seite 45, und an mehreren Orten.

c) Cyriak Spangenberg's Sächsische Chronik (Frank-

Das funfzehnte Jahrhundert war vielleicht eben so wenig arm an neuen deutschen Volksliedern, als das vierzehnte. Aber je mehr gelehrte Bildung in Deutschland sich verbreitete, desto geringer scheinen die Gelehrten, die der poetischen Litteratur sich annahmen, den Gesang des Volks geschätzt zu haben. Es erklärt sich also leicht, warum uns auch aus dem funfzehnten Jahrhundert so wenig deutsche Lieder übrig geblieben sind. Unter den verloren gegangenen mögen indessen doch wohl, so wie das Zeitalter vorrückte, immer wenigere entstanden seyn, die an den alten romantischen Minnegesang erinnerten; denn in den letzten Zeiten des untergehenden Ritterthums in Deutschland war von der altritterlichen Galanterie kaum noch das Andenken übrig. Was für Arten von Liedern damals die beliebtesten gewesen seyn mögen, werden wir lernen, wenn alles hierher Gehörende, das die Bibliotheken und Archive noch in Handschriften aufbewahren, an

(Frankfurt am M. 1585, in Folio) meldet (Seite 557.), daß sich die alten Leute noch der politischen Volkslieder erinnert, die um das Jahr 1452 in Deutschland gesungen worden, "darinne die Oberkeit erinnert und ermahnet wird, in der Regierung Gleichmessigkeit zu halten, dem Adel nit zu viel Freyheit und Gewalt zu verhengen, den Bürgern in Stetten nit zu viel Pracht und Geprengs zu verstatten, das gemeine Bawersvolk nit uber Macht zu beschweren, u. s. w." — Vergl. Koch's Compendium, Band II. Seite 73. In diesem Sinne sang man z. B.

Ein edler Herr aus Thüringerland,
Herzog Wilhelm von Sachsen,
Ließt ihr die alten Schwertgroschen wieder schlahn,
Als ewer Voreltern haben da gethan,
So möcht ewer Heil wol wieder wachsen.

an das Licht gezogen und gesammelt seyn wird. Lieder der Zärtlichkeit, auch ohne ritterliche Galanterie, sind unterdessen von diesem Jahrhunderts weniger zu erwarten, als Trinklieder und Lieder des Muthwillens und des Scherzes, weil diese leichter, als jene, in witzige Prose übergehen, und der Geist des Zeitalters in Deutschland immer prosaischer wurde [d]).

Mögen nun aber solcher, bisher unbillig vernachlässigten Volkslieder aus dem funfzehnten Jahrhundert noch so viele wieder aufgefunden werden, so wird doch auch ihre Menge keinen Fortschritt, keinen blühenden Zustand der lyrischen Poesie der Deutschen während dieses Zeitraums beweisen. Wie sehr diese Poesie nach dem Aussterben des schwäbischen Minnegesanges gesunken war, zeigt sich eben

d) Der Anfang zu einer Sammlung deutscher Lieder aus dem funfzehnten Jahrhundert ist gemacht, aber auch nur der Anfang. Besonders gehören hierher die von Hrn. Gottlieb Leon mitgetheilten altdeutschen Volkslieder aus der kaiserl. Bibliothek zu Wien, im Magazine Bragur, Band VI. Abtheil. 2. Seite 72.; und Band VII. Abtheil. 3. Seite 89. Auch in der Sammlung deutscher Volkslieder mit Melodien, herausgegeben von den Hrn. Büsching und von der Hagen (Berlin, 1807) findet sich Mehreres, das dem 15ten J. H. anzugehören scheint; vielleicht auch, aber umgeändert, in dem Wunderhorn der Hrn. v. Arnim und Brentano (Heidelberg, 1806). Aber eine chronologisch und kritische Kenntniß des altdeutschen Volksgesanges läßt sich aus diesen Sammlungen eben so wenig schöpfen, als aus derjenigen, die Friedr. Nicolai in den Jahren 1777 und 1778 unter dem Titel Eyn kleyner feyner Almanach herausgab, um über die Verehrer solcher Alterthümlichkeit zu spotten.

ben darin, daß außer den langweiligen Meisterge ingen und den eigentlichen Volksliedern fast gar eine lyrischen Gedichte in deutscher Sprache ent anden. Der Volksgesang füllte damals nur, so ut er konnte, eine Lücke aus, die von Dichtern ffen gelassen wurde, denen das Zeitalter eine hö ere Bildung verdanken konnte. Solche Dichter us dem funfzehnten Jahrhundert sind Peter on Dresden, Verfasser und vielleicht Erfinder er halb lateinischen, halb deutschen Kirchenlie er [dd]); Johann von Sasse, der als Liederdichs r genannt wird [ddd]); Hieronymus Schenk on Sumauwe, Verfasser geistlicher Lieder [e]). Von einem Tyroler, Oswald von Wolken ein, aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahr underts, sollen über hundert Lieder handschriftlich orhanden seyn [ee]).

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die Kriegslieder in diesem Theile der älteren deuts hen Litteratur. Während des schwäbischen Zeital rs mögen, wie in früheren Zeiten, auch solche eder von deutschen Kriegern, besonders nach merk ürdigen Vorfällen, gesungen seyn; aber bei den tterlichen Sängern, denen es doch wohl nicht an riegslust und Muthe fehlte, kamen solche Lieder enig in Betracht; denn diese Sänger strebten nach einer

dd) S. Koch's Compendium, Th. II. Seite 11.

ddd) S. die Notiz in dem Dichterverzeichnisse von Hrn. Docen, im Museum für altdeutsche Litt. und Kunst, Band I. Heft 1. Seite 203.

e) S. Koch's Compendium, Th. II. Seite 12.

ee) S. Hrn. Docen's Verzeichniß am a. O. Seite 221.

einer höheren Bildung; und, ihrer Tapferkeit sich hinlänglich bewußt, fanden sie nicht für nöthig, ihren kriegerischen Geist in Liedern ausströmen zu lassen, die sie vorzüglich dem Ausdrucke zarterer und milderer Gefühle gewidmet hatten. Aber von der Zeit an, da, solche Gefühle mit poetischem Interesse zu hegen, deutscher Modegeschmack zu seyn aufhörte, und der eigentliche Volksgesang dem Ritergesange folgte, hören wir wieder von deutschen Kriegsliedern. Die vorzüglichsten erschollen aus der Schweiz. Den Stoff dazu gaben die republicanischen Verbindungen und Heldenthaten der Schweizer im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert. Die Schweiz war eine der Gegenden des ehmaligen deutschen Reichs gewesen, wo die romantische Ritterpoesie am fröhlichsten geblühet hatte. Deutsche in ihrer ganzen Denkart, wie der Sprache nach, blieben die Schweizer, auch nachdem sie sich von dem Reiche getrennt hatten, und die glänzendste Periode des Ritterthums auch für jene Gegend vorüber war. Die Ritter in der Schweiz machten nun gemeinschaftliche Sache mit den tapferen Hirten, die für ihre politische Freiheit, ihr väterliches Erbe, so heroisch gegen die Erzherzoge von Oestreich gefochten hatten. Der Schweizerbund sollte nur Jedem sein angestammtes Recht sichern, er mochte Bauer, oder adliger Herr, Prälat, oder Hirt, seyn. Für diesen Zweck begeistert, waren alle Mitglieder des Bundes ein Herz und eine Seele. Altadlige Ritter von Bern, Bürger von Zürich, Hirten von Schwiz, Uri und Unterwald, ehrten alle einander gegenseitig als freie Männer; und da die Hohen unter ihnen sich der Niedrigen nicht schämten, so mußte, bei den gemeinschaftli-

chaftlichen Unternehmungen für Einen Zweck, auch etwas von der ritterlichen Denkart und der städtischen Cultur mitfechtender Eid- und Bundesgenossen sich den Bauern und Hirten der Alpenthäler mittheilen. So erklärt sich, wie in der Schweiz, besonders während der burgundischen Kriege in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, deutsche Kriegslieder gesungen worden konnten, die in ihrer Art so vortrefflich und so cultivirt sind, als das Beste, was wir von Gedichten aus diesem Zeitalter besitzen. Im eigentlichen Deutschland nahm das Freiheitsgefühl keinen solchen poetischen Schwung, vermuthlich weil es durch die Umstände auf die damals gewöhnlichen Verhältnisse in Krieg und Frieden beschränkt wurde. Aber die Thaten der Schweizer hatten selbst für das Zeitalter den Reiz des Großen und Außerordentlichen. Schon im vierzehnten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des funfzehnten, während der Kriege mit Oestreich, waren Kriegs- und Freiheitslieder von dem Schweizervolke gesungen, zum Beispiel auf die Schlacht bei Sempach, im Jahre 1386, von einem Dichter, der Halbfutter oder Halb Suter genannt wird *). Gegen die Schweizer sang ein gewisser Isenhöfer von Wälzhut um das Jahr 1444 **). Durch die burgundischen Kriege, in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, erhoben sich die Schweizer auf den Gipfel ihres Ruhms. Da wurde

*) S. die von Lessing gesammelten Notizen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur in Lessing's Leben, Theil III. Seite 110 u. f.

**) S. Tschudi's Annalen, Band II. Seite 412.

wurde die stolze Macht Carl's des Kühnen, des glänzendsten Fürsten seiner Zeit, von den unüberwindlichen Eidgenossen gebrochen und vernichtet. Da wurden die feurigen und kraftvollen Kriegslieder gesungen, die uns der Berner Diebold Schilling, Augenzeuge eines Theils jener Begebenheiten, in seiner Chronik aufbewahrt hat g). Nur das Gefühl sprach sich in diesen Liedern mit poetischer Freiheit aus. Die Begebenheiten selbst wurden von den gewissenhaften Schweizern mit historischer Treue berichtet, auch wenn sie gesungen wurden. Die Verfasser mehrerer solcher historischen Kriegslieder, die wir nur noch aus Schilling's Chronik kennen, sind unbekannt. Auch zeichnet sich keines dieser anonymen Lieder vor dem andern besonders aus gg). Aber ein wahrer Tyrtäus seiner Zeit ist unter diesen Sängern des Schweizerruhms Veit Weber, dessen Lieder deßwegen auch ausgezeichnet werden müssen.

Veit Weber, Verfasser der bei weitem vorzüglichsten Kriegslieder in Schilling's Chronik, war von Geburt kein Schweizer. Wie er uns selbst berichtet, gehörte er zu Freyburg im Breisgau zu Hause. Aber enthusiastisch eingenommen für die Sache der schweizerischen Eid- und Bundesgenossen,

g) Dieß ist die merkwürdige, zu Bern im J. 1743, in Folio, gedruckte Chronik unter dem Titel: Diebold Schilling's Beschreibung der Burgundischen Kriegen. Die eingerückten Gedichte sind wie Prose gedruckt, aber doch mit Hülfe der Ueberschriften leicht aufzufinden.

gg) Man findet sie in Schilling's Chronik Seite 22; 210; 298; 302; 375. Es lohnt sich der Mühe, sie aufzusuchen.

sen, hatte er sich zu ihnen gesellt, und in ihren Reihen mitgefochten [ggg]). Weiter ist von seinen Schicksalen nichts mehr bekannt. Daß er von lyrischem Dichtergefühle beseelt war, würden seine Lieder beweisen, auch wenn er nicht in einem dieser Lieder von sich selbst versicherte, daß er "mit Gesang sein Leben vertreibe, und vom Dichten nicht lassen könne" [h]). Die Fehler seines Zeitalters, den Mangel an Correctheit, mehrere rohe und gemein prosaische Stellen in seinen Kriegsliedern, muß man diesem Tyrtäus verzeihen. Was ihm aber gelungen ist, kann vor der strengsten Kritik bestehen. Seine Sprache ist die des Zeitalters, meistens Schweizerdialekt, also nicht nach der neueren deutschen Grammatik zu beurtheilen. Uebrigens ist sie männlich, bestimmt, den Gegenständen angemessen, leicht hinrauschend in ziemlich harmonischen Versen. Die Cultur seiner Versification läßt vermuthen, daß er in einer Schule der Meistersänger gebildet worden.

ggg) Zum Beschlusse des Liedes auf den Sieg bei Murten singt er:

Veit Weber hat dieß Lied gemacht;
Er ist selbs gewesen an der Schlacht.

h) Sein Lied zu Ehren der schweizerischen Freyburger, vom Jahre 1475, fängt so an:

Mit Gesang vertreib ich min Leben;
Vom Tichten kann ich nicht lan.
Darumb mir Statt hant gegeben
Die Schild, ich an mir han,
Daß ich mich desser baß mög erweren,
Und ehrlich kum gegangen
Für Fürsten und für Herren.

(In Schilling's Chronik, Seite 248.). Man übersehe nicht den anapästischen Rhythmus.

worden. In einem seiner Lieder haben die Stro phen vierzehn Zeilen [i]). Eine gewisse Weitschwei figkeit dürfte ihm vorgeworfen werden, wenn seine Lieder nicht in die erzählende Poesie übergingen, und nicht bestimmt gewesen wären, den ganzen Ver kauf einer Begebenheit zu berichten. Besonders anziehend ist in Veit Weber's Kriegsliedern die biedere Fröhlichkeit, mit der damals die Schweizer, voll Vertrauen auf ihre Kraft und ihre gute Sache, in das Feld rückten, und, des Sieges im voraus gewiß, den Feind erwarteten, oder suchten. Den martialischen Körperbau dieser Streiter vergißt Veit Weber nicht zu beschreiben [k]). Wie ein alter Min nesinger

i) Eine Strophe aus diesem Liede, "so von dem ewi gen Frieden und der Richtung ward gema chet" (im J. 1474.) kann zugleich als Beispiel des jenigen Tons dienen, in welchem Veit Weber seine Gedanken mit einer treuherzigen Ruhe ausdrückt, bis ihn das Feuer des Enthusiasmus hinreißt.

Ihr werthen Eidgnossen fromm,
Ich hör in Landen umb und umb,
Das man sich üwer fröwet,
Und wem jr wellen thun das Best,
So achtet nieman frömder Gest,
Damit man uns hie tröwet.
Wann jr sind aller Mannheit voll,
Ich weiß nit üwers Glichen.
Das Lob ich von euch singen soll,
In keiner Nott jr nit wichen,
Als jr gar dick und vil beweret hande,
Damit jr üwer Lande,
Hand gemachet also wit,
Und noch thund allezit.

(Bei Schilling, Seite 121.)

k) Z. B. in dem Liede "von dem Zuge und Streit von Erikon" (bei Schilling, Seite 147.)

Züric

eſinger mahlt er auch Naturſcenen, aber in Beziehung auf die militäriſchen Ereigniſſe [1]). Sein hönſtes Lied iſt der Siegesgeſang nach der entſcheidenden, in den Jahrbüchern der ſchweizeriſchen Freiheit

Zürich mit groſſem Schalle,
Schwitz, Sollotern und Bern,
Und Frouwenfelt kam gar balde,
Glarus, Zug und Lutzern,
Und ſunſt uß Schwitz vil ander Stett.
Die Eidgnoſſen muß man loben,
Wer ſy geſechen hett.

Uff ſy thet man faſt lugen,
Es was von Volk ein Kern.
Viel Harneſch ſy antrugen.
Man ſach ſy kommen gern,
Sy waren all ſtarck, lang und groß,
Im Heere han ich nit geſechen,
Von Gröſſe jr Genoß.

1) Der ſchöne Anfang des Liedes "von der Sach wegen Ponterlin" (bei Schilling, Seite 183.) lautet ſo:

Der Winter iſt gar lang geſin,
Des hat getruret menig Vögelin,
Das jetzt gar frölich finget;
Uff grünem Zwy hört mans im Wald,
Gar ſüßiglich erklingen.

Der Zwy hat bracht gar menig Blatt,
Darnach man gros Verlangen hat,
Die Heid iſt worden grüne;
Darum ſo iſt gezogen uß,
Gar menig Mann ſo küne.

Einer zoch uff, der ander ab,
Das hat genommen ein wildt Haab;
Der Schimpf hat ſich gemachet,
Des der Hertzog von Burgunn,
Gar wenig hat gelachet.

Freiheit unvergeßlichen Schlacht bei Murten, im Jahre 1476 [11]). Selbst der Schein der Inhumanität, mit der Veit Weber beschreibt, wie ein Theil der fliehenden Burgunder in dem Murtner See ertrank, oder getödtet wurde, ist dem frohlockenden Sieger natürlich [m]). Fehler und Vorzüge

11) Schon der Anfang dieses Liedes spricht mit besonderer Kraft das Gefühl des Dichters aus, (bei Schilling, Seite 347.)

Min Hertz ist aller Frowden voll,
Darumb ich aber singen soll,
Und wie es ist ergangen;
Mich hat verlanget Tag und Nacht,
Biß sich der Schimpf nun hat gemacht,
Nach dem ich han Verlangen.

m) Als Gegenstück zu Gleim's Beschreibung der Flucht bei Roßbach haben die folgenden mahlerischen Strophen von der Flucht der Burgunder ein doppeltes Interesse.

Sy warten sich eine Kleine fast,
Darnach sach man sie fliechen fast,
Gar vil die wurden erstochen,
Der Fuß-Knecht und der Küriſſer;
Das Feld lag voller Glen und Sper,
Die an ihn wurden zerbrochen.

Einer floch her der ander hin,
Do er meint wol verborgen sin,
Man thet sy in den Hursten;
Kein grösser Not sah ich nie me,
Ein grosse Schaar luff in den See,
Wiewol sy nit was dürsten.

Sy wuten drin bis an das Künn,
Demnocht schos man fast zu ihn,
Als ob sy Enten weren;

Man

züge gegen einander abgewogen, sind überhaupt diese Kriegslieder von denen spätrer und kultivirter Dichter in ihrer Art nicht übertroffen m).

Als eine besondere Art national-deutscher Volkslieder, die gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Aufnahme kamen, sind noch die Bergreigen oder muntern Gesänge der deutschen Bergknappen zu bemerken. Im sächsischen Erzgebirge scheinen sie vorzüglich, und noch in dem, für Deutschland so unpoetischen, sechzehnten Jahrhunderte fleißig gesungen zu seyn n).

2.

Man schifft zu jnen und schlug sy zu tod,
Der See der wart von Blute roht,
Jemmerlich hort man sy pleren.

Gar vil die klummen uff die Böwm,
Wiewol jr nieman mocht haben göm,
Man schoß sy als die Kregen;
Man stachs mit Spiessen über ab,
Jr Gesider jnen kein Hilff gab,
Der Wind mocht sy nit wegen.

m) Selbst die preußischen Kriegslieder von Gleim machen hier keine Ausnahme, weil sie doch, wie die alten schweizerischen von Veit Weber, nichts weniger als durchaus musterhaft sind. In einer chronologisch-kritischen Sammlung altdeutscher Lieder aus dem funfzehnten Jahrhundert dürfen in keinem Falle Veit Weber's Kriegslieder fehlen.

n) Mehrere solcher altdeutschen Bergreigen oder Bergreihen finden sich unter den Volksliedern, die man wieder in die Litteratur einzuführen angefangen hat. Vergl. oben Seite 304. die Anmerkung d. — Eine schon im J. 1547 zu Nürnberg gedruckte Sammlung von "Schönen Bergreyen, aufs new zusammengebracht mit auserleßnen Liedern"

2. Zwischen der lyrischen und der epischen oder erzählenden Poesie wurde in der deutschen Litteratur des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts ein neues Band geknüpft durch die Cultur der erzählenden Romanze oder Ballade.

Nur aus der Vernachlässigung dieses Theils der älteren deutschen Litteratur läßt sich erklären, wie die Meinung unter den Litteratoren hat aufkommen können, daß diese Dichtungsart in Deutschland bis auf die Zeit der Nachahmungen der spanischen Romanzen und englischen Balladen unbekannt gewesen. Unter diesen ausländischen Classentiteln muß man sie in der älteren deutschen Litteratur freilich nicht suchen. Weil sie, wie andere Volkslieder, gesungen wurden, sind sie ohne genauere Bezeichnung den Gedichten beigezählt, die wir lyrisch im eigentlichen Sinne nennen. Aber auch die Spanier machten ja keinen wesentlichen Unterschied zwischen ihren erzählenden und andern Volksgesängen, die mit einem gemeinschaftlichen Nahmen Romanzen genannt wurden p). Die Deutschen nannten alle solche Volksgesänge Lieder, sie mochten von erzählender Art seyn, oder nur Empfindungen und Gedanken ausdrücken. Das Alter solcher erzählenden Lieder im Volkstone reicht in Deutschland wahrscheinlich weit über die Jahrhunderte des schwäbischen Minnegesangs hinab; denn eben jene uralten deutschen Volkslieder, von denen

wird angeführt in den Anmerkungen zu Büsching's und v. d. Hagen's Sammlung deutscher Volkslieder, Seite 380.

p) Vergl. den 3ten Band dieser Gesch. der Poesie und Beredsamk. Seite 46 ff.

nen wir nur noch im Allgemeinen eine unbestimmte Kunde haben, scheinen erzählender Art gewesen zu seyn q). In der glänzenden Periode des schwäbischen Liebes- und Heldengesanges wurde auf solche Gedichte, die wir nun Romanzen oder Balladen nennen, wahrscheinlich nicht mehr, als auf die übrigen eigentlichen Volkslieder, geachtet, weil die Poesie im ritterlichen Tone überhaupt einen höheren Schwung nahm r). In den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts nahmen schon die komischen Erzählungen oder Schwänke, zum Beispiele ein Schwank, der dem Heinrich Frauenlob zugeschrieben wird, den Ton der Ballade an rr). Die Formen des Meistergesanges, die im schwäbischen Zeitalter entstanden, können aber auch schon damals auf die erzählende Poesie übertragen worden seyn s). Sichtbar wird das erzählende Volkslied in der deutschen Litteratur erst um die Zeit, da der Volksgesang überhaupt, neben dem bürgerlichen Meistergesange, die Stelle des lyrischen Theils der alten Ritterpoesie einnahm. Das fünfzehnte Jahrhundert scheint die meisten solcher Romanzen in Deutschland hervorgebracht zu haben, also dasselbe Jahrhundert, da eine ähnliche Art von Gedichten in Spanien, England und Schottland empor kam. An Nachahmung der spanischen oder englischen und schottischen Romanzen und Balladen dachte damals wohl

q) Vergl. noch ein Mal oben, Seite 45.

r) Vergl., was noch eben über das deutsche Volkslied bemerkt worden, Seite 303.

rr) S. den Schwank von Frauenlob: "Allgast der wolte reiten" im Magazine Bragur, Band II. Seite 331.

s) Vergl. oben, Seite 154.

wohl niemand in Deutſchland; denn die deutſche Nation ſtand im funfzehnten Jahrhundert mit den Spaniern, Engländern und Schotten weder in politiſcher Verbindung, noch in litterariſcher. Von den Franzoſen konnten die Deutſchen eben ſo wenig eine Dichtungsart kennen lernen, die in Frankreich nie recht national geweſen iſt. Noch ein Mal erfunden wurde ſie auch gewiß nicht in Deutſchland zu einer Zeit, da bei der deutſchen Nation ſo wenig poetiſcher Erfindungsgeiſt ſich regte, wie im funfzehnten Jahrhundert. Von ſelbſt war das erzählende Volkslied mit den übrigen Volksliedern in Deutſchland entſtanden; und während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts wurde es nur beſonders beliebt.

Merklich verſchieden ſind die meiſten dieſer alten deutſchen Romanzen und Balladen von den ſpaniſchen, engliſchen, und ſchottiſchen. Die Gegenwart erſchien damals den Deutſchen weniger, als den Spaniern, Engländern, und Schotten, in einem poetiſchen Lichte. Der bürgerliche Geiſt der Städter und die Rohheit des verwilderten Adels in Deutſchland begünſtigten keine ſolche Erzählungen, zu denen, wie in den heroiſchen Romanzen und Balladen der Spanier, Engländer und Schotten, der Stoff gewöhnlich aus der Geſchichte des Zeitalters ſelbſt genommen wurde. Galante und rührende Abenteuer, und Alles, was der Romanze einen ſchwärmeriſchen Charakter geben kann, gefielen damals dem großen Publicum in Deutſchland weniger, als luſtige Geſchichtchen, die ſich mit einer gewiſſen derben Jovialität im Style des Volksliedes erzählen ließen. Die meiſten wie-

der

der hervorgezogenen Romanzen oder Balladen der Deutschen aus diesem Zeitraume gehören also zu der muntern oder komischen Gattung, die auch in Spanien und auf der großbritannischen Insel nicht unbekannt war. Ganz vernachlässigt wurde aber auch die ritterliche Romanze bei den Deutschen nicht. Selbst die alten poetischen Nationalsagen, aus denen das Nibelungenlied und das Heldenbuch entstanden waren, wurden balladenmäßig verarbeitet. Eine solche Ballade ist das Lied vom alten Hildebrand, demselben longobardischen Helden, der aus dem Nibelungenliede und dem Heldenbuche bekannt ist; ein treffliches Stück; im Styl und in der Versart den alten spanischen, englischen und schottischen Heldenromanzen auffallend ähnlich t). Andern solcher ritterlichen Erzählungen in lyrischen Vers-

t) Diese merkwürdige altdeutsche Ballade hat nebst andern, die hierher gehören, Hr. Eschenburg wieder bekannt gemacht. S. seine Denkmäler, unter der Rubrik Altdeutsche Lieder. Man darf nur die ersten Strophen dieser Erzählung vom alten Hildebrand lesen, um sogleich an die Romanzen und Balladen der Engländer, Spanier und Schotten erinnert zu werden.

Ich will zu Land ausreiten!
Sprach sich Meister Hildebrand.
Der (Wer) mir die Weg thut weisen
Gen Bern wol in die Land?
Sie sind mir unkund wesen
Gar manchen lieben Tag
In zwei und dreissig Jahren
Frau Utten ich nie gesach.

Auch das Abenteuer selbst, der Kampf, den der alte Ritter Hildebrand mit seinem eigenen Sohne besteht, und die rührende Ueberraschung, als beide einander erkennen, ist ganz im Geist und Tone der echten Ritterballade.

Versarten gab man den Umfang einer Novelle und die künstlichere Form der Meistergesänge in langen Strophen. Auch solcher deutschen Gedichte aus dem vierzehnten, oder vermuthlich funfzehnten Jahrhundert sind schon einige wieder bekannt geworden, deren poetischer Werth den Wunsch erregen muß, daß noch mehrere entdeckt werden möchten u). Gerade

u) Hierher gehört die Erzählung von einem Ritter aus Steiermark, die Adelung, nach einem alten Drucke vom J. 1532, wieder hat abdrucken lassen in seinem Magazin für die deutsche Sprache, Band II. Stück 2. Seite 51. Ein anderes Beispiel dieser Art von Ritterballaden in der Form des Meistergesanges liefert Hr. Eschenburg in seinen Denkmälern, wo das Gedicht überschrieben ist Ein alter Meistergesang mit seiner Melodie. Hier stehe die erste Strophe (vergl. oben, Seite 279).

Erstes Gesätz.

Stoll.

Es sagt die Geschrift, es sey gesessen
Ein edler Graf, der was gewaltig und reich,
Wor Schanden was er wol behut,
In einem Lande, das heißt Sofey (Savoyen) mit Namen.

Eins Tages da hat er sich vermessen,
Wie auf Erden nyndert (nirgends) leb, der sein geleich,
Des trug der Held ein freien Mut;
Des musten sich viel andere Fürsten schamen.

Abgesang.

Da hett der edel Graf so zart
Ein schöne Fraw, die was so minniglichen.
Sie was geborn von hoher Art,
Und was des Königs Tochter aus Frankreich.
Sie tregt der Ehren wol ein Kron,
Die rein und die viel gut,
Des freuet sich des jungen Helden Mut,

Das

rade diese deutsche Art von Balladen unterscheidet sich, auch durch ihre metrische Form, am meisten von den spanischen, englischen und schottischen. Aber auch andere echte deutsche Ritterballaden aus diesem Zeitalter stehen an poetischem Werthe den ausländischen nicht nach, zum Beispiele das treffliche Lied von dem edeln Möringer, das ohne Zweifel dem funfzehnten Jahrhundert angehört uu). Die muntern und komischen Balladen der

Das redt derselbig Graf so frey:
Ich main, daß auf der Welt nit sey
Ein Weib geborn, die so schön sey,
Die (wie die) ich mir allein han auserkorn.
Sie ist meins Herzens ein pluender (blühender) Stamm,
Und meiner Seel ein Wuntschelrut.
Ihr Gut (Güte) erfreuet manchen Mann,
Und macht den jungen Held ein freies Blut.

Die Erzählung ist ziemlich lang. Wie viele Umarbeitungen mag sie durchlaufen haben, ehe sie endlich diese Form angenommen! Mehrere Züge, schon in dieser ersten Strophe, deuten auf das schwäbische Zeitalter. Vergl. oben Seite 155.

Noch eine altdeutsche Ritterballade, Die Frau von Weissenburg, ohne Zweifel auch aus dem 15ten J. H. steht abgedruckt in Canzler's und Meißner's Quartalschrift für dlt. Litt. und neuere Lectüre, Band I. Stück 2. Seite 104. Diese Ballade hat den einfachen Versbau des Volksliedes und der englischen Gedichte derselben Gattung.

uu) S. diese Ballade mit den zu ihr gehörenden historischen Notizen in dem Magazine Bragur, Band III. Seite 402. Nur als Probe des Styls schreibe ich eine Stelle daraus ab, mit einiger Veränderung der allzubarbarischen Orthographie.

Do der edel Möringer
In einem Garten lag und schlief,

Dem

der Deutschen aus diesem Zeitraume unterscheiden sich von den jovialischen Schwänken, die längst in den erzählenden Theil der deutschen Poesie eingeführt waren [x]), nur durch die Versart, zu der eine lyrische Volksmelodie gehörte. Manche sind ziemlich platt, oder geringfügig, andere desto unterhaltender, und lustig genug [y]). Solche komischen Balla-

Dem Ritter traumet also schwer,
Ein Engel vom Himmel ihm rief:
Entwache, Möringer! Es ist Zeit!
Kombst du heyet (heute) nicht zu Land
Der Jung von Riffen nimmt dein Weib.

Do raufft der edel Möringer
Vor Laid aus seinen grawen Bart.
Mir ist Laid, und also schwer!
Ach Gott, daß ich je geboren ward!
Soll ich also gescheiden seyn
Von Land und von meinen Leuten,
So rewet mich die Frawe mein.

Die ganze Ballade von 40 Strophen verdient bekannter zu werden. Sie ist so romantisch-interessant wie irgend eine in der spanischen und englischen, oder schottischen, Litteratur. Sprache und Vers sind offenbar durch die Abschreiber entstellt. Man darf das Gedicht nur nach den Regeln des romantischen Rhythmus (Vergl. oben Seite 102.) lesen, um zu bemerken, wie es durch Conjectur restaurirt werden könnte.

x) Vergl. oben Seite 153.

y) Hierher gehört die komische alte Ballade von einem reichen Bawr, wie er den Orden an sich nam, nach einem Abdrucke von 1520, in Adelung's Magazin für die deutsche Sprache, Band II. Stück I. Seite 152. Auch Hr. Eschenburg, am eben angeführten Orte, theilt mehrere solcher komischen Balladen mit, die ohne Zweifel in das funfzehnte J. H. gehören. Ferner sind hierher zu zählen mehrere der alten Volkslieder, die Hr. Leon, aus der kaiserl. Bibliothek zu Wien, mitgetheilt hat. S.

Balladen scheinen gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts auch die poetische Litteratur im niedersächsischen Dialekte bereichert zu haben. Der didaktisch-komische Volksgesang vom Knecht Hense gehört vermuthlich hierher [1]). Im niederdeutschen Dialekte wurden vermuthlich auch balladenartige Lieder gesungen, zu denen der Seehandel und die Unternehmungen der Hansestädte den Stoff hergaben. Eine solche national-deutsche alte Ballade ist das Lied vom Stürzebecher (Störtebeker), dem berüchtigten Seeräuber. Die hochdeutsche Bearbeitung, in der sich dieses Lied erhalten hat, ist ohne Zweifel Uebersetzung aus dem Niederdeutschen [2]). Und so mögen damals wohl manche Begebenheiten des Tages, besonders viel besprochene Raub- und Mordgeschichten, und was sonst von öffentlichen Ereignissen das Volk interessiren kann, in hoch- und niederdeutschen Dialekten balladens

1) oben Seite 304. und die dort angezeigten Bände der Bragur; und in eben dieser Bragur, Band I. Seite 281. — Ein großer Theil der noch zu sammelnden deutschen Volkslieder aus dem funfzehnten Jahrhundert möchte wohl zur Gattung der komischen Ballade gehören, wie so manche Lieder von einem Jäger, einer schönen Müllerin u. s. w.

2) S. diese niederdeutsche Ballade in dem Magazin Bragur, Band II. Seite 310. Der dort abgedruckte Text ist ohne Zweifel modernisirt.

3) Auch auf diese Ballade vom Stürzebecher hat Lessing aufmerksam gemacht. S. Lessing's Leben, Theil III. Seite 113. Der hochdeutsche moderne Text des Gedichts ist zu finden in der Zeitschrift von Cranzler und Meißner, Für ältere Litteratur und neuere Lectüre, Jahrgang II. (1784), Quartal I. Seite 29.

balladenmäßig besungen seyn. Das alte Volkslied von Kunz von Kauffungen, dem Prinzenräuber, ist auch eine solche Ballade [b]). Und wenn gleich durch alle diese populären Gesänge die Nationalpoesie der Deutschen nicht gehoben, oder veredelt wurde, so bleibt doch das funfzehnte Jahrhundert in der Geschichte der deutschen Litteratur merkwürdiger durch seine Balladen, als durch die meisten übrigen erzählenden Gedichte, die damals in deutscher Sprache entstanden. Zum Beweise, wie man auch in niederdeutschen Versen Begebenheiten der Vorzeit balladenmäßig besang, kann hier noch ein Mal des Gedichts König Anthyr genannt werden, das schon oben vorläufig angeführt ist [bb]); denn vermuthlich hat diese, in Meklenburg nationale Erzählung von einem tapfern Könige der alten Wenden im funfzehnten Jahrhundert die Balladenform erhalten [bbb]).

Das höhere Epos war den Deutschen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert nicht ganz gleichgültig geworden. Aber weil das Zeitalter in Deutschland nichts mehr hervorbrachte, das neben die großen Rittergedichte aus dem dreizehnten Jahrhundert gestellt zu werden verdiente, so bewies man diesen älteren Gedichten seine Achtung wenigstens dadurch, daß man sie zierlich abschrieb [c]). Den Inhalt

b) Abgedruckt in Herder's Volksliedern und in andern Sammlungen.

bb) Vergl. oben Seite 250.

bbb) S. Gottsched's Neuestes aus der anmuth. Gelehrs. vom Jahre 1752, Seite 585 und 764.

c) Nach den Notizen in Hrn. v. Aretin's Beiträgen zur

Inhalt der alten Erzählungen vom heiligen Graal nd den Rittern der Tafelrunde aufzubewahren, hrieb Ulrich Fürterer oder Füterer, der in er zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts ls Briefmahler zu München gelebt haben soll, ine cyklische Bearbeitung des Titurel, Parcival, nd der übrigen alten Dichtungen dieser Reihe [d]), luch andere poetische Werke von diesem Fürterer ollen in Handschriften zu finden seyn [e]).

Historische Gedichte, den romantischen Epos den in einigen Zügen ähnlich, sind aus dieser Periode der deutschen Litteratur wahrscheinlich mehrere vorhanden, als schon aus den Handschriften hervorgezogen. Denn je mehr das Zeitalter das freiere Epos aus dem Gesichte verlor, desto beliebter konnten die Erzählungen werden, die auch in Versen sich nicht merklich über den Geist der Prose erhoben. Was im dreizehnten Jahrhundert die gereimten Universalchroniken gewesen waren, deren im vorigen Buche, weil sie doch keine eigentlichen Gedichte sind, nicht besonders gedacht werden konnte [f]), wurden nun, da das Große in jedem

zur Litt. und Gesch. (Band I. Stück 3. Seite 93.) gehören die schönsten Abschriften der alten deutschen Ritterdichte in das funfzehnte J. H.

d) S. das Verzeichniß der cyklischen Gedichte des Fürterer vor der Sammlung altdeutscher Gedichte von v. d. Hagen und Büsching.

e) S. v. Aretin's Beiträge, Band IV. S. 49.

f) Wer die Notizen über diese gereimten Universalchroniken im vorigen Buche vermißt haben möchte, den verweise ich noch auf das schon oft angeführte Verzeichniß altdeutscher Gedichte vor der Sammlung von den Hrn. v. d. Hagen und Büsching.

dem Sinne die Deutschen weniger interessirte, ve
sificirte Stadt- und Landesgeschichte
Einen neuen Stoff zu dieser Abart der erzählende
Poesie gaben im funfzehnten Jahrhundert die, o
sehr blutigen Fehden zwischen den freien, oder na
Freiheit strebenden Städten mit den Fürsten un
dem Adel [g]). Fand sich unter den Anhängern de
siegenden Partei ein poetischer Kopf, oder wenig
stens ein Erzähler, der Verse machen konnte,
wurde der erfochtene Sieg auch in einer gereimte
Erzählung verherrlicht, die dann von selbst, den
Geiste des Zeitalters gemäß, mit der historischen
Ballade eine gewisse Aehnlichkeit erhielt. In
solchen Erzählungen ergossen die Sieger, nicht im
mer auf das liberalste, auch ihren Spott über die
Besiegten. Hierher gehört zum Beispiel, aus den
ersten Jahren des funfzehnten Jahrhunderts, die
ziemlich weitschweifige Erzählung von einer
Fehde zwischen der Stadt Würzburg und
ihrem Bischofe [h]). Die Anstrengungen der
Bürger von Würzburg, sich von der Herrschaft ih
res Bischofs loszureißen, waren fehlgeschlagen. Ein
Anhänger der bischöflichen Partei verfaßte jene Er
zählung. Was ihm an poetischem Geiste fehlte,
hat er durch den Spott zu ersetzen gesucht, mit dem
er die gedemüthigten Bürger überschüttet. Des
nachdrücklicher und poetischer wurde ein Sieg, d
die freie Stadt Nürnberg mit Hülfe einiger to
send Schweizer im Jahre 1450 über den benac
harte

g) Vergl. oben, Seite 189.

h) Diese gereimte Erzählung ist abgedruckt in Jo
Paul Reinhard's Beiträgen zur Histori
des Frankenlandes (Baireuth, 1760, in 8. Th
II, Seite 261.

harten Adel und mehrere mächtige deutsche Fürsten bei Hempach erfochten hatte, verherrlicht durch den nürnbergischen Dichter und Meistersänger Hans Rosenblüt (Rosenplüt), genannt der Schnepperer [i]). Mehr von diesem merkwürdigen Manne zu sagen, wird unten in der Geschichte der dramatischen Poesie der Deutschen aus diesem Zeitraume eine schicklichere Gelegenheit seyn. Seinem bürgerlichen Berufe nach war er ein Wappenmahler [ii]). Der kräftige und in einer gewissen Sphäre wahrhaft poetische, aber freilich aller eleganteren Bildung ermangelnde Geist des Schnepperers spricht auch aus seiner Erzählung von dem Siege bei Hempach, wo der wackere Mann selbst mitgefochten hatte. Des Spottes über die Fürsten und Herren, deren Anschläge gegen Nürnberg vereitelt worden waren, konnte sich der fröhliche Schnepperer nicht enthalten; aber selbst sein triumphirender reichsstädtischer Patriotismus hat eine anziehende Rechtlichkeit [k]). Dankbar gedenkt er der entscheidenden Hülfe

i) Auch dieses historische Gedicht ist abgedruckt in Reinhard's Beitr. zur Gesch. des Frankenlandes, Theil I. Seite 227.

ii) S. die Nachrichten über diesen Dichter in Canzler's und Meißner's Quartalschrift, Jahrgang I. Stück 1. Seite 51.

k) So sagt er z. B. zu den Nürnbergern:

Das merckt ir von Nürnberg:
Halt euch an daz Recht, so valt ir nit.
Man vindt noch, das ein kleines Zwerck
Ein grosen Ryesen nidervicht.
Wiewol ewr Stat ist sam ein Pferch,
Darumb wollen zwe und zwanzig Wölff kauffen.
Dy zucken alß der Falck dy Lerch,
Wann sy die Schäfflein haben dauffen.

Hülfe, welche die Schweizer seinen Mitbürgern ge leistet [l]). Drollig beschreibt er den Rückzug und die Flucht der Fürsten, die sich nach tapferem Kam pfe doch endlich für überwunden bekennen mußten [m]). In dem Siege der Nürnberger erkennt er die Füh rung Gottes, der das Recht gegen die Gewalt in Schutz genommen [n]). Eine Art von Gegenstück zu

Dy Wolff all groß hoch Fürsten sein,
Die sich mit schrifft zu Veint haben g'macht,
Die schencken all sawrn heimischen Wein,
Vnd doch uwer einer von schaffen klagt.

l) Dy von Würtenberg füren drey Hörner,
Der jung wolt die Schaff vmstoßen.
Gott seet auff sye seiner gnaden Körner
Vnd schicket in die Aidgenoßen,
Die Sweizer mit den langen spießen.
Der kamen gen Nürnberg bey tawsent.
Die Wolff eins tayls ir Marren ließen,
Wan In alln ser von in grauset.
Dy Schaff sein vor den Wolffen genesen,
Des haben die von Nürnberg Danck.
Sy kerten ab mit Fewers Pesen
Acht Meyl umb sy do breit vnd lang.

m) Der Marggraff schrey: hilff Ritter sant Jorg!
Erst hab mein Got vnd dy heiligen vergessen!
Vnd rañt hin zu der Wagenpurg,
Vnd sprach: der Teuffel hat sy all besessen.
Weicht all weg nach eindndzr hinaus,
So bringet Ir die hewt davon.
Mein kriegen ist der Boden auß,
Wann ich mich hewt nicht rechen kan.
Do hug sich ein fliehen von In allen,
Vnd also snell von dann zurück,
Vnd wär ir eim ein Aug empfallen,
Er het sich nit darnach gepuckt.

n) Wern dy von Nürnberg eitel Hayden vnd Juden,
Vnd von der Christenheit ausgestoßen,

Vnd

zu diesem historischen Gedichte von Rosenblüt ist die Erzählung von der Soester Fehde oder dem Kriege zwischen der Stadt Soest im alten Westphalen und dem Churfürsten von Cölln. Die Fehde fällt in die Jahre von 1437 bis 1459. Das Gedicht, vermuthlich bald nachher entstanden, ist niederdeutsch °). Und alle diese Erzählungen vaterländischer Begebenheiten in Versen beweisen zugleich mit den historischen Balladen aus diesem Zeitraume, daß die Deutschen damals, wenn gleich im Ganzen nicht sehr poetisch gestimmt, doch noch mehr, als in der Folge, bei ihren öffentlichen Angelegenheiten, wenigstens zuweilen, mit einem gewissen poetischen Interesse verweilten. Eine poetische Erzählung des letzten Feldzuges Carls des Kühnen, dessen Macht vor den Schweitzern erlag, lieferte ein gewisser Hans Eberhard Tüsch, wie er genannt wird °°).

Fortschritte machte die erzählende Poesie der Deutschen im funfzehnten Jahrhundert so wenig, als

Vnd weren Kezer vnd Mainaid swerer,
Vnd stynden yns Bapsts vermaledeyung,
Vnd Räuber vnd Mörder vnd Landverherer,
Vnd hetten entert all Römisch Kirchweyung,
Vnd wern verurtheilt in heimlichen Gericht,
Vnd eytel Pfaffenkinder weren,
Vnd verreter, vnd Pennisch wicht,
Noch solt man sy als ser nit beswern,
Vnd solt sy bey den Rechten lan bleiben,
Wañ sy das Recht füer Meniglich bieten.
Wer sein Nesten will höher treiben,
Der will wider Gott sich frevel nyten.

p) S. über dieses Gedicht, und eine Probe daraus, in dem Magazin Bragur, Band III. Seite 397.

oo) S. Panzer's Annalen, Zusätze, Seite 37.

als im vierzehnten; aber, das größere oder höhere romantische Epos ausgenommen, wurde doch kein Art poetischer Erzählungen, die schon in die deutsche Litteratur eingeführt waren, ganz vernachlässigt. Besonders gelangen die komischen novellenartigen Erzählungen oder Fabliaux dem Nürnberger Rosenblüt, dessen historisches Gedicht auf die Schlacht bei Hempach so eben angezeigt ist. Zu solchen Erzählungen hatte der witzige Schnepperer ein entschiedenes Talent. Daß er Französisch verstanden, ist kaum zu glauben; und doch scheinen einige seiner komischen Erzählungen oder Schwänke französische Vorbilder zu haben. Man kann nicht sagen, daß sie in der deutschen Litteratur die früheren aus dem Zeitalter Conrad's von Würzburg übertrafen p); aber sie stehen ihnen auch nicht nach, weder an Cultur, noch an innerm poetischen Werthe q). Der Schnepperer erzählt die drolligen Begebenheiten im Ganzen jovialisch und anziehend, und in einzelnen Stellen meisterhaft. Die Kraft und Präcision, und noch mehr das Treffende seiner Manier, lassen zuweilen nichts zu wünschen übrig. Zu bewundern ist, wie er, ein Mann ohne gelehrte Bildung,

p) Vergl. oben, Seite 250 ff.

q) Die komischen Erzählungen oder Schwänke von Rosenblüt verdienten gar wohl, gesammelt und mit den übrigen Werken ihres Verfassers durch eine neue Ausgabe bekannter gemacht zu werden. S. das (vermuthlich doch nur unvollständige) Verzeichniß der poetischen Werke Rosenblüt's mit den schon angeführten Notizen in Canzler's und Meißner's Quartalschrift, wo man zwei dieser Erzählungen abgedruckt findet. Eine dritte, Der Mann im Garten, gleichen Inhalts mit der von Jean Lafontaine Le cocu battu & content, ist abgedruckt in der Bragur, Band V. Abth. I. Seite 78.

Bildung, bei seinem komischen Tone der Erzählung die Sprache in seiner Gewalt hatte. Zur Abwechselung lieferte er auch kleine moralische und fromme Erzählungen r).

Das Verzeichniß erzählender Gedichte der Deutschen aus dem funfzehnten Jahrhundert wird ohne Zweifel noch merklich verlängert werden können, wenn Alles, was in dieses Fach gehört, aus den

r) Als Probe des Styls diene hier aus der komischen Erzählung Der Baumgarten eine Stelle. Der Knecht sucht durch Ueberredung die Frau seines Herrn zu verführen.

Er sprach: "nu fraw bedenck euch baß,
Vnd seht zu meines herzens faß.
Do findt ir einen solchen fundt,
Gros lieb vnd trew biß auff den grundt.
Ir habt mirß lang genug auffgeschoben,
Mein herz vor leid ist auffgeclobben;
O fraw, bint mir das wider zu!
Gar klein und wenig ist mein ru.
Darumb versagt mir nit so hart;
Waun ich will steen allzeit in wart,
Die weil ich mag haben mein leben.
Mein hoffnung wolt ich nach nit geben
Vmb hundert tausent goldes marckt;
Dorumb, fraw, seit gegen mir so karckt.
Sie sprach: "dein zung ist wohl geschmirt,
„Die mir mit worten suß hofirt;
„Deine wort sein suss vnd dobey hel.
„Ich sag dir zwar, du wurfst noch fel;
„Du vehst nit vissch in diesem see,
„Wer dir nach mir noch eins als wee!
„Dein neez, das ist zu weit gestrickt,
„Vnd ist zu vischen nit geschickt;
„Dorumb schiff wider an das lant,
„Mein herez hat sich von dir gewant.

den Handschriften hervorgezogen seyn wird. Hier mögen nur noch einige genannt werden. Noch ungedruckt, aber längst durch prosaische Umarbeitung in ein Volksbuch verwandelt ist die Erzählung des Bühlers oder Bügler's, der zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts lebte, von einer Königin in Frankreich [s]). Bekannter ist, durch einige gedruckte Ausgaben aus dem sechzehnten Jahrhundert, Die Mörin von Hermann von Sachsenheim, der um das Jahr 1458 gestorben seyn soll [t]). Nach dem Französischen erzählte Meister Heinrich von der Neuenstadt um das Jahr 1400 in deutschen Versen die Geschichte des Apollonius von Tyrland [u]), und, vielleicht bald nachher, der Thüring von Ringolfingen die Geschichte der Melusine [x]). Besonders beliebt wurde das Buch von den sieben weisen Meistern, die einem fabelhaften römischen Kaiser, Principianus genannt, einer nach dem andern, unterhaltende Mährlein erzählen, um ihn dadurch, auf eine ähnliche Art wie die schöne Scheherezade den Sultan in Tausend und einer Nacht, zu bewegen, daß er die Vollstreckung eines ungerechten Todesurtheils verschiebe, das er gegen seinen eigenen Sohn ausgesprochen hatte. Eine genauere Untersuchung muß uns noch lehren, wie Vieles, oder Weniges, in diesem

s) S. Panzer's Annalen, und Hrn. Docen's oben öfter angeführtes Dichterverzeichniß.

t) S. Koch's Compendium, Theil I. Seite 106., und Panzer's Annalen.

u) S. ebendaselbst, Th. II. Seite 229.

x) S. ebendaselbst, Th. II. Seite 230.

diesem deutschen Gedichte mehr ist, als Uebersetzung eines lateinischen, unter dem Titel Gesta Romanorum in den mittleren Jahrhunderten geschriebenen moralischen Exempelbuchs, aus dem der Inhalt genommen y). Und da man in Deutschland den Erzählungen in Versen noch immer geneigt blieb, und auf den Unterschied zwischen poetischem und prosaischem Geiste einer Erzählung nicht mehr achtete, als in den früheren Zeiten, so konnte Thomas Prischach von Augsburg sich auch ein Verdienst zu erwerben glauben, als er die Geschichte des Costanzer Conciliums in Verse brachte z). Ein Klosterbruder, Felix Fabri, reimte noch um das Jahr 1481 seine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande a). Auch die legendenartigen Erzählungen in deutschen Versen behaupteten ihr altes Ansehen. Als poetischer Legendenerzähler unter den deutschen Dichtern des funfzehnten Jahrhunderts wird der Priester zu Eisenach Johann Rothe genannt, dessen Leben der heil. Elisabeth aber auch nur noch durch ein gedrucktes Fragment bekannter geworden ist b).

Eine neue Erscheinung in diesem Theile der poetischen Litteratur der Deutschen seit dem Absterben der Ritterpoesie ist die Auflösung der alten erzählenden Gedichte in romantische Prose. Wie früh man in Deutschland angefangen,

y) S. die sämmtlichen bibliographischen Nachweisungen über das Buch der sieben weisen Meister in Koch's Compendium, Th. II. Seite 230 ff.

z) S. Hrn. Docen's Dichterverzeichniß.

a) S. Schelhorn's Amoenitat. literar. III. 103.

b) S. das Magazin Bragur, Band VI. Seite 137.

gen, auf diese Art die alte Ritterpoesie ihres natürlichen Schmuckes und zum Theil auch ihres wahren Geistes zu berauben, um sie für das größere Publicum genießbarer zu machen, ist ungewiß. Denn aus dem erwiesenen Alter der Handschriften, nach denen die ersten Drucke der deutschen Volksbücher besorgt wurden, dürfen wir nicht schließen, daß es nicht schon lange vorher neben den Rittergedichten und poetischen Erzählungen in Versen auch ähnliche Werke gegeben habe, die in Prose geschrieben waren, und jetzt Romane und Novellen genannt werden. Wenn wir die Entstehung des deutschen Romans bis zu seinen entferntesten Spuren verfolgen, wird sogar wahrscheinlich, wie schon oben gezeigt worden, daß wenigstens einige solcher Erzählungen in deutscher Prose schon zu einer Zeit vorhanden waren, da man von dem Geiste des schwäbischen Zeitalters kaum ein Vorgefühl hatte c). Als einen merkwürdigen Fortschritt des Genies und Geschmacks in der deutschen Poesie dürfen wir es ansehen, daß man im schwäbischen Zeitalter die, vermuthlich auch damals nicht ganz unbekannten Heldenromane und Novellen, denen der Reiz des Verses fehlte, wenig achtete. Vergleichen wir nun die romantische Litteratur der Deutschen aus dem funfzehnten Jahrhundert mit dem, was sie im dreizehnten gewesen war, so sehen wir an den Romanen und Novellen, die nun die Stelle der ehmals beliebten erzählenden Gedichte einnahmen, einen der deutlichsten Beweise der Veränderung,

c) Vergl. oben die Notizen über das sehr alte Fragment des Heldenromans, der mit der Fabel des Nibelungenliedes zusammenhängt, Seite 71.

rung, die indessen mit dem Geschmacke der Nation vorgegangen war. Romantisch war dieser Geschmack geblieben; aber er verlangte das Romantische so prosaisch, als möglich. Der poetische Kunstsinn, der im dreizehnten Jahrhundert an der Form eben so sehr, als an dem Stoffe, gehangen hatte, war verschwunden. Zufrieden mit dem romantischen Stoffe und einer Erzählungsart, die angenehm unterhält, sah man nun in der Versification und in den feineren Reizen des poetischen Styls einen lästigen Zusatz zur erzählenden Dichtung. Was nicht in Versen erzählt war, las sich, nach den prosaischen Bedürfnissen des Zeitalters, natürlicher und bequemer. Die Darstellungskunst kam überhaupt wenig in Betracht, wenn die fabelhafte Geschichte nur durch sich selbst interessirte. Und weil die ermattete Phantasie keine solche Erzählungen, wie die beliebtesten aus dem dreizehnten Jahrhunderte waren, mehr hervorbringen konnte, so wurden jene Erzählungen selbst prosaisch umgebildet, und Rittergedichte zu Volksbüchern gemacht. Dem fünfzehnten Jahrhunderte gehören ohne Zweifel in der deutschen Litteratur, wie in der französischen, die meisten dieser Umbildungen an. Die Geschichte der Buchdruckerkunst in Deutschland beweiset, wie sehr damals dem deutschen Publicum an solchen Romanen und Novellen gelegen war; denn kaum war jene Kunst erfunden, als sie auch zur Verbreitung solcher deutschen Volksbücher angewandt wurde [d]).

Ausführliche Nachricht von diesen deutschen Volksromanen und Novellen zu geben, ist in der allgemei-

d) Den Beweis liefern Panzer's Annalen der älteren deutschen Litteratur, auf die ich hier verweise.

allgemeinen Geschichte der deutschen Poesie und B
redsamkeit kein Raum. Denn vom Verdienste d
Erfindung kann nicht die Rede seyn, wo man vo
mals beliebte Gedichte prosaisch umgestaltete; u
der offenbare Rückgang der ästhetischen Bi
dung der Nation verdient noch weniger eine spe
cielle Geschichte in einem Buche, dessen Bestim
mung vorzüglich ist, die Entwickelung des Genies
und die Fortschritte des Geschmacks in der schönen
Litteratur nachzuweisen. Was also diese deutschen
Volksromane und Novellen, die aus romantischen
Gedichten der besseren Zeit entstanden, oder die über
dieß, wie die Melusine, die Magelone, der
Kaiser Octavianus, größten Theils ausländ
dischen Ursprungs sind, Anziehendes und in ihrer
Art Schätzbares haben, muß anderen Litteratoren
zur Nachweisung und Darstellung überlassen blei
ben. Einige dieser deutschen Romane und Novellen
aus dem funfzehnten Jahrhundert sind ohne Zweifel
in der Gestalt, wie sie bekannt wurden, und nicht
aus älteren Gedichten, entstanden. Aber auch un
ter diesen Volks- und Unterhaltungsbüchern ist noch
keines bemerkt worden, das als Werk des Genies
über die übrigen hervorragte, oder sie durch Cul
tur des Geschmacks überträfe c).

Auch die wahre Geschichte mußte sich bei
den Deutschen im funfzehnten Jahrhundert roman
haft

c) Des Hrn. Görres Deutsche Volksbücher (Hei
delberg, 1807) können bei dieser Gelegenheit denen
genannt werden, die sich in diesem Felde weiter um
sehen wollen. Schätzbare und specielle bibliographische
Notizen über die deutschen Romane und Novellen aus
dem funfzehnten J. H. liefert Koch's Compendium,
Band II. Seite 229 ff.

hafte Umbildungen in Prose gefallen lassen. In demselben Geschmacke, wie die Zerstörung von Troja und die Thaten Alexanders des Großen, wurden die Geschichten der Herzoge Leopold und Wilhelm von Oestreich, und des Herzogs Ernst von Baiern, als Volksromane bearbeitet [f]).

Niederdeutsche Romane im Geschmacke der hochdeutschen blieben auch nicht aus. Dem Publicum im nördlichen Deutschland, wo sich schon in den früheren Zeiten weit weniger Sinn für Poesie gezeigt hatte, als im südlichen, mußten solche Unterhaltungsbücher besser gefallen, als die alten Rittergedichte in Versen. Schon oben ist angemerkt worden, daß sich von einem großen Rittergedichte in niederdeutschen Versen noch keine Spur gefunden hat [g]). Aber in niederdeutscher Prose wurden wenigstens einzelne Stücke der fabelhaften Begebenheiten erzählt, die in dem Umkreise der großen romantischen Dichtungen des dreizehnten Jahrhunderts liegen, zum Beispiel die erdichteten Thaten Carl's des Großen [h]) und Alexander's des Großen [i]).

Der

f) S. Koch's Compendium am a. O.

g) Vergl. oben, Seite 266.

h) Einen niederdeutschen Roman "von den groten Koninк Karel un den Ridder Elegast" führt Hr. Koch an, in seinem Compendium, Band II. Seite 234.

i) Eine niederdeutsche Novelle zur fabelhaften Geschichte Carl's des Großen steht abgedruckt bei Hrn. Bruns in dessen oben angezeigter Sammlung alter niederdeutscher Gedichte.

Der merkwürdigste national-deutsche Volksroman aus dem funfzehnten Jahrhundert ist der Till Eulenspiegel; gewiß keine Umarbeitung eines Gedichts aus früheren Zeiten; ein komisches Originalproduct des derbesten Volkswitzes; ohne Zweifel zuerst niederdeutsch geschrieben, und gegründet auf die wirkliche Geschichte eines lustigen Sonderlings, der in Niedersachsen gelebt hat, und zu Mölln im Holsteinischen begraben liegt k). Ueber den komischen Werth dieses Volksromans hat die Stimme desjenigen Publicums, für das er bestimmt ist, seit drei Jahrhunderten entschieden. Auch in andere Sprachen übersetzt, hat er überall Glück gemacht; und Eulenspiegels Nahme ist in und außer Deutschland zum Sprüchworte geworden. So niedrig und schmutzig auch die possenhaften Streiche sind, die in diesem Romane berichtet werden, so liegt doch in ihnen ein Reiz der komischen Erfindung, der seine populäre Kraft auch wohl an einem gebildeten Geiste bewähren kann.

3. Für didaktische Poesie waren die Deutschen während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts besonders empfänglich. In allen Theilen der schönen Litteratur der Deutschen aus diesen Zeiten zeigt sich, wie wir gesehen haben, eine Neigung zum Didaktischen vorherrschend. Um so mehr kann uns

k) Die älteste gedruckte Ausgabe des Eulenspiegel ist, so viel man bis jetzt weiß, die hochdeutsche, vom J. 1540, in 4. zu Augsburg erschienen. Aus eben dieser Ausgabe aber hat schon Lessing bewiesen, daß das Original niederdeutsch gewesen, und im funfzehnten J. H. geschrieben seyn muß. S. Lessing's Leben, Th. III. Seite 136. Vergl. Koch's Compendium, Th. II. Seite 235.

ns wundern, daß damals die didaktische Poesie n deutscher Sprache nicht weiter vervollkommnet vurde, als Hugo von Trymberg schon am Ende es dreizehnten Jahrhunderts sie gebracht hatte [1]). Aber was gesunder Verstand und Witz ohne höhere isthetische und wissenschaftliche Bildung, nach romantischer Denk- und Sinnesart, in diesem Felde eisten konnten, war von den Deutschen geleistet. Der Horizont der Nation erweiterte sich nicht. Man richtete sich nach dem Vorhandenen, und eimte Verstand und Witz, scherzend und ernsthaft, n Spruchgedichten, Satyren, und auf andere Art, hne vom eigentlichen Lehrgedicht eine Ahndung zu ekommen.

Der merkwürdigste didaktische Dichter der Deutschen aus dem vierzehnten Jahrhundert ist Heinrich, genannt der Teichner. Von seinen ebensumständen wissen wir nicht viel mehr, als, aß er sich meistens zu Wien aufhielt. Seine Spruchgedichte liegen noch in Handschriften verorgen, einige wenige ausgenommen, die erst neuich durch den Druck bekannter geworden sind; und och sollen ihrer gegen dritthalb hundert, nach einer andern Handschrift über dreihundert, vorhanen seyn [11]). Schon diese Fruchtbarkeit hätte längst mehr

1) Vergl. oben, Seite 253.

11) Gottsched, der auf so manches Werk aus der älteren poetischen Litteratur der Deutschen zuerst wieder aufmerksam machte, erinnerte an den Teichner in seinem Handlexikon der schönen Wissenschaften. Dann wurde dieser didaktische Dichter fast ganz wieder vergessen. Nachweisung der Handschriften, wo seine Gedichte zu finden sind, liefert Hr. v. der Hagen

mehr Interesse für den Teichner erregen sollen. Daß er vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, beweisen die Proben, die von seiner didaktischen Poesie gedruckt zu lesen sind. Bis zum eigentlichen oder höheren Lehrgedichte, das ein bestimmtes Thema von der ästhetischen Seite ergreift und es mit allen Reizen der schönen Darstellung schmückt, konnte sich, so viel man weiß, der Teichner nicht erheben. Seine didaktische Art zu dichten blieb die gnomische oder sententiöse. Aber er überschauete das Ganze des menschlichen Lebens mit philosophischem Ernste; und nicht ohne Geist führte er seine Betrachtungen aus. Was uns in diesen Betrachtungen trivial erscheint, war es nicht nach der beschränkteren Menschen- und Weltkenntniß des vierzehnten Jahrhunderts. Ein wenig weitschweifig und trocken ist die Manier des Teichner's, aber weder steif, noch gesucht; und in seinen moralischen Reflexionen liegt etwas, das deutlich zeigt, wie genau er beobachtete, ehe er räsonnirte. Vielleicht wird sich ein noch günstigeres Urtheil über ihn fällen lassen, wenn sein ganzer poetischer Nachlaß dem Publicum vorgelegt seyn wird [111]).

Mehren

in dem Verzeichnisse alter deutscher Gedichte. Den Geist und die Manier des Teichners lernt man kennen aus den Proben, die Hr. Docen hat abdrucken lassen in seinen Miscellaneen, Th. II. Seite 228.

111) Hier ist eine Probe der Manier des Teichners.

Einer fragt, ob ich vernaem,
Waz dem iungen wol gezaem,
Vnd dem alten waer ein schant.
Ich sprach, daz ist scham genant.
Wer sich schamt von kindes iugent,

Da

Mehrere didaktische Werke aus diesem Theile der poetischen Litteratur der Deutschen sind bis jetzt nur noch in Handschriften zu finden, oder nur stellenweise abgedruckt. Das Buch von der Natur, von Conrad von Megenberg oder Magdeburg, der um das Jahr 1350 gelebt haben soll, verdient vielleicht bekannter zu werden, ob es gleich nur Bearbeitung eines lateinischen Tractats des Albertus Magnus ist[m]). Johann Rothe's, des Priesters zu Eisenach, dessen oben gedacht wurde[n]), didaktisches Gedicht von der Keuschheit ist denen, die es nicht in der Handschrift lesen konnten, auch nur noch dem Nahmen nach bekannt. Eben so verhält es sich mit den Spruchgedichten von Meister Egen, Hans Rainiger, Hans

Der ist sich slizent aller tugent,
Vnd hütet sich vor bösen dingen,
Dez müz in diu scham bezwingen,
Daz er missetat verbirt.
Ob er ez angesuchet wirt,
So geit im diu scham diu ler,
Daz er betrachtet künftig er (ehr),
Vnd dez übel nicht entük,
Davon ist scham dem iungen güt,
Vnd dem alten ein übel zaichen.
Wo man sicht den alten blaichen,
Vnd sich nach der schame stellet,
So hat in etwer vor gezellet,
Waz er übels hat getan,
Diewil er waz ein iunger man.
Wann der alt in scham erglizzet,
So hat in etwer gewizzet,
Daz er wilünt trüg in dem herzen,
Diu selb schame geit im smerzen.

m) S. die Nachweisungen in v. d. Hagen's Verzeichniß.
n) S. ebendaselbst.

Hans Zukunft, Johann Vintler, der in Versen ein Buch von der Tugend geschrieben, und ohne Zweifel mit noch mehreren didaktischen Dichtern und Reimern aus dieser Periode der deutschen Litteratur. Die didaktische Poesie in Verbindung zu bringen mit der historischen, versuchte Johann Holland von Eppenfelden. Er verfertigte ein Spruchgedicht von den adligen Geschlechtern in Baiern o).

Die didaktische Epistel war diesem Zeitalter fremd. Was für eine Art von Epistolographie in Versen damals entstand, kann man aus dem Ehrenbriefe oder Sendschreiben lernen, das der baierische Ritter Püterich von Reicherzhausen im Jahre 1462 an eine östreichische Prinzessin richtete, der er sich zu Gnaden empfehlen wollte. Nur durch den Inhalt ist das breite und verworrene Geschwätz dieses ehrlichen Rittersmannes merkwürdig geworden, weil er der Prinzessin in diesem gereimten Briefe ein Verzeichniß der alten Rittergedichte mittheilt, die er mit enthusiastischer Liebhaberei gesammelt hatte p).

Gegen diesen Püterich und seine achtungswerthe Liebhaberei schrieb ein gewisser Johann Seiß

o) S. das öfter angeführte Dichterverzeichniß von Hrn. Docen, wo von allen diesen Verfassern deutscher Spruchgedichte wenigstens einige Nachricht gegeben wird.

p) Dieß ist das, seines Inhalts wegen, von Adelung mit vielen litterarischen Erläuterungen ausgestattete und besonders herausgegebene, auch oben mehrere Mal angeführte Sendschreiben des Püterich (Leipz. 1788. in 4.)

litz ein Spottgedicht, durch das er sich schwerlich dem Publicum würde haben empfehlen wollen können, wenn nicht damals eine gewisse Geringschätzung der poetischen Werke, die den Vorfahren so werth gewesen waren, zum Rittertone gehört hätte q).

Von der Erweiterung der älteren didaktischen Litteratur der Deutschen durch Fabeln findet sich nach Boner und Hugo von Trymberg bis auf die Erscheinung des Reineke Fuchs keine besonders interessante Spur. Ein Dichter, der der Welschberger genannt wird, soll im funfzehnten Jahrhundert Fabeln geschrieben haben, die noch in Handschriften zu finden sind r).

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, als schon die alten classischen Autoren in Deutschland bekannter zu werden anfingen, schrieb der Doctor der Rechte Sebastian Brand oder Brandt sein Narrenschiff, ein satyrisch-didaktisches Gedicht, das, sobald es bekannt geworden war, alle früheren, ihm ähnlichen Werke in der deutschen Litteratur bei den Zeitgenossen seines Verfassers verdunkelte. Von den Lebensumständen des Sebastian Brand scheint übrigens wenig bekannt geblieben zu seyn. Zu Straßburg war er geboren im Jahre 1458. Als kaiserlicher Rath und Syndicus seiner Vaterstadt starb er im Jahre 1520. Sein Narrenschiff wurde nicht nur durch mehrere, bald auf einander folgende Ausgaben noch vor

q) S. Adelung in der eben genannten Ausgabe.
r) S. Hrn. Docen's Dichterverzeichniß.

vor dem Ablaufe des funfzehnten Jahrhunderts in ganz Deutschland verbreitet; zum besondern Nutzen des nördlichen Deutschlands wurde es auch in das Niederdeutsche übertragen. Während des sechzehnten Jahrhunderts blieb es ein Lieblingsbuch des deutschen Publicums. Um es nach den veränderten Bedürfnissen des Zeitalters genießbar zu erhalten, wurde es in späteren Ausgaben umgearbeitet und verstümmelt. Auch außerhalb Deutschland machte es Glück. Man las es in holländischen, englischen und französischen Uebersetzungen. Nur aus der Verehrung, mit der das Buch damals genannt wurde, erklärt sich, wie einer seiner Bewunderer, ein Geistlicher, Gailer von Kaisersberg, Doctor der Theologie zu Straßburg, noch zu Brand's Lebzeiten über dieses Narrenschiff, wie über biblische Texte, öffentliche Kanzelvorträge an seine christliche Gemeine zu halten wagen konnte*). Von diesen Predigten muß im Capitel von der deutschen Beredsamkeit dieses Zeitalters noch ein Mal die Rede seyn. Das Narrenschiff selbst, das ein solches

*) Die bibliographischen Notizen zur Geschichte des Narrenschiffs und seiner Ausgaben sind gesammelt in Koch's Compendium der deutschen Litt. Th. I. Seite 148. Die älteste Ausgabe soll zu Basel ohne Jahrzahl erschienen seyn. Nach andern Bibliographen ist die Straßburger Ausgabe vom J. 1494 die älteste. Wenn eben dem Jahre (1494) ist die zu Reutlingen gedruckte, die sich auf der Göttingischen Universitäts-bibliothek befindet. In Hrn. Nasse's Vorlesungen über die Gesch. der deutschen Poesie (Altona und Leipz. 1798.) werden Th. I. Seite 188. Stellen aus einer Ausgabe von 1509 angeführt. Diese Stellen habe ich in der Reutlinger Ausgabe von 1494 nicht finden können. Sie scheinen aber doch von Brand selbst zu seyn, der sein Buch vervollkommnen wollen.

solches Aufsehen erregte, ist nichts weniger als ein didaktisches Meisterwerk im poetischen Sinne. Weder als Product des Witzes, noch durch Cultur der Sprache und des Styls, übertrifft, oder erreicht es nur, den zwei hundert Jahr älteren Renner des Hugo von Trymberg. Die Phantasie hat an seiner Erfindung wenigen Antheil. Der metaphorische Titel läßt eine witzig durchgeführte Allegorie erwarten; aber nur von Zeit zu Zeit wird man durch einige allegorische Stellen an den Titel erinnert. Brand wollte ganze Schiffsladungen voll Narren und Narrheit zur Schau ausstellen. Dieß, und nichts mehr, soll der Titel des Werks bedeuten. Nur nebenher wird eine Gattung von Narren zuweilen mit einer Schiffsgesellschaft verglichen. Die Composition des ganzen Werks hat nicht mehr Einheit, als das Gemisch von Sittensprüchen, Fabeln und Erzählungen im Renner des Hugo von Trymberg. Dort, wie hier, sind die Betrachtungen regellos an einander gereihet. Auch an Zügen des Witzes ist das Narrenschiff bei weitem nicht so reich, wie der Renner. Hugo von Trymberg's Satyre ist jovialisch; Brand griff die Narrheit mehr mit den Waffen des bitteren Ernstes an. An der gesunden Moral war ihm fast Alles gelegen; an der Darstellung, die Kraft abgerechnet, sehr wenig. Und gerade aus dieser Ursache wurde das Narrenschiff ein Lieblingsbuch des lesenden Publicums in Deutschland, zu einer Zeit, da fast alles ästhetische Interesse, dessen die Nation fähig ist, dem praktischen gewichen war. Aber nicht nur als charakteristisches Denkmal dieses Zeitalters verdient Brand's Narrenschiff ausgezeichnet zu werden; es empfiehlt sich auch, bei allem Man-

gel an poetischen Reizen, dem liberalen Denker durch den praktisch-philosophischen Geist, mit welchem dieser Sittenrichter das Ganze des menschlichen Lebens überschauete, und, im redlichsten Eifer für das Vernünftige und Gute, das Unvernünftige und Schlechte, wo es sich ihm nur zeigen mochte, mit den kräftigsten Zügen, wenn gleich mehr didaktisch, als mahlerisch, darstellte. Mit Recht konnte dieses Buch damals als ein Schatzkasten voll nützlicher Wahrheit allen Ständen empfohlen werden; denn jeder Stand findet in ihm seine Narrheit zur Schau ausgestellt; und wenige Aeußerungen der Unvernunft möchten zu verzeichnen seyn, an welche Brand nicht gedacht hätte. Von sich selbst dachte dieser wackere Mann nicht so groß, daß er sich als einen Weisen den unzähligen Narren, die er züchtigt, anmaßend hätte gegenüber stellen wollen. Sich selbst führt er ein Mal mit naiver Energie als Narren auf t). Aber er bemerkt auch, daß, wer anfange, sich selbst für einen Narren zu halten, schon aufhöre, einer zu seyn u). Mit einer Beschrei-

t) In der von Hrn. Nasse benutzten Ausgabe (S. oben, Anmerk. s.), der schon einige verfälschte voraus gegangen zu seyn scheinen, sagt Brand von seinem Narrenschiffe zur Vorerinnerung:

Aber ich will es Gott befälen;
Denn dieß Schiff fährt in seinem Nammen.
Eins Dichters darf es sich nicht schammen,
Gleich wie das alt, in allen Sachen.
Es kann nit Jeder Narren machen (darstellen),
Er heiß dann, wie ich bin genannt,
Der Narr Sebastianus Brandt,

u) Zu Anfange des Werks sagt er z. B. (nach der neben mit liegenden Reutlinger Ausgabe vom J. 1494):

Wer

schreibung des Weisen, wie er unter den Sterblichen gefunden werden kann, endigt das Buch. Anziehend ist in diesem Buche auch der unverkennbare Adel des Gefühls, der sich mit altdeutscher Geradheit und Derbheit ausspricht x). Verzeihen muß man dem Baumeister des Narrenschiffs, daß er seinem Werke auch einen recht gelehrten Anstrich geben wollte, und deßwegen bei jeder Gelegenheit Nahmen und Beispiele aus den alten Classikern citirt. Es war ja die Zeit, da die alte classische Litteratur in Deutschland auch durch den Reiz der Neuheit auf alle vorzüglicheren Köpfe wirkte. Drollig nehmen sich manche Stellen aus, wo Brand die

Wer sich recht spiegelt, der lernt wol,
Daß er nit wys sich achten soll,
Nicht uff sich halten, das nit ist;
Denn nyeman ist, dem nütz (nichts) gebrist.
Oder der warlich sprechen tar (darf),
Daß er sey wyß und nit ain Narr.
Denn wer sich für ain Narren acht,
Der ist bald zu aym Weysen gemacht.

x) Von der Uneigennützigkeit seines Beginnens spricht Brand mehrere Mal, z. B. in der Einleitung:

Doch bitt ich Jeden, daß er mer
Wil sehen an (ansehen) Vernunft und Ee (Ehr),
Dann mich, oder min schwach Gedicht.
Warlich hab' ich on Arbeit nicht
So vil Narren zusammen bracht.
Ich hab etwan (manches Mal) gewacht zu Nacht,
Do die schlieffent, der ich gedacht.

Und gegen das Ende des Werks:

— Diewile ich habs gethan
Durch Gottes Ere und Nutz der Welt,
So hab ich weder Gunst, noch Gelt,
Noch anders Zaitlichs gesehen an;
Deß will ich Gott zu Zeugen han.

die alte römische Sentenzensprache nachahmt y). Eine ausführlichere Anzeige vom Inhalte dieses ganzen Buchs gehört mehr zur Sittengeschichte, als zur Geschichte der Poesie und Beredsamkeit z).

Brand's

y) Z. B. wo er von dem Weisen sagt:
Er acht nit, was der Adel spricht,
Oder des gemainen Volks Geschrey;
Er ist rotund, ganz wie ein Ay;
nach dem Horazischen: in se totus, teres atque rotundus.

z) Zur Probe des Styls wähle ich eine Stelle, die sich wenigstens durch die allegorische Ausführung des Titels dem Poetischen nähert.

Jnn allen landen über al,
On end ist vnser narren zal.
Wir faren vmb durch alle landt
Von Narbon jnn Schluraffen landt,
Darnach went wir gen Montflascun,
Vnd jnn das landt gen Narragun.
All port durchsuchen wir, und gstad,
Wir faren vmb mit grossem schad,
Vnd künnent doch nit treffen wol
Den staden do man lenden sol.
Vnser vmbfaren ist on end,
Dann kainer waiß, wo er zů lend,
Vñ hantt doch kain rün, tag noch nacht.
Vff wißhait vnser kainer acht,
Dar zů hant wir noch vil gespanen,
Trabanten vil, vnd Curtisanen,
Die vnserm hoff stäts ziehen nach,
Rumen jnns schiff zům letzsten doch,
Vnd faren mit vns vff gewynn.
On sorg, vernunfft, wißhait, und synn
Thünt wir für wor ain sörglich fart,
Daß kainer sorgt, lugt, merckt vnd wart
Vff Tablemaryn, vnd den compaß,
Oder den vßlouff des stundglaß,
Noch mynder des gestyrnes zwang,

Wo

Brand's Narrenschiff konnte sich in der Gunst des Publicums nur so lange behaupten, als die derbe Moral, der es seine Wirkung verdankte, durch keine feinere verdrängt wurde. Weit mehr dem Geschmack aller Zeitalter angemessen ist der allgemein bekannte Reineke Fuchs, das zweite satyrisch-didaktische Gedicht, das gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Deutschland eben so schnell berühmt, als bekannt wurde. Aber noch immer hat durch den Fleiß der Litteratoren nicht in's Klare gebracht werden können, weder, wer uns bezweifelbar der Verfasser dieses Gedichts in deutscher Sprache, noch, wie vieles, oder weniges, in dem deutschen Reineke Fuchs Nachahmung, oder gar nur Uebersetzung, eines ausländischen Werks von gleichem Geist und Inhalte ist. Derjenige Reineke Fuchs, der jetzt in der Litteratur vorzugsweise so heißt, ist der niedersächsische, der zuerst, so viel man weiß, im Jahre 1498 gedruckt, bald darauf in das Hochdeutsche, auch in das Lateinische, übertragen wurde, und noch in unsern Tagen auf verschiedene Art modernisirt worden ist a). Daß dieser Reineke kein Originalproduct des deutschen

Wo hyn Bootes, Ursa gang,
Arcturus oder Hyades,
Des treffen wir Sympleyades,
Das vns die felsen an das schiff,
Zů bayden sytten gont ain büff,
Vnd knütschen das so gar zu trymmen.

Hier sieht man zugleich, wie der Satyriker seine Gelehrsamkeit geltend macht.

a) Die bibliographischen Notizen zur Geschichte des deutschen Reineke Fuchs sind schon von mehreren Litteratoren zusammen getragen. Man sehe Flögel's Geschichte der kom. Litteratur, Band III., und besonders Koch's Compendium, Th. II. Seite 146.

schen Witzes ist, sagt der Verfasser, der sich Heinrich von Alkmar genannt hat, in der Vorrede ausdrücklich [b]). Aber er sagt nur, daß er das Gedicht aus dem Welschen und Französischen in die deutsche Sprache übertragen habe. Eines holländischen Reineke Fuchs gedenkt der Verfasser des deutschen mit keinem Worte; und doch ist ein solcher Reineke in holländischer Sprache, einige Jahre vor dem deutschen gedruckt, vorhanden [c]). Der holländische Reineke soll zum Theil in Prose geschrieben seyn, übrigens, was die Composition der Fabel betrifft, mit dem deutschen übereinstimmen. Aus dem Holländischen ein Buch in das Niedersächsische zu übertragen, konnte schwerlich einem Niederdeutschen einfallen zu einer Zeit, da die holländischen Provinzen noch zum deutschen Reiche gezählt wurden, und die holländische Sprache selbst nur den Charakter eines niederdeutschen Provinzialdialekts hatte. Auch würde, wenn der Verfasser des niedersächsischen Reineke Fuchs einen holländischen umgearbeitet hätte, diese Umarbeitung nicht so schnell auf das holländische Original gefolgt

b) Die Worte lauten so: Ik Hynrik von Alkmer, Scholemeister unde Tuchteler (Instructor und Hofmeister) des eddelen dögentliken Vörsten und Heren Hertogen von Lotringen, hebbe dit gegenwerdige Bök ut walscher unde franzöfescher Sprake gefocht unde umegefat in düdesche Sprake to dem Love un to der Ehre Godes, un to heylsamer der, de hierinne lesen.

c) Die holländische Historie van Reynaert de Vos, gedruckt zu Delft, im J. 1485. in 4., ist zu Lübeck im J. 1783 von Ludwig Suhl von neuem herausgegeben, aber mir noch nicht zu Gesichte gekommen.

folge seyn. Aller Wahrscheinlichkeit nach schöpften also der niedersächsische und der holländische Bearbeiter der alten satyrischen Dichtungen vom Fuchs aus einer und derselben Quelle. Diese Quelle ist ohne Zweifel, wie auch die Vorrede des deutschen Verfassers aussagt, ein altes französisches Werk; denn in Frankreich waren jene satyrischen Dichtungen schon um das Jahr 1313 dramatisch benutzt; und schon im Jahre 1289 soll ein französischer Roman vom Fuchs (Roman du Renard), von einem gewissen Jacques oder Jacquemers Gelee de Lille verfaßt worden seyn [d]). Aber auch in deutscher Sprache scheint diese satyrische Dichtung, vermuthlich nach dem Französischen, lange vorher bearbeitet gewesen zu seyn, ehe das Werk des Dichters, der sich Heinrich von Alkmar genannt hat, bekannt wurde [e]). Die ganze Dichtung gehört überhaupt zu denen, die sich nach und nach aus deutschen Volkssagen gebildet haben; denn schon zur Zeit Carl's des Großen sollen von dem deutschen Volke satyrische Anekdoten erzählt, oder gesungen, worden seyn, in denen ein Herzog Reinhard oder Reineke von Lothringen als Fuchs, und ein Graf von Oestreich unter dem Nahmen Isengrin oder Isegrim als Wolf aufgeführt worden [f]).

Im

d) Vergl. diese Geschichte der Poesie und Beredsamk. Band V. Seite 57.

e) So eben lerne ich aus der Hallischen Litteraturzeitung vom J. 1811, Nr. 107, daß unter den altdeutschen Handschriften auf der vaticanischen Bibliothek zu Rom ein hochdeutscher Reineke Fuchs aufgefunden worden, der von dem niederdeutschen gänzlich abweichen soll.

f) Vergl. oben, Seite 45, und die dort nachgewiesenen Stellen in Schmid's Geschichte der Deutschen.

Die Frage, wer denn nun gewiß, oder wahrscheinlich, der Verfasser dieses niederdeutschen Reineke Fuchs sey, behauptet also auch ihr litterarisches Interesse, wenn gleich das Werk kein deutsches Original ist. Daß der Nahme Heinrich von Alkmar nur für einen angenommenen zu halten, wird schon dadurch wahrscheinlich, daß dieser Heinrich von Alkmar sich einen Instructor und Hofmeister eines Prinzen von Lothringen nennt. In Lothringen wurde nie Niederdeutsch gesprochen; aber alte Anekdoten von einem Herzoge von Lothringen hatten zu den satyrischen Fabeln oder Spottliedern, aus denen der Reineke Fuchs entstanden ist, die erste Veranlassung gegeben. Schon im sechzehnten Jahrhundert hielt man einen gewissen Nicolaus Baumann, der als Rath bei einem Herzoge von Jülich in Dienst gestanden und darauf in Ungnade gefallen, für den wahren Verfasser des niederdeutschen Reineke [1]). Um sich an dem Jülichschen Hofe zu rächen, soll dieser Baumann,

Mende to holden hoff mit eren,
Myt vrouden und myt grotem love,
Un hadde vorbodet da to hove
Alle de dere groet un kleyne,
Sunder Reynken den vos alleyne.
He hadde in den hoff so vele mißdan,
Dat he dar nicht endorste komen noch gan.

1) Die Meinung, daß dieser Nicolaus Baumann den niederdeutschen Reineke Fuchs geschrieben, wurde zuerst durch den Satyriker Rollenhagen, den Verfasser des Froschmäuseler, gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Umlauf gebracht, und nachher von mehreren Litteratoren vertheidigt. Man vergleiche Flögel's Gesch. der komischen Litteratur, Band III. und Kinderling's Geschichte der niedersächsischen Sprache, Seite 350.

mann das satyrische Fabelgedicht geschrieben haben. Einige Wahrscheinlichkeit erhält diese Meinung durch den Dialekt des Gedichts; denn dieser Dialekt, den einige Litteratoren für Friesisch erklärt haben, ist fast ganz derselbe, der noch jetzt in Holstein und Meklenburg gesprochen wird; und Nicolaus Baumann soll als Secretär des Herzogs von Meklenburg und Professor der Rechte zu Rostock im Jahre 1526 gestorben seyn. Aber vom Jahre 1526 bis zurück zu der Zeit, da der niedersächsische Reineke gedichtet seyn muß, der schon im Jahre 1498 gedruckt worden, mögen leicht gegen vierzig Jahre anzunehmen seyn. Da nun der Geist und die Sprache des Gedichts durchgängig männliche Reife des Verstandes und eines dem Zeitalter angemessenen Geschmacks beurkunden, so müßte Nicolaus Baumann, wenn ihm das Gedicht zuerkannt werden soll, in hohem Alter gestorben seyn. In jedem Falle kann der wahre Verfasser des Werks noch nicht mit historischer Gewißheit genannt werden k).

Eine

k) Wer die älteren Ausgaben des Reineke Fuchs, die man in Koch's Compendium verzeichnet findet, nicht bekommen kann, der wende sich an die neue, von den Hrn. Voß und Bredow zu Eutin im J. 1797 herausgegebene Ausgabe, der auch ein Glossarium beigefügt ist. Sie folgt meistens, wie auch die von Gottsched (Leipzig, 1752), dem Texte der Ausgabe, die der helmstädtische Professor Hackmann nach dem ältesten Drucke vom J. 1498, zu Wolfenbüttel im J. 1711 besorgt hat mit dem unverständlichen Titel: *Reineke de Voss mit dem Koker*, als ob der Koker ein Prädicat des Reineke bedeuten sollte.

Eine Nachahmung des Reineke Fuchs, unter dem Titel Hennynk de Han, kann hier beiläufig angezeigt werden, weil sie von mehreren Litteratoren für das Werk eines unbekannten Verfassers aus dem funfzehnten, oder sechzehnten Jahrhunderte angesehen ist. Nach den neuesten Untersuchungen läßt sich nicht mehr bezweifeln, daß dieser Hennynk der Hahn erst im achtzehnten Jahrhunderte entstanden ist, und einen gewissen Caspar-Friedrich Renner, Stadtvogt in Bremen, zum Verfasser hat, der es als ein angeblich altes Gedicht im Jahre 1732 drucken ließ, und sich selbst als Herausgeber unter dem angenommenen Nahmen Franz Heinrich Starr verbarg. Als eine ganz artige Nachahmung verdient das Werkchen im Andenken zu bleiben. Seinem Vorbilde gleicht es weder an Umfange, noch an Fülle des Witzes [kk]).

Um dieselbe Zeit, als der Reineke Fuchs in niedersächsischer Sprache geschrieben worden, oder doch nicht viel später, scheint auch das niedersächsische Spruchgedicht entstanden zu seyn, das De Koker (der Köcher) überschrieben ist [1]). Der Nahme

kk) Die Verhandlungen über die Echtheit dieses niederdeutschen Gedichts und die Entdeckung des wahren Verfassers sind zu finden in dem Magazine Bragur, Band III. Seite 416.; Band IV. Abth. 1. Seite 167.; und das Resultat Band VI. Abth. 2. S. 145. Die neben mir liegende Ausgabe hat am Schlusse des Gedichts die falsche Jahrzahl 1516, und auf der folgenden Seite, für die angeblich neue Ausgabe, die wahre Jahrzahl 1732.

1) Dieß ist der eben genannte Koker oder Köcher, den Hackmann nach einer alten Handschrift zugleich mit dem Reineke Fuchs herausgegeben hat.

Nahme des Verfassers ist unbekannt, und das Spruchgedicht selbst erst zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts durch den Druck dem neueren Publicum vorgelegt worden. In welchem Grade es jemals beliebt gewesen, wissen wir nicht. Der satyrische Witz, den es enthält, verdient, aufbewahrt zu werden. Aber poetischen Werth hat das Werk nicht. Theils sinnreich, theils pedantisch, hat der ungenannte Verfasser einen Vorrath von ungefähr fünfhundert Sentenzen so zusammen gereimt, daß jede wie ein Sprüchwort in zwei Zeilen ausgedrückt, und zugleich durch den Reim an die folgende Sentenz gekettet ist. Diese in einander gereimten Sprüche sind die Pfeile, von denen dieser Köcher den Nahmen hat [m]). Bleierne und

m) Die Aeußerung des niederdeutschen Gnomikers, über die Nutzanwendung dieses Köchers ist eben kein Beweis von moralischer Delicatesse.

Wyl nû eyn dem andern in den bart
Warpen efte scheyten eyne klyven,
Den spyet myt speyheyt verdryven,
Deme kumt düsse Koker wol even,
Dar mach he de pyle uthheven,
De da gud syn to synem bogen.
Is he öme nicht stram getogen,
So scheyte he aff, wen yd eme behaget.
We eme hyr boven worum fraget
Umme word, de he eme schal berychten,
So mag he düssen Koker uplychten,
Un seuken dar de besten pyle uth,
Welke de eme darto dünket guth,
Un scheyte aff, so de schütte deyt.
In welcken weg de pyl geyt,
Is he nicht to antworden vorplycht
He drepe wat, edder he drepe nicht.

und goldene, scharfe und stumpfe Pfeile findet man hier beisammen n). Die Abtheilungen sind, ohne inneren Zusammenhang, nach dem Alphabete so geordnet, daß ungefähr, wie im güldenen ABC, die Anfangsbuchstaben des Spruches, der an der Spitze einer Reihe steht, die Ordnung bestimmen. Ein gemeiner Kopf konnte so viele Sentenzen, die fast alle wie Sprüchwörter klingen, nicht erfinden. Ein gebildeterer Geist würde weder so vielerlei Gutes und Schlechtes in einander gereimt, noch mit solcher Anstrengung, die sich selbst verräth, auf witzige Sentenzen Jagd gemacht haben.

4.

n) Hier sind, weil das Buch so selten ist, einige zur Probe.

Bladderen un grote sweren
Der konde alle man wol entberen,
Wol komen se vaken unvorbodet.
Velo lüde in der erde rodet,
Dar se süs nene gülden seuken.
Van eyner schyer klüfftygen beuken
Darvan werden gude radevelge.
Mannych heft grote blasebelghe,
Un pustet dat für myt dem munde.
De dar weget myt dem punde,
De heft des Cyntners neyn bedarff.
Wat me kofft vor eynen scharff
Dat is nener marck gewerd.
We syn huß övel decket unde sperd,
De heft alletyd eyn drüppendack.
Wat is doch groter ungemack,
Den eyn wyff, der de aten stuncket?
Eyn man, de in velen wegen huncket,
Deme vordrüt vele weges to gande.
Wat eyn vordenen kan myt stande,
Dar behövet he des syttens nicht to.
So kleyn is nummer eyn hol schoe,
He kan dragen beyde lyff un sele.

4. Die merkwürdigste neue Erscheinung im Gebiete der deutschen Poesie nach dem Untergange des ritterlichen Liebes- und Heldengesanges bis auf die Zeit der völligen Umbildung des litterarischen Geschmacks in Deutschland ist die erste bestimmte Entwickelung dramatischer Dichtungsarten um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts.

Aus den früheren Zeiten haben sich, wie oben erzählt worden, nur fragmentarische Proben von einem geistlichen Schauspiele in deutscher Sprache erhalten *). Solcher Schauspiele, den altfranzösischen Mysterien ähnlich, sind im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert ohne Zweifel mehrere, vermuthlich aber doch öfter in lateinischer, als in deutscher Sprache, von deutschen Klosterbrüdern und ihren Zöglingen aufgeführt. Emporkommen konnten aber diese Schauspiele in Deutschland nicht, wie in Frankreich, weil die Fürsten und Herren in Deutschland die dramatische Poesie eben so wenig, als andere Dichtungsarten, einer besondern Aufmerksamkeit würdigten, nachdem das schwäbische Zeitalter vorüber war. Den Meistersängern in den blühenden deutschen Reichsstädten blieb überlassen, wie weit sie in der dramatischen Kunst mit den Franzosen zu wetteifern versuchen wollten. Aus der Schule der Meistersänger zu Nürnberg sehen wir um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts das deutsche Schauspiel in einer solchen Gestalt hervorgehen, wie es sie unter den Händen kräftig aufstrebender, aber ungelehrter, und von den Gelehrten wenig geachteter Handwerker und anderer Personen

*) S. oben, Seite 265.

sonen vom bürgerlichen Mittelstande erhalten konnte. Derbe, lustige Fastnachtsspiele sagten dem bürgerlichen Geschmacke der Reichsstädter mehr zu, als große geistliche Dramen. Daß es Meistersänger waren, die den Fastnachtsspielen in Deutschland die erste, wenn auch noch so unvollkommene litterarische Cultur gaben, war kein Verdienst der zunftmäßigen Schulen des Meistergesanges; denn in diesen Schulen wurde an dramatische Poesie gar nicht gedacht. Es traf sich nur den Umständen gemäß, daß die beiden ersten deutschen Dichter, welche die dramatische Poesie, nach dem Geschmacke des Zeitalters, in einige Aufnahme brachten, zu der Brüderschaft der Meistersänger gehörten. Beide waren Nürnberger; der eine, Hans Folz; der andere, Hans Rosenblüt, genannt der Schnepperer. Von beiden ist schon oben die Rede gewesen p). Keiner von beiden erfand die dramatische Gattung, deren sie sich mit Glück annahmen. Aber sie führten diese Gattung zuerst in die deutsche Litteratur ein. Man muß aber, um diesen beiden Männern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, nichts weiter von ihnen erwarten, als, was ein Barbier und ein Wappenmahler des funfzehnten Jahrhunderts leisten konnten.

Von Hans Folz, dem Barbier, sind vier Fastnachtsspiele vorhanden, unter ihnen eines, in welchem die alte burleske Erzählung von Salomo und Markolf, deren oben mehrere Mal gedacht ist, dramatisirt erscheint. Noch zu Anfange des sechszehnten

p) Vergl. oben, Seite 290., und über Rosenblüt Seite 325 und 328.

zehnten Jahrhunderts wurden diese Schauspiele wieder gedruckt, also fleißig gelesen [q]).

Hans Rosenblüt, der Wappenmahler, hat seinen Beinahmen Der Schnepperer d. i. Der lose Schwätzer ohne Zweifel der ungezügelten Freiheit zu danken, mit der er seinen Witz sich erzießen ließ, wenn es galt, das nürnbergische Publicum im rechten Fastnachtsgeschmacke des Zeitalters durch die schmutzigsten Scherze zu ergötzen [r]). Sehr ungerecht würde man dem guten Manne thun, wenn man ihn wegen dieser Scherze für weniger rechtlich, als sein ehrsames Publicum, halten wollte. Ohne solche Ausschweifungen des burlesken Witzes galt damals kein Fastnachtsstück ganz für das, was es seyn sollte; und wie ehrenfest auch Hans Rosenblüt dichten konnte, beweiset besonders seine oben angeführte poetische Erzählung von der Schlacht bei Hempach. Aber in der Frechheit der Fastnachtsscherze wurde auch Rosenblüt schwerlich von einem seiner Zeitgenossen übertroffen, ob er gleich

q) Da ich mir die Schauspiele von Folz nicht habe verschaffen können, so kann ich auch hier nur auf die bibliographischen Notizen verweisen, die sich über diesen Meistersänger in Panzer's Annalen, besonders Band II. Seite 51 und 52. finden.

r) Vergl. oben, Seite 328. und die dort angeführte Stelle in Canzler's und Meißner's Quartalschrift. Rosenblüt schämte sich seines Beinahmens so wenig, daß er sich selbst ein Mal den Schwätzer nennt. Das Wort Schwatzen scheint also damals bedeutet zu haben Unsaubere oder muthwillige Reden führen; denn ein Ueberfluß von Worten oder eigentliches Geschwätz ist bei Rosenblüt nicht zu finden.

gleich die Bürger von Nürnberg mit keinen schmutzigern Possen, als zur Zeit der höchsten Cultur des griechischen Geschmacks der übermüthige Aristophanes die Bürger von Athen, unterhielt. Abgerechnet die Uebereinstimmung in einer gewissen Art von Zoten, kann Hans Rosenblüt mit dem unübertroffenen Aristophanes in keiner Hinsicht verglichen werden. Seine komischen Fastnachtsspiele sind so roh, daß kaum ein Anfang von dramatischer Verwickelung, und noch weniger Kunstverstand, in ihnen erscheint. In der erzählenden Poesie zeigt sich dieser Meistersänger auf einer weit höheren Stufe der Bildung. Aber daß er ein geistvoller Kopf, ein kräftiger Sittenmahler, und Meister der Sprache war, sehen wir auch aus seinen Schauspielen. Seine Phantasie scheint im Komischen auch weit fruchtbarer, als die des Hans Folz, gewesen zu seyn. Unter denjenigen seiner Fastnachtsspiele, die sich erhalten haben, und durch Gottsched wieder bekannt gemacht sind, ist keines, das ein besonderes dramatisches Interesse hätte *). Ein einziges, der Bauer und der Bock, hat ein wenig mehr Handlung, als die übrigen. Rosenblüt wollte, oder konnte nur lockere Scenen an einander reihen, die zu einem satyrischen Resultate hinführen. Das ganze Interesse dieser Fastnachtsspiele

*) Die Schauspiele des Schnepperers sind genauer angezeigt, und sechs davon ganz abgedruckt, in Gottsched's Nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, (Leipz. 1757, 2 Octavbände), einem litterarischen Werke, das über Alles, was zur ältern Geschichte der dramatischen Poesie der Deutschen gehört, einen Schatz von speciellen Notizen enthält.

spiele ruht auf der kräftigen Darstellung und auf den kecken Spielen des Witzes. Eines dieser Schauspiele, Des Türken Fastnachtsspiel überschrieben, neigt sich zum Ernsthaften und Feierlichen, fällt aber ganz in das Platte. Das witzigste unter ihnen ist zugleich das schaamloseste. Es hat nur die unbestimmte Ueberschrift Ein Fastnachtsspiel. Das Thema des Witzes ist der Ehebruch. In dem ersten dieser beiden Theaterstücke tritt ein Abgesandter des Großsultans, und nach ihm der Großsultan in eigener Person auf, um der deutschen Nation vorzustellen, daß sie nichts Besseres thun könne, als sich seiner Hoheit zu unterwerfen, damit er den vielen Mißbräuchen und Lastern abhelfe, die in den deutschen Landen obwalteten. Gegen diesen Antrag protestiren ein nürnbergischer Bürger, ein Bote vom Pabst, ein Bote vom Kaiser, ein Bote vom Rhein, und zuletzt der Bürgermeister von Nürnberg, der der Sache den Ausschlag giebt. Das Resultat ist, daß, so schlecht es auch im deutschen Reiche hergehe, die Nation doch nicht willens sey, ihren Glauben und ihre Treue gegen Pabst und Kaiser zu verleugnen. Der Großsultan wird wie ein Straßenbube ausgeschimpft, und muß abziehen. So platt indessen diese Erfindung ist, gab sie doch dem Publicum etwas Stattliches zu sehen, hielt ihm seine Untugenden vor, und belebte christliche und patriotische Gesinnungen t). In dem zweiten der eben genannten

t) Der türkische Kaiser spricht hier wie ein wahrer Spießbürger, z. B.

Wir großmechtiger Turck von hoher gepurt!
Es hat kein vbel vnnser Hertz noch nie angerurt.

tesspiele durch einen Ausrufer oder Herold
ffnet und beschlossen.

Wie damals zugleich mit den komischen Fast-
htesspielen in Deutschland auch die großen Re-
ligionsdramen, nach Art der französischen My-
rien, emporkamen, sieht man aus einem solchen
Hauspiele, das um das Jahr 1480 geschrieben
n soll, und sich vollständig erhalten hat. Unter
n Titel: Apotheose des Pabstes Johann
II. oder Ein schön Spiel von Frau Jut-
h, enthält es, nicht etwa eine Satyre auf die
gebliche Päbstin Johanna, sondern eine tragisch-
erliche, nur im Geschmacke des Zeitalters auch
t komischen Zügen ausgestattete Darstellung der
heusgeschichte der berüchtigten Päbstin, ihres To-
des,

Ich solt gein jr bescheiden sein,
Vnd solten vns beyde der weil newen,
Biß das wir baß zu vnnsern tagen kämen.
Dorum bin ich offt naschen awßgangen;
Da man mich offt vber die achßel hat empfangen.
Da hett man mich lieb, dieweil ich gab;
Da ich nymmer hett, da was ich schabab.

Die Frau antwortet:
Liber her, nu horet mich Jungefrawen.
Ich wil euch nicht in den oren krawen,
Vnd wil euch die rechten wahrheit sagen.
Ich bin gar wol kumen zu meinen tagen.
Ich hab es Im nie gemacht weh.
Die haut ist junck, sie ist aber zeh.
Einer, der vbern rein ist gefaren,
Den vbel durst und waßer wil sparen,
Ist der nicht ein rechter gauch?
Also tut mein man auch.
Mein muter hat mein nie besorgt.
Mich rewet das ich Im so lang hab geporgt,
Das ich jm es nicht hab geoffenbart.
Mein antwurtt habt Ir wol gehort.

ten Fastnachtsspiele vertheidigen sich vor einem geistlichen Official mehrere Ehemänner gegen ihre Frauen, von denen sie des Ehebruchs beschuldigt werden. Die Geheimnisse des Ehebettes werden auf das scandalöseste zur Sprache gebracht. Das Resultat ist, daß die Parteien auf einen andern Termin beschieden werden; also im Grunde gar keines u). Nach alter Sitte werden diese Fastnachts-

Wir seyn nicht herekumen, das wir wollen kriegen;
So wollen wir nyemants hier betriegen.
So wollen wir vnnser Heil versuchen.
Wir haben gelesen in den alten buchen,
Wenn der reich dem armen lengt,
Vnd wenn der weise dem narren sein gut abtrengt,
Vnd der voll den hungerigen wil nicht speisen,
Vnd wenn die gefertten vnd schrifft weisen
Den leyen pose ebenpild vortragen,
Vnd wenn der vater vber das kint wirt clagen,
Vnd wenn der her nicht befridt seinen bawerßman,
So hebt sich dann der Cristen vngluck an.
Die stuck horen wir alle in irem lande clagen,
Das sie vnns selber haben furgetragen,
So wirt sich dann selbs ir got von in wenden
Vnd dorumb swerlichen plagen vnd pfenden.

u) Um von dem drolligen Tone dieses Stücks einigermaßen eine Probe zu geben, so gut es möglich ist, ohne die schmutzigsten Partien zu berühren, trete hier Hermann Sonnenglanz auf, wie er spricht:

Her, der official, merckt mein Antwurt eben.
Man hat mir ein junges eeweip geben,
Die ist erst recht jn irem wachsen;
So vorcht ich jch were zu ungelaschen,
Vnd thet schaden an dem jungen weib,
Vnd pettr, biß sie baß gewachs am leib.
Dorumb hab ich sie gespart;
Wann da sie mir am ersten gegeben wart,
Da rawnpt mir jr muter zu den oren ein,

Ich

achtsspiele durch einen Ausrufer oder Herold röffnet und beschlossen.

Wie damals zugleich mit den komischen Fastnachtsspielen in Deutschland auch die großen Religionsdramen, nach Art der französischen Mysterien, emporkamen, sieht man aus einem solchen Schauspiele, das um das Jahr 1480 geschrieben seyn soll, und sich vollständig erhalten hat. Unter dem Titel: Apotheose des Pabstes Johann VIII. oder Ein schön Spiel von Frau Jutten, enthält es, nicht etwa eine Satyre auf die angebliche Päbstin Johanna, sondern eine tragisch-feierliche, nur im Geschmacke des Zeitalters auch mit komischen Zügen ausgestattete Darstellung der Lebensgeschichte der berüchtigten Päbstin, ihres Todes,

Ich solt gein jr bescheiden sein,
Vnd solten vns beyde der weil newen,
Biß das wir baß zu vnnsern tagen kämen.
Dorum bin ich offt naschen awßgangen;
Da man mich offt vber die achßel hat empfangen.
Da hett man mich lieb, dieweil ich gab;
Da ich nymmer hett, da was ich schabab.

Die Frau antwortet:

Liber her, nu horet mich Jungefrawen.
Ich wil euch nicht in den oren krawen,
Vnd wil euch die rechten wahrheit sagen.
Ich bin gar wol kumen zu meinen tagen.
Ich hab es Im nie gemacht weh.
Die haut ist junck, sie ist aber zeh.
Einer, der vbern rein ist gefaren,
Den vbel durst und waßer wil sparen,
Ist der nicht ein rechter gauch?
Also tut mein man auch.
Mein muter hat mein nie besorgt.
Mich rewet das ich Im so lang hab geporgt,
Das ich jm es nicht hab geoffenbart.
Mein antwurtt habt Jr wol gehort.

des, ihrer Qualen im Fegfeuer, und ihrer Begnadigung und Aufnahme in den Himmel x). Ein Werk des Genies ist dieses Schauspiel nicht, aber auch nicht ohne dramatisches Talent gedichtet, und in der deutschen Litteratur merkwürdig als das erste genauer bekannte seiner Art. Aufgeführt scheint es nicht zu seyn, vermuthlich um den Scandal zu verhüten, zu welchem es um so mehr Veranlassung geben konnte, weil schon damals, als es geschrieben wurde, in Deutschland die Unzufriedenheit gegen den Pabst sich regte, die bald nachher den Ausbruch der großen Kirchenrevolution bewirkte. Wahrscheinlich wurde ebendeßwegen dieses dramatische Gedicht von den Anhängern des alten Glaubens so lange geheim gehalten, bis ein Protestant, Magister Tilesius, es an das Licht zog und im Jahre 1564 drucken ließ. Der Verfasser soll Theodorich Schernberg oder Schernberk, ein Messe lesender katholischer Geistlicher, nach alter Art ein Meßpfaff genannt, in einer deutschen Reichsstadt gewesen seyn y). Das Stück hat ganz die Composition und den Charakter der alten französischen so genannten Mysterien; aber so viel man weiß, ist es keine Nachahmung eines französischen Stückes desselben Inhalts. Fünf und zwanzig Personen treten darin auf, unter ihnen acht Teufel und nahmentlich auch Lillis, des Teufels Mutter, drei Engel, die heil. Jungfrau, der Erlöser selbst, der Pabst Basilius, vier Cardinäle, ein

x) S. Gottsched's eben angeführtes Werk, wo im 2ten Bande auch dieses alte Schauspiel ganz abgedruckt ist.

y) Weitere Belehrung über die litterarische Geschichte dieses Schauspiels findet man bei Gottsched am a. O.

n römischer Senator, und der Tod. Die Scene
t abwechselnd auf Erden, in der Hölle, im Feg-
uer und im Himmel. Eine gewisse romantische
Größe darf man dieser Composition, bei aller ihrer
Rohheit, nicht absprechen. Auch gesungen wird
i dem seltsamen Theaterstücke nach beigefügten mu-
kalischen Noten. Die erste Scene ist in der Hölle.
Die Teufel berathschlagen sich, und beschließen, die
Jungfrau Jutta zu einem schweren Verbrechen ge-
en das Christenthum zu verführen [z]). Die Unter-
ehmung wird sogleich ausgeführt. Sie gelingt
hne Schwierigkeit. Jutta und ihr Liebhaber, ein
Clericus, wie er hier genannt wird, reisen nach
Paris.

z) Lucifer, heißt es im Texte, rufft seine Gesellen zu Hauff.

Wolher! Wolher! Wolher!
Alles Teuffelisches heer!
Aus bechen vnd aus brüchich,
Aus wiesen vnd aus rorich,
Nu kompt her aus holtze vnd aus felden,
Eher denn ich euch begin zu schelden!
Alle meine liebe Helle kindt,
Die mit mir in der Helle sindt,
Krentzelin vnd Fedderwisch,
Darzu Nottis ein Teuffel frisch,
Astrott und Spiegelglantz,
Vnd machet mir ein lobetantz.
Darnach wil ich euch sagen,
Heutte an diesem tage,
Was ich von euch begere;
Diß sollet jhr mich geweren;
Dauon solt jhr haben den lohn;
Das schwere ich euch bey meiner Kron.
Nu heb an, knecht Vnuersün, den gsang,
Des soltu allweg haben danck,
Mit meinem Freunde Sathanas,
Der mir je der liebste Schalck was.

Paris. Als Mannsperſon verkleidet, fängt Jutta an, Theologie zu ſtudiren. Ein Pariſer Magiſter wird ihr erſter Lehrer. Alles dieß ereignet ſich in wenigen Scenen. Dann geht die Reiſe weiter nach Rom zum Pabſt. Jutta wird Cardinal, und ſchon in der folgenden Scene Pabſt. Bis hierher iſt der Plan des Stücks mehr lächerlich, als dramatiſch, beſonders wegen der raſchen Folge der Begebenheiten wie in einem ſummariſchen Abriſſe der Geſchichte. Aber jetzt, da Jutta die päbſtliche Tiare trägt, erweitert ſich die Dichtung. Die unerhörte That erregt große Senſation im Himmel. Chriſtus kündigt ſeinen Entſchluß an, die Verbrecherin zu ſtrafen. Die heil. Jungfrau legt Vorbitte ein a). Ein Engel wird an die Päbſtin abgefertigt, um zu erforſchen, ob ſie lieber ewig verloren gehen, oder zeitliche Schande dulden, und ſich beſſern will. Sie verſpricht Beſſerung. Mors der Tod macht ſich an ſein Geſchäft. Nachdem er mit der kranken Päbſtin lange genug disputirt hat, ſtirbt ſie im Kind-

a) Maria ſpricht:

Nein, mein viel lieber Sohn,
Du ſolt das umb meiner willen lahn.
Sindt du mich zu einer Mutter haſt erkorn,
So las die arme Seele nicht ſein verlorn,
Vnd mach jhr ein andern weg bekandt,
Vnd las deine gnade ſein zu ihr gewandt,
Auff das ſie nicht ewiglich verderbe,
Vnd das ewig verdamnis erwerbe,
Vnd gedenke daran, mein liebes Kind,
Das dir alle Sünder gar ſawr worden ſind.
Das du ſie haſt getroſt,
Mit deinem bittern leiden erloſt.
Durch ſie haſtu vergoſſen dein blut ſo rot,
Vnd haſt dazu gelitten ſo engſtliche not,
Darumb, du liebes Kind mein,
Las mich gegen dir jhr Verſüner ſein.

Kindbette, und der Teufel Unversün entführt ihre Seele in die Hölle, wo sie von Lucifer und andern Teufeln mit Hohngelächter empfangen und gemartert wird. Unterdessen berathschlagen sich die Cardinäle zu Rom über die Abwendung der großen schweren Strafen, mit denen Gott um der Päbstin willen die Stadt heimsucht. Processionen mit Kerzen und Fahnen werden angeordnet. Die Teufel fangen an, die Seele der Jutta so zu quälen, daß sie Gott verleugnen soll. Aber Jutta fleht zur heil. Jungfrau um Erbarmung b). Endlich wird die arme Sünderin, nachdem sie lange genug gelitten, von einem Engel aus dem höllischen Feuer entführt, und im Himmel zu Gnaden angenommen. Hier und da, aber nur selten, hat der Verfasser dieses Schauspiels, das so vieles zu sehen geben sollte, eine der fruchtbaren Scenen, die er bis zum

Ueber-

b) Fledderwisch, ein Teufel, spricht:

Nu schawe, schawe jmmerzu!
Wiltu anmechtig werden nu?
Wie gar jemmerlich kanstu dich stellen,
Das dir mein geselle
Ein wentg den Helletrank hat eingegossen!
Nein, bis des vnuerdrossen.
Ich wil dich bas bedenken,
Vnd wil dir der edlen salben schenken,
Die ich in diesem Büchslein han.
Die wil ich dir meisterlich streichen an,
Durch die solstu wol erkennen,
Ob du noch die grossen Heiligen kanst nennen,
Die du jtzund zu dieser stundt,
Hast genant aus deinem mundt.

Jutta betet:

Nu hilff mir, Maria Himlische Magd,
An dir hab ich noch nie verzagt,
Wenn ich leide hier so grossen Schmertze,
Das es nicht ausdencken kan ein hertze, u. s. w.

Ueberfluß an einander gereiher hatte, mit dramatiſchem Geiſte benutzt. Die Ausführung der ganzen Compoſition iſt weder geiſtreich, noch erſchütternd, noch in irgend einem höheren Sinne poetiſch; und wo ſie es ein wenig zu werden anfängt, fällt ſie doch ſogleich wieder in das Platte. Dennoch mußte von dieſer litterariſchen Merkwürdigkeit hier ausführlichere Nachricht gegeben werden, weil aus ſolchen rohen Dichtungen, wie dieſe, unter günſtigeren Umſtänden leicht romantiſche Trauerſpiele von hohem Charakter hätten hervorgehen können. Aber die ganze Gattung, zu der dieſes Schauſpiel gehört, ging in Deutſchland noch ſchneller unter, als in Frankreich, ehe ſie eine edlere Bildung erhalten hatte.

Die aufkeimende dramatiſche Poeſie der Deutſchen zu läutern und zu bilden, hätten auch die Ueberſetzungen mitwirken können, durch welche noch vor dem Ablaufe des funfzehnten Jahrhunderts die Luſtſpiele des Terenz in deutſcher Sprache bekannt wurden c). Aber ſelbſt dieſe Ueberſetzungen waren nach dem Geſchmacke des Zeitalters modernisirt. Das größte Unglück für das deutſche Schauſpiel war, daß es nur im reichsſtädtiſchen Geſchmacke cultivirt wurde, weil die deutſchen Fürſten und Herren die vaterländiſche Poeſie überhaupt nicht mehr einer beſondern Aufmerkſamkeit würdigten. Selbſt der wahrhaft vaterländiſch geſinnte und liberale, den poetiſchen Geiſtesfreuden gar nicht abgeneigte Kaiſer Maximilian I. ſcheint an kein deutſches Hoftheater gedacht zu haben. Die gelehrten

c) Auch über dieſe Ueberſetzungen giebt Gottſched am a. O. Theil I. Seite 39 ff. weitere Auskunft.

en Restauratoren der alten classischen Litteratur in Deutschland versuchten, den Theil des deutschen Publicums, der Latein verstand, durch lateinische Schauspiele auf eine neue Art zu bilden und zu belehren. Von dem trefflichen Reuchlin hat sich ein solches Lustspiel erhalten, das im Jahre 1498 vor dem Bischofe von Worms aufgeführt worden [d]). Merkwürdig ist dieses lateinische Lustspiel auch dadurch, daß es Chöre enthält, die nicht, wie die dialogischen Partien des Stücks, in einem römischen, der Sprache des Terenz nachgebildeten Latein, sondern in der Manier der lateinischen Versificatoren des Mittelalters geschrieben, und sogar mit Reimen versehen sind. So fest hing also damals der Geschmack der Deutschen an den alten romantischen Formen, daß selbst ein Mann wie Reuchlin, der die römischen Classiker in ihrer Sprache nachzuahmen verstand, in lateinischen Versen romantisiren mußte, um seinem Publicum zu gefallen. Dessen ungeachtet ging nichts von dem Antiken, an das er sein Publicum durch diese Accommodation gewöhnen wollte, in die Nationalpoesie der Deutschen über.

d) Auch dieses selten gewordene lateinische Lustspiel von Reuchlin hat Gottsched, um es vom Untergange zu retten, im zweiten Theile seines Vorraths (S. oben), sehr zweckmäßig, wieder abdrucken lassen. Man vergleiche damit die Notizen über Reuchlin in Hegewisch's Deutscher Culturgeschichte, Seite 219.

Dritte Abtheilung.

Geschichte der deutschen Poesie im sechzehnten Jahrhundert und in den ersten Decennien des siebzehnten.

Wer die Geschichte der deutschen Poesie vom Zeitalter der Minnesinger bis auf Luther's Kirchenrevolution mit pragmatischem Interesse verfolgt hat, und die Ursachen kennt, warum die gesunkene schöne Litteratur der Deutschen in dieser langen Zeit sich nicht wieder aufrichten konnte *), den kann auch die Fortdauer des Zustandes, in welchem sich die deutsche Poesie beim Ausbruche der Kirchenrevolution befand, nicht befremden. Aber unerfreulich bleibt doch der Contrast zwischen der Rohheit der deutschen Poesie im schönen sechzehnten Jahrhundert, und der hohen Cultur, die damals in andern Ländern der neueren Poesie zu Theil wurde. Daß die Deutschen wichtigere Sorgen hatten, als, gute Verse zu machen, bleibt wohl gewiß. Aber daß sich bei den Deutschen das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch, kaum eine Spur von Empfänglichkeit für die höhere ästhetische Cultur zeigt, die sie, unter andern Verhältnissen, den Italienern und Spaniern hätten ablernen können, war nicht bloß Folge des aufgeregten Eifers, mit dem sich die deutsche Nation für eine Kirchenreform interessirte; es war größtentheils Fortdauer der gehemmten Geistesbildung der Gelehrten und der höhe-

ren

*) Vergl. oben Seite 171 ff.

ren Stände in Deutschland. Die Geschmacklosigkeit der deutschen Gelehrten und die Rohheit des deutschen Adels hatten die Nationalpoesie längst dem gemeinen Manne fast ganz überlassen. Darum brachte selbst der geist- und kraftvolle, liberale Reichsfreiherr Ulrich von Hutten, der in Italien gereiset war, durchaus kein Interesse für die damals so herrlich blühende italienische Poesie von seinen Reisen zurück. Welch eine Menge Deutscher von den höheren Ständen wurden unter der Regierung Carl's V. durch die politischen und militärischen Conjuncturen nach Italien geführt! Keiner von ihnen scheint die schöne Litteratur der Italiener einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu haben. Carl V. brachte Spanier nach Deutschland. Unter seinen Fahnen dienten in Italien deutsche und spanische Soldaten. Die spanische Sprache wurde in Deutschland bekannter. Und doch blieb, im Jahrhunderte Ariost's, Tasso's, und des Spaniers Cervantes, der größte deutsche Dichter Meister Hans Sachs, der Schuster. Was für die Italiener Ariost's Roland, das wurde für die Deutschen der trockene Teuerdank von Melchior Pfinzing.

Von dem Teuerdank, als dem berühmtesten deutschen Gedichte des sechzehnten Jahrhunderts, und von Hans Sachs, als dem berühmtesten der damals lebenden deutschen Dichter, muß zuerst ausführlicher die Rede seyn, ehe wir das Uebrige, was die poetische Litteratur der Deutschen aus diesen Zeiten Merkwürdiges hat, in pragmatischem Zusammenhange übersehen können.

Solches Aufsehen, wie der Teuerdank, hatte noch kein Gedicht in Deutschland erregt. Mit einer typographischen Pracht, wie noch kein deut-

sches Buch, erschien es zum ersten Male gedruckt, mit ausgemahlten Holzschnitten von dem geschickten Mahler Hans Schäufelin geziert, und dem Könige Carl von Spanien, der bald darauf deutscher Kaiser wurde, zugeeignet, um das Jahr 1517. Man wußte, daß der Held des Gedichts kein geringerer war, als der damals noch regierende Kaiser Maximilian I. in allegorischer Verkleidung. Auch verbreitete sich die Meinung, der Kaiser selbst sey der Verfasser. Schon im Jahre 1519, als Maximilian starb, erschien eine zweite Ausgabe des Gedichts, fast eben so stattlich gedruckt, als die erste; und in demselben Jahre eine dritte. Noch einige unveränderte Ausgaben folgten. Doch schien man mit der Manier und Sprache des Teuerdank gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nicht recht mehr zufrieden. Der Fabeldichter Burkard Waldis, dessen unten weiter gedacht werden soll, arbeitete das Gedicht um; und in dieser umgearbeiteten Gestalt wurde es wieder fünf Mal aufgelegt, vom Jahre 1553 bis 1596. Die Meinung, daß der Kaiser Maximilian selbst der wahre Verfasser des echten Teuerdank sey, erhielt sich. Doch wurde im siebzehnten Jahrhundert dieser echte Teuerdank noch ein Mal in dem schlechtesten Geschmacke umgeschmolzen von einem gewissen Matthäus Schultes, dessen Arbeit damals auch Leser fand. Erst im achtzehnten Jahrhundert verloren sich alle Ausgaben des Teuerdank aus den Augen des größeren Publicums, und das ganze Gedicht wurde immer mehr zu den litterarischen Alterthümern gezählt, die berühmt bleiben, auch wenn niemand mehr sie lieset f).

Daß

f) Die älteste, muthmaßlich im J. 1517 gedruckte prächtige

Daß der Verfasser des Teuerdank kein anderer sey, als Melchior Pfinzing, der sich auch selbst in der Zueignung genannt hat, wird von den Litteratoren nicht mehr bezweifelt [g]). Nicht unwahrscheinlich ist aber auch, daß der Kaiser Maximilian um die Entstehung und Ausbildung des Gedichts, das ihn verherrlichen sollte, gewußt hat; denn er beschäftigte sich gern mit Litteratur und Kunst; und Pfinzing war sein Secretär gewesen. Uebrigens weiß man von diesem Pfinzing nichts weiter, als, daß er zu Nürnberg im Jahre 1481 geboren, und als Probst an einem geistlichen Stifte zu Mainz im Jahre 1535 gestorben ist. Daß er selbst nicht so berühmt geworden, wie sein Teuerdank, brachten die Umstände mit sich; denn die Meinung, daß der

tige Nürnberger Ausgabe des Teuerdank gehört zu den litterarischen Seltenheiten. Die, eben jetzt neben mir liegende, Augsburger vom J. 1519 ist auch noch stattlich genug, mit Schäufelin's nachgestochenen und ausgemahlten Zeichnungen versehen, und so gedruckt, daß die Kenner lange Zeit glaubten, sie sey, wie auch die erste Ausgabe, ganz in Holztafeln geschnitten, nicht mit beweglichen Lettern gedruckt. Weitere bibliographische Notizen über den Teuerdank findet man in Panzer's Annalen, und in Koch's Compendium, Band I. Seite 107., auch bei andern Litteratoren.

g) Der Beweis, daß Pfinzing, und nicht der Kaiser Maximilian, den Teuerdank verfaßt hat, wurde zuerst vollständig geführt von Joh. David Köler in der Dissertation De inclyto libro poëtico Teuerdank, im J. 1717. Die Untersuchung fand so vieles Interesse, daß diese Dissertation in der ersten Hälfte des 18ten J. H. zwei Mal wieder gedruckt wurde, und noch im J. 1790, mit Anmerkungen, zum vierten Male herausgegeben ist von B. F. Hummel.

der Kaiser selbst den Teuerdank verfaßt habe, trug zu der Celebrität dieses Gedichts, wo nicht das Meiste, doch sehr Vieles bei. Aber auch der Gegenstand des Gedichts mußte alle Deutschen interessiren; denn daß der Teuerdank zum Lobe des Kaisers Maximilian gedichtet sey, und eine Art von allegorischer Lebensgeschichte dieses liebenswürdigen Monarchen enthalte, war bekannt. Der Bewunderung des Gedichts selbst ist also das Aufsehen, das es erregte, am wenigsten beizumessen. Ohne Zweifel fand man es doch aber auch um seiner selbst willen der Auszeichnung werth; denn gerade die Nüchternheit einer trockenen Allegorie, die dem Gefühle fast gar nichts sagt, die Phantasie nur matt beschäftigt, aber dem kalten Verstande durch künstliche Einkleidung moralischer Lehren desto mehr zu sagen scheint, und durch dunkle Anspielungen Allerlei zu errathen giebt, war damals dem Geschmacke der Deutschen angemessener, als es die glücklichste Nachahmung des Nibelungenliedes gewesen seyn würde. Schon der umständliche, chronikenmäßige Titel, den Pfinzing selbst seinem Werke gegeben, verräth den Geschmack des Zeitalters; denn dieser Titel lautet: Die Geverlichkeiten und eins Teils der Geschichten des löblichen streytparen und hochgeberumbten Helds und Ritters Herr Tewrdannckhs. Auch die barbarische Orthographie, mit welcher der Nahme des Helden geschrieben worden, als ob den Wörtern einer Sprache, die an Vocalen so arm ist, nicht genug überflüssige Consonanten zugetheilt werden könnten, wurde besonders zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bei den Deutschen beliebt. Der Nahme Teuerdank, den man in den folgenden

Zeiten

Zeiten anders deuten wollte, soll nach der Meinung Pfinzing's nichts anders bezeichnen, als einen Hel-den, der auf Abenteuer denkt; und Abenteuer sollen hier nicht sowohl seltsame, als exemplarische Ritterthaten seyn. Gegen den Charakter des wah-ren Epos streitet schon die durchaus allegorische Composition des Werks. Hier ist keine poetische Sage der Vorzeit bearbeitet, keine wahrhaft epische Fabel erdacht. Der historische Stoff des Teuer-dank ist Maximilian's Bewerbung um die Hand der reichsten Braut seiner Zeit, der Prinzessin Ma-ria von Burgund, Tochter Carl's des Kühnen. Diesem nackten Stoffe eine poetische Einkleidung zu geben, durch welche Maximilian's Tugenden ver-herrlicht wurden, macht Pfinzing aus Carl dem Kühnen einen fabelhaften König Romreich (Ruhmreich), und aus der Maria eine Prinzessin Ehrenreich. Der alte König bestimmt, auf den Vorschlag seiner Räthe, kurz vor seinem Sterben den berühmten Prinzen und Ritter Teuerdank zum Gemahl seiner Tochter. Ein Bote wird nach des Königs Tode an den Prinzen abgefertigt. Aber die drei obersten Räthe in den Erbstaaten der Prin-zessin Ehrenreich finden ihrem Vortheile angemesse-ner, den Prinzen vor seiner Ankunft verrätherisch aus dem Wege zu räumen. Der eine dieser Räthe ist Fürwittig (Vorwitz) benannt; der zweite Un-falo (Unfall); der dritte Neidelhart. Nach der Erklärung, die Pfinzing selbst von seiner Erfin-dung gegeben hat, sollen diese drei allegorischen Personen die drei Perioden des Lebensalters des Prinzen, und mit ihnen die besondern mo-ralischen Gefahren bezeichnen, die der Prinz in je-der dieser Perioden zu bekämpfen gehabt, nehmlich

im Knabenalter den Vorwitz, im Jünglingsalter die Unfälle, in die sich jugendlicher Uebermuth zu stürzen pflegt, und zuletzt im reifen Mannesalter die Intriguen neidischer Gegner. Mit diesem Theile der Erfindung scheint Pfinzing vorzüglich zufrieden gewesen zu seyn, ob er gleich selbst nöthig gefunden hat, zu erklären, was er auf diese Art "in verborgener Gestalt" eigentlich habe sagen wollen h). Die ganze Ausbildung der allegorischen Composition des Teuerdank beruhet nun auf einer weitläuftig ausgesponnenen Erzählung von den Gefahren, in welche die verrätherischen Räthe den Ritter verwickelten, um ihn zu verderben. Auszuforschen, was für ein besonderer allegorischer Sinn durch jedes der Abenteuer angedeutet seyn soll, die der Held am Ende alle glücklich und ehrenvoll besteht, lohnt sich nicht der Mühe. Bald muß er mit einem Bären, bald mit einem wilden Schweine fechten. Zuletzt soll er gar vergiftet werden, entdeckt aber noch zur rechten Zeit den meuchelmörderischen Anschlag. An Anspielungen auf wirkliche Abenteuer, die Maximilian auf der Jagd erlebt haben mag, von der er ein großer Freund war, mag hier wohl kein Mangel seyn. Aber was gehen diese unpoetischen Anspielungen uns an? Nachdem der Ritter diesen Gefahren entronnen ist, wird er von der Prinzessin Ehrenreich mit aller, seinem Range und seinen Verdiensten angemessenen, Aufmerk-

h) Er habe, sagt er in der Zueignung an Carl V., seiner königl. Majestät selbst zu Ergetzlichkeit, nutz und lere die Thaten des Teuerdank in form maß und weis der heldenpüchet, als vormalen durch vil geschehen, in verporgener gestalt beschrieben.

merksamkeit — denn von Zärtlichkeit ist nicht die Rede — empfangen und bewirthet. Turniere werden veranstaltet. In jedem ist, wie zu erwarten, der Held Teuerdank der Sieger. Weil aber die Prinzessin der Meinung ist, daß ihr Ritter doch wohl mehr, als es die Frömmigkeit erlaube, nach eitelem weltlichen Ruhm gestrebt habe, so muß er versprechen, zum Beschlusse seiner mannhaften Abenteuer eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande zu unternehmen. Doch wird das hohe Paar vorher vermählt. Und damit der Dichter nicht ermangele, an dem Laster ein Exempel zu statuiren, werden die drei gottlosen Räthe, die den Prinzen in's Verderben stürzen wollten, mit dem Tode bestraft. Der eine wird enthauptet; der andere gehenkt; der dritte von einer Mauer herabgeworfen. Den Beschluß des Gedichts machen moralische Betrachtungen und Wünsche für das Wohl des allegorisch dargestellten Monarchen. Die ganze Erfindung des Teuerdanks ist also frostig und trivial. Selbst wenn sie in der Ausführung geistreich und mit allen Reizen des poetischen Styls geschmückt wäre, würde der Teuerdank, als episches Gedicht, tief unter dem Liede der Nibelungen und andern deutschen Rittergedichten aus dem dreizehnten Jahrhundert stehen. Aber auch in der Ausführung der allegorischen Composition hat Pfinzing wenig poetischen Geist gezeigt. Es fehlt dem Teuerdank nicht nur an epischer Kraft, an Mannichfaltigkeit und innerem Interesse der Charaktere und Situationen, an Scenen, die das Gemüth fesseln und eine lebendige Menschlichkeit mit poetischer Wärme darstellen; auch die Sprache und der Styl Pfinzing's gehören mehr dem kalten Verstande an, als einer poetisch erwärm-

wärmten Phantaſie. Das einzige Verdienſt des Gedichts iſt eine gewiſſe anſpruchloſe Natürlichkeit. Pfinzing affectirt keine Dichtertalente, die ihm fehlten. Er erzählt treuherzig in der gewöhnlichen deutſchen Versart des Zeitalters, wie eine Begebenheit auf die andere folgte. Von romantiſcher Schwärmerei hat ſeine Manier keinen Zug; aber eine moraliſche Wärme, die ſich der Darſtellung mittheilt, giebt der kalten Erfindung doch eine Art von Leben [1]). Geſunder Verſtand iſt in dem ganzen Werke

1) Aus einer der erſten Aventüren wähle ich die folgende Stelle als Probe des Styls des Gedichts.

Die Sonn mit irem liecht
Bracht wider das geſicht,
Vertrit die vinſtern nacht.
Darumb der Held gedacht:
Es iſt zeit aufzuſtan,
Das gedacht, vnnd gethan,
Gleich von ſtund ein ding was.
Stund auf, ſein Roß Er faß,
Mit dem Ernhold ſeim knecht,
Funden wider die recht
Straß, zu dem erſten paß,
Darauf Fürwittig was.
Als Sy kamen daran,
Sahen Sy herausgan
Den haubtman Fürwittig.
Der empfieng Sy ſitlich,
Sprach: ſeyt gotwilkhomen!
Ich het gern vernomen
Was Euch het hertragen?
Tewrdanneck ſprach: Ich wils ſagen.
Ich bin geritten vngehewr
Vill weg auff abenthewr,
Auch manch meil preyt vnnd lanng,
Des mich ein Künigin zwanng,
Zu der mir ſeetz mein ſyn.
Sy iſt Ewr Königin.

Werke nicht zu verkennen. Mahlerische Parthien sucht man vergebens. Die Kämpfe, die der Held Teuerdank besteht, sind trocken berichtet [k]). Selbst die Beschreibung der Turniere, gegen das Ende des Gedichts, ist nicht mahlerisch ausgeführt [l]).

Zum

k) Z. B. der Kampf mit einem Bären.

Wiewol der Held Tewrdannck merckt, das
Der ganng zum peren nit gut was,
Noch wolt Er vnnerschrockhen sein,
Gieng auf dem Steig zum peren hinein.
Als bald der peer sein wuet gewar,
Lieff Er gen Im mit zoren dar.
Tewrdannck dacht, der peer dracht mir zu;
Ich weys nicht wol, wie Ich Im thu,
Dieweyl Ich doch gantz nicht mag han
Ein platz, darauf Ich mocht vestitan.
In dem der peer so nahend kam,
Das Im nit mer ward, dann das Er nam
Seinen spieß zu dem halben schafft,
Schoß den aus rechter maisterschafft,
Traff denselben peren behenndt,
Dardurch Er ab über die wenndt
Fiel sich zutodt in ein tieffs tal.
Tewrdannck der gedacht: disen val
Solt Ich warlich haben getan,
Wo ich den peren het gelan
Zu mir komen auf dem steig schmal.
Tewrdannck gieng wider herab zu tal.

l) Z. B.

Darauf zoch ein yeder an sein ort,
Die Künigin stündt oben dort
In einem Hays, sach zu eben.
Man thet In die spieß eingeben.
Verschwunden liessen lauffen Ir pferd,
Das hinder den aufstob die erd,
Traffen zu beder seyten wol,
Dermaß, wann Ich war sagen sol,
Das mich vast vnnd seer wunder nymbt,
Das Ir ainer lebt, als geschwindt

Giengen

Zum Erſatze für den Mangel epiſcher Mäſchtum ſollte wohl ſelbſt nach Pfinzing's eigener Anſicht de epiſchen Dichtung die überirdiſche Erſcheinung zum Beſchluſſe des Werks nicht dienen. Denn ein ey liſcher Geiſt erſcheint zwar dem Helden, als e ſchon am Ziele ſeiner Wünſche iſt, aber nur, um ihn zu bewegen, doch ja die Reiſe nach dem heili gen Lande nicht zu unterlaſſen. Uebrigens nimm der Held Teuerdank dieſen überirdiſchen Beſuch, nach einigem Erſtaunen, als einen gewöhnlichen an.

Ueber die Umarbeitung des Teuerdank durch Burkard Waldis, deren oben erwähnt wurde, mag hier genug ſeyn hinzuzufügen, daß Waldis das be rühmte Gedicht auf keine Art im epiſchen Sinne verbeſſert, oder ihm irgend einen höheren poetiſchen Reiz mitgetheilt, aber es doch auch nicht ungebüh lich behandelt hat. Seine Abſicht ſcheint geweſen zu ſeyn, beſonders den didaktiſchen Charakter des Werks beſtimmter hervorzuheben. Dadurch rückte freilich der Fabuliſt das Heldengedicht noch mehr in die Nähe der äſopiſchen Fabel. Aber um allegoriſche Einkleidung der moraliſchen Lehren, die der Teuerdank enthält, war es ja auch dem Erſin der vorzüglich zu thun geweſen.

* * *

Auf einer weit höheren Stufe des Geiſtes, als Pfinzing, der Doctor der Theologie, ſteht der unge

Giengen dieſelbigen ſtoß an.
Die Künigin groß ſchreckhen gewan,
Bis Sy höret die rechten mer,
Das keinem nichts beſchehen wer.
Darnach zog yederman zuhaus.
Tewrdannck thet ſeinen Harnaſch aus.

ungelehrte Hans Sachs. Dieses Dichters erst gefeierten, dann verspotteten, dann wieder zu Ehren gebrachten Nahmen würde die deutsche Nation nimmer mit Achtung genannt haben, wäre er in einem andern Zeitalter geboren, und unter andern Umgebungen gebildet [m]).

Hans Sachs war geboren zu Nürnberg im Jahre 1494. Sein Vater, ein Schneider, ließ ihn in seinem Knabenalter die Stadtschule besuchen. Da lernte er, wie er selbst sagt, "Puerilia nach schlechtem Brauch derselben Zeit [n])", auch wohl einige lateinische und griechische Vokabeln. Aber schon in seinem funfzehnten Jahre betrat er die Laufbahn eines gemeinen Bürgersmannes; und dem Berufsgeschäfte, das er sich damals wählte, ist er bis an das Ende seines Lebens getreu geblieben. Er lernte das Schusterhandwerk, und nebenher von einem Leinweber Nunnenbeck die Anfangsgründe der

m) Die interessantesten Nachrichten zur Lebensgeschichte Hans Sachsens, abgerechnet den Antheil, den er in seiner Vaterstadt an der Verbreitung der lutherischen Reformation genommen, liefert er selbst, in der gereimten Summa aller seiner Gedichte vom J. 1514 bis 1567, am Ende der Sammlung seiner Werke. Die übrigen diesen Dichter betreffenden Notizen sind angezeigt und benutzt in der Lebensbeschreibung Hans Sachsens vom M. Ranisch, Altenburg, 1765, in 8.

n) Siebenjährig darnach anfing,
In die lateinisch Schule ging;
Darin lernt ich Puerilia,
Grammatica und Musica,
Nach schlechtem Brauch derselben Zeit.
Solchs Alls ist mir vergessen seit.
In der eben angeführten Summa s. Gedichte.

der Kunst des Meistergesanges. Nach dem Ablaufe der Lehrjahre ging er, wie andere Handwerksburschen, auf die Wanderschaft. Fünf Jahre wanderte er. Er selbst giebt sich das Zeugniß, daß er sich in diesem Alter des jugendlichen Leichtsinns zu keiner Art von Ausschweifungen habe hinreißen lassen *). Fromm, ehrbar und anspruchlos, trieb er sein Handwerk zu Regensburg, München, Frankfurt am Main, und in andern Städten des südlichen Deutschlands. Nordwärts kam er bis Cöln und Aachen. Nie seinen bürgerlichen Beruf aus dem Gesichte verlierend, und nie nach einem höheren strebend, folgte er doch auch den Regungen seines poetischen Gefühls. Der Meistergesang, in welchem er von dem Leinweber Nunnenbeck den ersten Unterricht empfangen hatte, war ihm lieb und ehrwürdig geworden. Wo er in einer deutschen Stadt eine Meistersängerschule antraf, besuchte er sie fleißig. Er brachte es bald so weit, daß er selbst sein Lied förmlich absingen und verfassungsmäßig bei den Zusammenkünften der Meistersänger Schule halten konnte. Der erste Meistergesang, den er selbst zu verfassen wagte, im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters, war ein geistliches Lied, das er mit einigen lateinischen Brocken ausschmückte.

*) Fünf gauze Jahr ich wandern thät
In diese und viel andre Stätt.
Spil, Trunkenheit, und Buleret,
Und ander Thorheit mancherley
Ich mich in meiner Wanderschaft
Entschlug, und war allein behafft
Mit herzlicher Lieb und Gunst
Zu Meistergsang der löblichn Kunst.

Am a. O.

schmückte p). Von der Wanderschaft kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück. Er verfertigte als zunftmäßiger Schuster sein Meisterstück, heirathete, zeugte Kinder, trieb unbescholten sein Handwerk, nährte sich ehrlich, und lebte auf diese Art, ohne durch irgend etwas anderes, als durch seine poetischen Talente, Aufmerksamkeit zu erregen, und ohne sich einen Schritt von der Bahn der einfachsten bürgerlichen Rechtlichkeit zu entfernen, bis in sein Alter fort, immer beschäftigt, bald mit der Pfrieme, bald mit der Feder. Auch von außen wurde er nicht im Fortgange seiner stillen und bescheidenen Thätigkeit gestört. Als die Kirchenrevolution ausbrach, entschied er sich mit vielen seiner Mitbürger für die neue Partei. Luther's populärer Feuereifer für Wahrheit und eine verbesserte Kirchenzucht setzte den verständigen und rechtlichen Schuster in frommen Enthusiasmus. Er schrieb für die neue Lehre, die ihm die alte des wahren Christenthums zu seyn schien, in Versen und in Prose. Besonders verherrlichte er Luther'n in einem allegorischen Gedichte: Die Wittenbergische Nachtigall. Auch Luther's Tod wurde von Hans Sachs in einem Gedichte beklagt. Für den Gottesdienst nach dem lutherischen System dichtete der fromme Meistersänger Kirchenlieder. Aber seine lebhafte Theilnahme an den Religionsangelegenheiten des Zeitalters scheint eben so wenig, als seine fortwährenden poetischen

p) Fast eben im zweintzigsten Jahr
Thet ich mich ernstlich unterstahn
Mit Gottes Hülff zu dichten an
Mein erst Bar im langen Marner,
Gloria Patri, Lob und Ehr.
Am a. O.

poetischen Beschäftigungen, in seiner bürgerlich ruhigen Lebensweise eine Veränderung bewirkt zu haben. In Frieden wurde er alt. Seine sieben Kinder und seine erste Gattin starben vor ihm. Doch schritt er noch in seinem sechs und sechzigsten Lebensjahre zur zweiten Ehe. Auch des wachsenden Ruhms, den er seinen Dichtertalenten verdankte, genoß er in bescheidener Stille. Immer gleichmüthig, dichtete und schrieb er, ohne sein Schusterhandwerk aufzugeben, eine solche Anzahl von mancherlei Geistes- und Reim-Werken, daß außer ihm und dem Spanier Lope de Vega [q]) kein Sterblicher, so viel man weiß, einen ähnlichen Vorrath von eigenen Versen zu Papiere gebracht hat. Einiges von dem Vielen, was er schrieb, wurde bald durch den Druck in Deutschland verbreitet. Seine Schauspiele wurden in Nürnberg aufgeführt, und zu demselben Zwecke von andern Städten verschrieben [r]). Aber die höheren Stände und die Gelehrten in Deutschland scheinen anfangs gegen den Ruhm des merkwürdigsten der Meistersänger eben so gleichgültig geblieben zu seyn, als gegen das Vergnügen, das ihnen seine Schauspiele hätten machen können. Hans Sachs selbst überließ seine ungezählten Gedichte und Reimereien ihrem Schick-

q) Vergl. den dritten Band dieser Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Seite 360 ff.

r) Auch kurzweiliger Spil gesundert,
Der war gleich achte und zwei hundert,
Der man den meisten Teil auch hat
Gespielt in Nürnberg der Stadt,
Auch andern Städten, nach (nahe) und weit,
Nach den man schicket meiner Zeit.
Am a. O.

Schicksale, bis er endlich im vier und siebenzigsten Jahre seines Alters anfing, von seinem poetischen Vorrathe ein Inventarium zu machen, und dasjenige, was ihm des Aufbewahrens werth schien, in eine Sammlung zu bringen. Da fand er denn, laut seinem eigenen Berichte, in vier und dreißig Büchern oder Bänden, die er mit eigener Hand voll geschrieben, an Meistergesängen, die er selbst verfertigt hatte, nicht weniger als vier tausend und zwei hundert; ferner, an Comödien und Tragödien zwei hundert und acht; an Schwänken, Fabeln und andern Gedichten mancherlei Art tausend und sieben hundert; außerdem noch an mancherlei Stücken in Prose und in Versen, geistlichen Liedern, Kriegsliedern, Gassenhauern, verliebten oder Bul-Liedern, wie er sie nennt, drei und siebenzig; zusammen sechs tausend und acht und vierzig Stück kleiner und größerer Producte seines Geistes, oder Fleißes, bei weitem die meisten in Versen verfaßt. Was er von diesem Vorrathe, mit Ausschlusse des lyrischen Theils, für die Nachwelt ordnen wollte, brachte er in fünf Bücher *). Die erste Ausgabe dieser von Hans Sachs selbst geordneten Auswahl seiner Gedichte erschien in drei Foliobänden vom Jahre 1558 bis 1561. Diese Sammlung wurde schon im Jahre 1570, mit vielen neuen Stücken vermehrt, wieder aufgelegt. So sah Hans Sachs noch in seinem hohen Alter das Denkmal seines Ruhms von dem deutschen Publicum mit unbezweifelbarer Liebe begünstigt. Als er über achtzig Jahr alt war, ver-

ließen

*) Alle diese Notizen theilt uns Hans Sachs selbst am a. O. mit.

ließen ihn seine Sinne und seine Geisteskräfte. Da
blieb er bis an seinen Tod seiner selbst mächtig.
Er starb, als Dichter bewundert und als Mens
ehrwürdig, im Jahre 1576 t). Bis gegen die
Mitte des siebzehnten Jahrhunderts dauerte die Pe
riode seiner ausgezeichneten Celebrität. Nach der
dritten

t) An das ehrwürdige Alter dieses Dichters erinnert die
Stelle in dem Gedichte oder Elogium, das einer
seiner Schüler und warmer Verehrer, Adam Pusch
mann, im J. 1576, sogleich nach Hans Sachsens
Tode, verfaßte. In einer allegorischen Vision erblickt
Puschmann seinen alten Lehrer in einem schönen Gar
tensaale sitzend an einem mit grünem seidenem Zeug
bedeckten Tische.

An selben saß
Ein alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Taub vermaß,
Der hat ein großen Bart fürbas,
In einem schönen großen Buch las,
Mit Gold beschlagen schön.
— — — — —
— — — — —

Wer zu dem alten Herren
Kam in den schönen Saal
Und ihn grüßet von ferren,
Den sach er an dießmal,
Sagt nichts, sondern that neigen
Gegen ihn sein Haupt schwach;

Denn sein Red und
Gehör begunt
Im abgehen, auch Sinnesgrund.
Als ich nun in dem Saal stund
Und sein alt lieblich Angesicht rund
Anschauete u. s. w.

Das ganze treuherzig rührende Elogium ist zuerst
abgedruckt hinter der oben angeführten Lebensbeschrei
bung Hans Sachsens von Ranisch, und, seitdem
Wieland aufmerksam darauf gemacht, von mehreren
Litteratoren wiederholt.

ritten und vollständigsten Ausgabe seiner Werke om Jahre 1612 hat das deutsche Publicum keine euere verlangt u).

Bei einem so merkwürdigen Manne, wie Hans Sachs, muß die Geschichte der deutschen Poesie erweilen. Seine Lebensgeschichte kündigt schon den Geist und Charakter seiner Poesie, selbst durch ihre Einfachheit, an. Wäre Hans Sachs der große Dichter, zu dem ihn einige Neuere machen wollen, achdem er lange genug unbillig verspottet gewesen, würde sich in seinen Werken, wie in seinem Le en, die Kraft des Emporstrebens offenbaren, hne welche keiner der großen Dichter, die sich ber ihr Zeitalter erhoben, Epoche gemacht hat. lber Hans Sachs macht in keinem Theile der deut chen Poesie Epoche; und weder sein Geschmack, noch ine ganze Art, zu dichten, reichen über die Norm er deutschen Poesie seines Zeitalters hinaus. Er ahm und ließ diese Norm, wie er sie fand. Daß sich

u) Diese vollständigste (d. h. vollständigere, als die beiden ersten) Ausgabe der Werke von Hans Sachs ist die zu Kempten, vom J. 1612 bis 1616, in 5 starken Quartbänden gedruckte; der erste Band unter dem Titel Sehr herrliche, schöne und wahrhafte Gedicht u. s. w. Aber in dieser Ausgabe findet man so wenig, als in den früheren, die lyrischen Gedichte, Meistergesänge, Kirchenlieder u. s. w. dieses Dichters. Die Bemühungen einiger neueren Litteratoren, eine neue Ausgabe von Hans Sachsens sämmtlichen Werken zu veranstalten, waren zu wenig für die Bedürfnisse des neueren Publicums berechnet. An einer Auswahl, die einen Octavband füllte, möchten wohl, außer den Litteratoren selbst, die meisten Leser genug haben.

sich die dramatischen Dichtungsarten unter seinen Händen erweiterten, war eine Folge des Einflusses, den die Uebersetzungen der Comödien des Terenz auf das Zeitalter hatten. Das Einzige, was Hans Sachsen unter seinen Zeitgenossen als Dichter charakteristisch auszeichnet, ist die kaum begreiflich scheinende Fruchtbarkeit seiner Phantasie. Trefflichen Verstand und Witz hat er mit andern deutschen Dichtern seiner Zeit gemein. Aber auch seine Unerschöpflichkeit im Dichten und Reimen wird begreiflicher, wenn man weiß, daß er ohne alle Kritik, ohne alles Streben nach irgend einem Ideal der Vollkommenheit, echt meistersängerisch, mehr reimte, als dichtete, und daß seine poetische Sphäre zwar Alles, was das Zeitalter für ihn mit sich brachte, in sich aufnahm, aber auch nie über den Horizont eines geistvollen Schusters hinausreichte. Man findet bei ihm einen Schatz von köstlicher Poesie in roher Form; aber das Meiste unter seinen in Versen geschriebenen Werken ist nachlässig gereimte Altagsprose. Die bürgerliche Beschränktheit, in der er zufrieden lebte, zeigt sich überall in seiner Art, zu dichten. Man freuet sich immer mehr, je näher man ihn kennen lernt, seiner redlichen, milden, durchaus rechtlichen, dem Guten treuen und frommen Seele, seiner gutmüthigen Schalkheit, und des naiven Ausdrucks aller seiner Gefühle. Aber Gefühl für das Große hatte er in keiner Hinsicht außer, wo seine Frömmigkeit besonders aufgeregt war, wie bei der Einführung der lutherischen Reformation. Das ästhetische Interesse war in seiner Seele durchaus dem praktischen untergeordnet, wie es einem fleißigen Handwerksmanne ziemt. Daher hat er auch nicht ermangelt, fast jedes sei-

ner

ner Gedichte mit einer ausdrücklich hinzugefügten Nutzanwendung zu versehen. Da er weder Latein, noch Griechisch verstand — denn das Wenige, was er von lateinischer Grammatik in seinem Knabenalter gelernt haben mag, hatte er wieder vergessen x) — so konnte er sich von dem classischen Alterthum kaum die dürftigsten ästhetischen Kenntnisse erwerben; denn die deutschen Uebersetzungen alter Autoren folgten damals ganz dem Geschmacke, der in den deutschen Schriften üblich war. Ungeachtet seiner Belesenheit konnte also Hans Sachs nur Kenntnisse, nicht ungewöhnliche Bildung, seinen Büchern verdanken. Was er las, zog er in die Sphäre seiner Poesie hinüber. Daher findet man in seinen Gedichten eine Menge von Notizen, besonders historischen, die er sich durch seine Lectüre erworben hatte. Unter den Meistersängern war er gewissermaßen ein Gelehrter. Aber wie er überall bescheiden war, hat er auch nicht mit seinen Kenntnissen geprunkt. Er dichtete und reimte immer anspruchslos für sich hin, wie seine Gedanken einander folgten, und die Reime aus seiner Feder flossen. Auch die Sprache und Versification zu vervollkommnen, scheint nie sein Bestreben gewesen zu seyn. Hätte ihn die Natur zu etwas Großem berufen, so würde sich auch mehr Originalität in seinen Werken zeigen. Hans Sachs ist kein Nachahmer; denn er dichtete und reimte unbefangen nach seiner Weise fort, ohne sich mit besonderer Aufmerksamkeit

x) Hans Sachs selbst nennt sich noch ein Mal am Ende der summarischen Uebersicht seiner poetischen Werke einen ungelehrten Mann, der weder Latein noch Griechisch kann.

keit nach Mustern umzusehen; aber seine Weise w
auch nur die übliche des Zeitalters am deutsch
Parnasse. Sein Genie erkennt man nicht sow
an charakteristischen Zügen, als an einem unersch
lichen Reichthum von Gedanken und Bildern,
wenigstens zum Theil poetisch sind, und ihm un
lässig in wechselnder Fülle zuströmten. Durch s
Darstellungstalent würde er besonders in d
dramatischen Poesie noch Mehreres haben leis
können, wenn ihm eine liberale Erziehung zu Hü
gekommen wäre.

Die Menge und Mannichfaltigkeit der G
dichte, die Hans Sachs hinterlassen hat, sind d
Canon der deutschen Poesie des sechzehnten Jahr
hunderts. Fast in allen damals in Deutschland üb
lichen Dichtungsarten hat Hans Sachs sich versucht,
und in allen ist er dem Geschmacke getreu geblie
ben, der zu seiner Zeit in Deutschland der herr
schende war.

Die lyrische Poesie Hans Sachsens ist in
der Schule der Meistersänger gebildet. Welches
Verdienst er sich aber um den Meistergesang erwor
ben haben mag, wird man erst erfahren, wann
diese Gedichte, deren er, nach seinem eigenen Be
richte, über vier tausend verfaßt hat, aus den Hand
schriften hervorgezogen seyn werden. Ihre Menge
scheint die Ursache zu seyn, warum er selbst sie nicht
in die Sammlung seiner poetischen Werke aufge
nommen hat y). Auch die übrigen lyrischen Ge
dichte,

y) Bei Rantsch, in seiner Lebensbeschreibung Hans
Sachsens, findet man Seite 173 mehrere noch vorhan
den

lchte, deren Hans Sachs in dem Verzeichnisse sei-
er Schriften erwähnt, sind, bis auf wenige, eine
eder noch in Handschriften verborgen, oder verlo-
en gegangen. Eines seiner Kirchenlieder, ein
Gesang voll wahrer und inniger Religiosität, hat
urch Uebersetzungen in mehrere Sprachen eine be-
ndere Art von Celebrität erhalten [2]). An seinen
iedern der Liebe, die er selbst Buhlieder nennt,
aben wir wahrscheinlich wenig verloren. Aber
uch das war Geist des Zeitalters in der deutschen
Poesie des sechzehnten Jahrhunderts, daß man die
oetische Schwärmerei der Liebe, die den frommen
tterlichen Minnesingern des zwölften und dreizehn-
ten

dene handschriftliche Sammlungen von den Werken dies-
ses Dichters nachgewiesen. Nach der Versicherung dess-
selben Schriftstellers ist die weit größere Anzahl
der Gedichte Hans Sachsens noch ungedruckt. Die
Göttingische Universitätsbibliothek besitzt
ein handschriftliches Meistergesangbuch vom
J. 1554, das entweder unter Hans Sachsens Augen,
oder zum Theil von ihm selbst geschrieben ist, und
unter andern Meistergesängen mehrere von Hans Sachs
selbst, aber ohne genauere Bezeichnung, enthält. Die
Handschrift ist schwer zu lesen. Die Stelle des Titels
vertreten die Worte: Anno salutis 1554 hab
ich Hans Lowtzdorffer (oder Crewtzdorffer)
aus sunderlicher lieb und gunst zu der lob-
lichen kunst des maistergesangs dieses puech
mit maistergesang mit meinen kösten ꝛc. Aus
dem Folgenden kann ich nicht entziffern, ob von Han-
sen Sachsen mit aigner hant das Buch geschrie-
ben ist, oder, wie die Worte sonst zu verstehen sind.

2) Von diesem Liede: Warum betrübst du dich,
mein Herz? findet man bei Ranisch, Seite 207,
drei lateinische Uebersetzungen, eine griechische, eine
französische, eine holländische, und eine niedersächsische.

ten Jahrhunderts so werth gewesen war, den Begriffen einer strengeren Moral unterwerfen, und als eine Gefühlsart, die dem verständigen Christen und guten Bürger nicht anständig ist, mißbilligen zu müssen glaubte. So bürgerlich war die deutsche Poesie geworden.

Erzählende Gedichte finden sich unter Hans Sachsens gesammelten Werken in Menge, aber keines, das eine Tendenz zum höheren Epos hätte. Sie sind alle in einerlei Styl und Versart gereimt. Der Inhalt ist aus der Bibel, aus weltlichen Geschichtsbüchern, aus der deutschen schon damals vorhandenen Uebersetzung der Novellen des Boccaz, und aus dem ganzen Umkreise der Belesenheit des fleißigen Dichters genommen. Ihr poetischer Werth ist sehr verschieden. Denn wenn Hans Sachs bei wirklich poetischer Laune war, erzählte er, wenn gleich in seinem gewöhnlichen rohen Style, geistvoll, mahlerisch und überhaupt anziehend. War er aber mehr prosaisch gestimmt, so reimte er mit derselben Behaglichkeit die trockensten Berichte, denen er dann gern, wie äsopischen Fabeln, eine besondere Moral anhängte. Keine seiner ernsthaften Erzählungen, die allegorischen abgerechnet, hat einen freien poetischen Schwung. Keine darf, auch wenn sie poetische Stellen hat, neben die vorzüglichsten Gedichte dieser Art aus den Zeiten der deutschen Ritterpoesie gestellt werden. Aber im Gebiete der komischen Erzählung war Hans Sachsens bürgerliche Muse zu Hause. Da zeigen sich seine Menschenkenntniß, sein Witz, sein Darstellungstalent, von einer ihrer glänzendsten Seiten. Mit der Wahl des Stoffs zu seinen Schwänken

nahm

nähm es Hans Sachs eben so wenig genau, als mit der Behandlungsart. Aber auch da, wo er nur gemeine Vademecums-Anekdoten erzählt, weiß er ihnen durch den Ton der naiven Erhaltheit ein neu pikanten Reiz zu geben a). Züchtig genug sind diese

a) Hier ist der Anfang des Schwanks: Der Schneider und sein Panier (Kemptner Ausg. Band V. Abh. 3. Seite 89.):

Ein Schneider in der Statt Straßburg saß,
Der ein berühmter Werckmann was,
Der guten Kunden hett on zadel,
Bey den Thumherren vnd dem Adel,
Denn er kund höfflich kleider machen,
Daß er ward reich. Und nach den sachen
Der eines tages zu vil tranck,
Daß er sich leget, wird tod kranck,
Daß er gantz sterbens sich verwag,
Wie vil artzney er allda pflag.
Einß mals an einer Pfintztag nacht
Kam der Teuffel vnd jhn anfacht.
Er schien kolschwartz, zotel vnd rauch,
Mit fewerglastigen augen auch.
Sehr grawsamer gestalt er war,
Bracht auch ein Fannen mit jhm dar,
Sehr breit, wol dreyssig elen lang,
Den er vor dem krancken rumb schwang,
Jhm zu eim besonderen schrecken.
Derselbig war von lauter Flecken,
Als Parchat, Atlas, und Satin,
Wursat, Zendel vnd Ormasin,
Von Sammet, Seiden vnd Dasant,
Von Schamlot vnd wüllem gewand,
Löndisch, Libisch, Mechlisch, Stammet.
Das Panier aller farb auch het,
Grün, braun, gel, weiß, rostfarb, plab,
Rot, schwartz, feyelfarb, Eselgrab,
Von allen flecken, die er im Leben
Den Leuten nicht hett wider geben.
Als der kranck nun sach das Panier,

diese Schwänke im Ganzen; dafür aber fällt ihr Inhalt nicht selten auf eine andere Art in das Ekelhafte [b]). An einem frischen und warmen Colorit des komischen Styls fehlt es ihnen selten [c]). Die meisten

Kennt ers, mit lauter stim auffschrier.
Er raufft sein har, vnd wandt sein händ.
Vnd kehrt sich hinumb zu der wänd,
Lebt, als ob er wer gar vnsinnig,
Als wer er wütig oder wünnig;
u. s. w.

b) Z. B. der kräftige Schwank: Die Math trat in ein Doren (einen Dorn), in der Kemptner Ausg. Band oder Buch IV, Seite 144.

c) Selbst Wortspiele weiß Hans Sachs trefflich im komischen Sinne zu verarbeiten, z. B. in dem Schwanke Das Kifferbeiskraut (Kemptner Ausg. Band V. Th. 3. Seite 84.) das Spiel mit diesem Worte, da Kifferbeis auch die Zanklaune der Xanthippen bedeutet. Auf die Aeußerung seines Wunsches, sich auf den Gartenbau zu legen, nennt ihm ein Freund die Kräuter, die er bauen soll. Als aber unter diesen auch Kifferbeis genannt wird, geräth der künftige Gärtner in einen Schrecken, von dem er sich lange nicht wieder erholen kann. Hier ist eine Stelle aus dem Schwanke, der sich übrigens durch einen ernsthaften, wirklich religiösen Anfang auszeichnet.

Auch magst auff ziehen gleicher weiß,
Teglich auff deinen Tisch zu speiß,
Mangolt, Kolkraut, Zwiffel, Knoblach,
Peterlein vnd Salat darnach,
Rettich, Rüben vnd Compaskraut,
Darmit man auch füllet die haut;
Magst auch bawen Kifferbeiskraut.
Erst fieng ich an zu schreyen laut.
O, Kifferbeiskraut mag ich nit!
Sag mir nichts daryon, ich dich bitt.
All ander kreuter wil ich bawen,
Nur vor Kifferbeis thut mir grawen.
Verfluchet so sey das vnkraut,

Vnd

eelften dieſer Schwänke gehören zu dem Vorzüg
ichſten, was ſich überhaupt unter den Werken
Hans Sachſens findet. Nächſt ihnen verdienen in
er Reihe der Erzählungen dieſes Dichters die al-
egoriſchen beſondere Aufmerkſamkeit. Einige
ind ernſthaft, andere ſatyriſch. In ihnen zeigt ſich
orzüglich, wie weit es Hans Sachs in der mah-
eriſchen Beſchreibung gebracht hat d). Zu dieſen
Gedich-

Vnd wer das ſeet oder bawt,
Dem ſchlag alles vnglück darzu.
Mein Freund der ſagt: was ſageſtu?
Gut Kifferbeis thund manchem wol,
Daß er gwint Kiſten vnd Kaſten vol.
Wie, das du verachtſt diſes kraut?
Ich ſprach: ich hab ſein nie gebaut,
Es wechſt mir vorhin vberauß
Beide in meinem Hof vnd Hauß,
Vnd gret mir ſtets wol vber Jahr,
Ob mir ſonſt ſchon verdirbet gar
Der Hertzentroſt vnd wolgemut,
Doch das vnkraut wol graten thut.
So kalt ich keinen Winter weiß,
Auch keinen Sommer nie ſo heiß,
Daß mir diſes vnkraut wer worn
Außgedort oder gar erfrorn,
Sonder iſt mir friſch, frech und ſchön
Alzeit bliben, fruchtbar vnd grün.
Beide zu Beth vnd auch zu Tiſch,
Wudelt das kraut auff, vnd iſt friſch,
Gantz hauffen weiß, gantz und durchauß.
Kein Gmach iſt in meim gantzen Hauß,
Daß ich vor dem vnkraut het gnad.
Es ſey im Keller oder Bad,
In Küchen, Stuben oder Kamer,
Bringt mir Kifferbeiskraut ſtets jamer;
u. ſ. w.

d) Zur Probe diene eine mahleriſche Stelle aus der allegoriſchen Erzählung Klage der vertriebenen Frau

Gedichten iſt auch die oben ſchon angeführte Nachtigall,

Frau Keuſchheit (in der Kemptner Ausg. Band I. Theil 3. Seite 569.)

Alſo fürt mich diß ſpor mit eyl
Bey einer halben viertheil meyl,
In einen vbertieffen grunde
Von baumen finſter, darinn funde
Ich ſtehn ein rauhen felſin hoch,
Darein gieng gar ein wildes loch,
Zu dem gieng diß geſpore ein.
Ich gieng hinzu vnd ſchawt hinein.
Da ſach ich gar ein klares brünnlein
Auß dem felß flieſſen in ein rinlein,
In ein merwei gehawen ſchon.
Darbey lag ein zerbrochen kron,
Ein brochner zepter, helm und ſchild,
Darbey erblicket ich ein bild
Sitzen, als ein Königin geziert;
Was gar ſubtil geliedmaſſert,
So vberzart, rein und ſo pur
Als hett ſie Engeliſch natur.
In atlaß weiß gekleydet gantz,
Auff jhrem haupt hett ſie ein krantz
Von liechten roſen rot und weiß.
Ihr haar recht als das gold geleiß.
Jedoch ſaß ſie ſamb trawrigklichen.
Ihr mund, wenglein, ein klein erblichen,
Vnd mit trähen reichlich begoſſen.
Ihre äuglein hett ſie beſchloſſen,
Ihr haupt in die ein hand geneyget.
Kein leben ſie an jhr erzeyget,
In aller maß als ob ſie ſchlieff.
Mit ſanfter ſtimme ich jhr rieff,
Aber ſie wolt darvon nicht hören.
Ich erſchrack, dacht wider zu kehren
Von dann, dacht, du biſt ein geſpenſt,
Seyd du dich nicht meldeſt noch nennſt,
u. ſ. w.

Wäre Alles, was Hans Sachs gereimt hat, in dieſem Geiſt und Style gedichtet, wer würde nicht eine neue Auflage ſeiner ſämtlichen Werke wünſchen?

tigall, Hans Sachsens poetische Verherrlichung Luther's, zu zählen. So unverkennbar indessen der poetische Werth der komischen und allegorischen Erzählungen dieses Dichters ist, wenn man ihnen keinen falschen Maßstab anlegt, so darf man doch nicht sagen, daß sie in der erzählenden Poesie der Deutschen Epoche machten, oder die schon vorhandenen Gattungen vervollkommnet hätten.

Die dramatischen Gedichte Hans Sachsens sind, eine einzige Gattung ausgenommen, in keiner Hinsicht mit denen zu vergleichen, die ungefähr um dieselbe Zeit, oder bald nachher, in Spanien, England und Frankreich die Entstehung eines Nationaltheaters bewirkten. So roh und geschmacklos auch die ältesten spanischen, englischen und französischen Comödien und Tragödien aus dem sechzehnten Jahrhundert sind, so übertreffen sie doch die von Hans Sachs durch einen weit bestimmteren dramatischen Plan, eine geistreichere Composition, und einen cultivirteren Styl. Aber in jenen Ländern hatte die Nation die Begründung eines Nationaltheaters nicht, wie in Deutschland, dichtenden Handwerkern überlassen. Hans Sachs würde, wenn gleich nie ein Shakespeare, doch gewiß ein vorzüglicher Schauspieldichter geworden seyn, wenn sein Genie unter andern Einflüssen und Umgebungen sich entwickelt hätte. Was sich von einem nürnbergischen Meistersänger aus dem sechzehnten Jahrhundert erwarten läßt, hat er in der dramatischen Poesie mit bewundernswürdigem Erfindungsgeiste und seltener Fertigkeit geleistet. Aber wirklich vervollkommnet hat er nur das Fastnachtsspiel oder die Farce. Daß er sich den wahren Unterschied zwischen

ſchen Comödie und Tragödie nicht verdeutlichen konnte, würde ſeinen dramatiſchen Dichtungen unter andern Verhältniſſen wenig geſchadet haben. Der Unterſchied zwiſchen einer Comödie und einer Tragödie beſteht bei Hans Sachs nur darin, daß in der Tragödie immer, in der Comödie nie, eine oder mehrere Perſonen um das Leben kommen. Uebrigens iſt der Geiſt und Styl in allen dieſen Gedichten, die unter Hans Sachſens Werken Comödien, oder Tragödien, überſchrieben ſind, ganz derſelbe. Der Stoff iſt aus der Bibel genommen, oder aus der weltlichen Geſchichte, oder aus alten Romanen und neueren Novellen. Die Compoſition iſt nicht ganz ſo roh, wie in des Meßpfaffen Schernberg's oben angezeigter Päbſtin Jutte. Die Scenen folgen einander mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit, obgleich keine Scene von der andern abgeſondert erſcheint. Wie Hans Sachs dieſen Schauſpielen einen Charakter der Regelmäßigkeit nach ſeinen Begriffen zu geben geſucht hat, beweiſet auch die Eintheilung in Acte. Bis zu ſieben Acten hat er dieſe Eintheilung fortzuſetzen gewagt. Mangel an Einheit der Handlung läßt ſich dieſen Schauſpielen nicht vorwerfen, wenn man es mit der Forderung nicht zu ſtrenge nehmen will. Auch mit zufälliger Mannichfaltigkeit ſind ſie reichlich ausgeſtattet. Aber was ihnen faſt ganz fehlt, iſt ein wahrhaft dramatiſches Intereſſe der Charaktere und Situationen, außer, wo Perſonen aus dem gemeinſten Leben und in der Sphäre des gemeinſten Lebens auftreten. Könige, Fürſten und Herren, griechiſche Heroen und römiſche Senatoren, auch Engel und Erzväter, empfinden, denken und reden in Hans Sachſens Tragödien und Comödien ſämmtlich

lich wie schlichte nürnbergische Bürger. In den rührenden Scenen ist kein Zug von tragischer Größe. Der Tod der Virginia in dem Trauerspiele dieses Nahmens von Hans Sachs hat nicht mehr tragisches Interesse, als ob wir die Römerin auf einem Marionettentheater sterben sähen [e]). Dieses Trauerspiel ist freilich einer seiner ersten Versuche in der dramatischen Kunst. In der Folge erhielten seine Dichtungen in diesem Fache mehr Umfang und Bildung. Da zeigt er besonders gute Anlagen, alte romantische Sagen aus der Ritterzeit dramatisch zu bearbeiten. So bearbeitete er, nach den Ritterbüchern, die damals noch gelesen wurden, die Geschichten der Magelone und der Melusine. Auch Siegfried, der Held des Liedes der Nibelungen und andrer nationaldeutschen Ritterge dichte, glänzt in einem Trauerspiele von Hans Sachs

e) Die ganze Todesscene ist diese (Kemptner Ausg. Th. I. Seite 132.)

Virginia schreyt klägtich:
O ihr, mein auserwehlten freund,
Helft mir mein ehr erretten heunt!

Die Freundschafft tringt hinzu, aber die Gewapnete tretten sie hinder sich, Virginius spricht:
Ach du herzliebe tochter mein,
Soll ich fürbaß entperen dein,
Vnd dich fürbaß in schanden sehen
In deinem leben allzeit schmehen?
Kan ich dich anderst nicht erretten
Will ich mit eygner hand dich tödten.

Da ersticht er sie, fellt nider zur Erd. Er spricht weiter:
So hat dein todter leib doch rhu
Vor schanden dir bereitet zu.

Sachs mit seinem fabelhaften Gefolge f). In diesen romantischen Trauerspielen ist auch für das Auge der Zuschauer reichlich gesorgt. Drachen und andere Ungeheuer beleben die Scene. Man sieht aus der ganzen Composition, daß Hans Sachs eine Ahndung von romantischer Größe hatte. Aber alles Große in poetischem Sinne war ihm zu fremd, als daß sich das Wesentliche der Idee eines romantischen Trauerspiels in seiner Seele auch nur unvollkommen hätte entwickeln können. Will man Hans Sachs als dramatischen Dichter schätzen lernen, so muß man sich vorzüglich an seine Fastnachtsspiele wenden. Da sehen wir sein Genie, wie in den Schwänken, den Stoff, dessen es sich bemächtigt, mit Kraft und Leichtigkeit beherrschen. Mehrere dieser Fastnachtsspiele sind zwar nicht viel cultivirter, als die von Rosenblüt dem Schnepperer. Einige, besonders diejenigen, in denen Eulenspiegel die Hauptrolle spielt, haben der Phantasie und dem Witze des Dichters wenig gekostet. Andere sind dafür desto geistreicher erfunden und ausgeführt. Die Verwickelung ist nicht künstlich, aber drollig; die Situationen haben ein wahrhaft komisches Interesse; die Darstellung ist natürlich und voll Leben; die Charaktere sind gut gehalten; und das Ganze thut die erheiternde Wirkung, die man von witzigen Farcen erwarten darf. Die Satyre dieser Fastnachtsspiele beweiset Hans Sachsens bürgerliche Menschenkenntniß und sein Talent, das Charakteristische zu ergreifen; und wo es an Satyre fehlt, da werden wir schadlos gehalten durch den

f) Man findet diesen Siegfried oder Seyfried, die Magelone, und die Meluſine von Hans im dritten Bande oder Buche der Kemptner Ausgabe.

en jovialischen Scherz, wie zum Beispiele in dem Stücke: Wie der Teufel ein alt Weib zur Ehe nahm [g]). In dieser Farce entschließt sich der Teufel, das Glück des ehelichen Lebens kennen zu ernen; und weil er glaubt, daß eine junge Frau ür ihn doch nicht passe, heirathet er eine alte. Die Mißhandlung, die er in dieser Ehe von seiner igennützigen und boshaften Lebensgefährtin erdul- en muß, bringt ihn dahin, daß er ihr in der Verzweiflung entläuft, und sich, um ein ehrliches Unterkommen zu finden, bei einem Arzte verdingt. Der Arzt und der Teufel werden ihres Handels dahin einig, daß dieser in Personen fahren soll, bei denen etwas zu verdienen ist; dann soll er sich vom Arzte austreiben lassen; und das Arztlohn soll ihnen beiden zu gleichen Theilen zukommen. Der Arzt betrügt den Teufel. Der Teufel, um sich zu rächen, beschimpft den Arzt, als dieser ihn austrei- ben will. Aber der Arzt weiß sich zu helfen. Er meldet dem Teufel, die Frau, der er entlaufen, sey angekommen, ihn wieder zu holen. Sie habe ihn bei der geistlichen Behörde verklagt, und den Proceß gewonnen. Vor Schrecken über diese Nach- richt fährt der betrogene Teufel aus, und flüchtet in die Hölle zurück, wo er sich doch besser zu be- finden hofft, als in der ehelichen Verbindung mit einem alten Weibe [h]). Dieses Stück ist nicht ge- rade

g) Im fünften Bande der Kemptner Ausgabe.

h) Nur um von dem Style dieser Fastnachtsspiele ein Beispiel zu geben, da doch keine ausführliche Scene mitgetheilt werden kann, setze ich den Anfang des Stücks hierher. Der Teufel tritt auf und spricht:

räde das witzigste unter Hans Sachsens Fastnachtspielen, aber es kann zur Probe dienen, um zu zeigen, in welchem Geiste Hans Sachs diese Gattung von dramatischen Unterhaltungen, die vorher bloß aus an einander gereiheten Scenen bestand, mit einer burlesken Intrigue auszustatten suchte.

Eine Menge anderer Gedichte dieses berühmtesten der Meistersänger, allegorische, dialogische, moralische und satyrische in mancherlei Formen, Kampfgespräche zum Beispiel, können hier nur im Allgemeinen angezeigt werden. Wie Hans Sachs Alles reimte, was ihm in die Feder floß, ohne auf den Unterschied zwischen Poesie und gereimte Prose

In der Höll mag ich nit mehr bleiben,
Mein zeit und weil darinn vertreiben,
Sonder bin herauff gfahrn auff erden,
Vnd wil gleich auch ein Ehman werden.
Hab an mich gnomen ein Mannes leib,
O hett ich nur ein altes Weib!
Ich has gehört, wie in der Eh
All ding so wol und frewdreich steh.
Deß wil ich mich auffs kürtzst vmschauwen
Nach einer frommen alten frawen.
Ein junge die wer mir zu geil;
Ich bin auch alt auff meinen theil.
Ein junge thet mir seicht kein gut.
Gleich mit seim gleich sich frewen thut,
Wie uns sagt das alt Sprichwort klug;
Drumb ist ein alte wol mein fug.
Schaw, schaw, dort knapt gleich eine her,
Die dünckt mich aller weiß und her,
An leib und gstalt, an schön und jugend,
An hertzen, frömbkeit vnd tugend
Sie sey mir gantz ehnlich fürwar.
Ich wil gehn zu jr schleichen dar,
Mit guten worten sie anreden,
Ob ein Eh würd zwischen uns beden.

Prose zu achten, sieht man besonders aus denjenigen seiner Werke, die aus der Bibel geschöpft sind, und aus denen, die sich auf öffentliche Vorfälle beziehen. Zum Beispiel diene seine ausführliche Beschreibung der Feierlichkeiten zu Nürnberg während der Anwesenheit des Kaisers Carl V. [1]) Aber auf Züge des Genies stößt man bei dem Durchblättern der Werke dieses Dichters auch zuweilen da, wo man sie am wenigsten erwartet. Von der Verskunst Hans Sachsens ist nichts zu rühmen. Das Gesetz aus der Tabulatur des Meistergesanges, daß man die Sylben in deutschen Versen nur abzählen, aber nicht messen müsse, hat er nur gar zu treulich befolgt. Für einen Beweis sonderlicher Reimkunst wird man auch nicht ansehen, daß Hans Sachs am Schlusse der meisten seiner Gedichte einen Reim auf seinen Nahmen zu finden und anzubringen wußte.

* * *

Was die deutsche Poesie des sechzehnten Jahrhunderts außer dem Teuerdank und den Werken von Hans Sachs Merkwürdiges hat, läßt sich nach der Ordnung der Dichtungsarten leicht übersehen. Denn erweitert wurde das Gebiet mancher Dichtungsart in der deutschen Litteratur; vervollkommnet wurde, den christlichen Kirchengesang ausgenommen, keine; und Nahmen, die Epoche machen, giebt es hier nicht zu nennen.

1. Die lyrische Poesie in deutscher Sprache hielt das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch bei-

1) In der Kemptner Ausgabe, Band I. Seite 405.

beinahe denselben Charakter, den sie im funfzehnten gehabt hatte. Dadurch, daß sie mit der Theologie in engere Verbindung trat, gewann sie von der ästhetischen Seite sehr wenig.

Der zunftmäßige Meistergesang, dessen Ansehen vor Hans Sachs ein wenig gesunken war, erhielt durch diesen eifrigen Meistersänger, wenn gleich keinen neuen Schwung — denn die Phantasie hatte an ihm, nach wie vor, wenig Antheil — aber doch eine neue Wichtigkeit in den Augen derer, die ihm geneigt waren. Hans Sachsens bürgerliche Rechtlichkeit und christliche Frömmigkeit bestimmte die Meistersänger, noch mehr, als vorher, nach den Gesetzen ihrer Tabulatur in alten und neuen Versarten oder Tönen gute prosaische, alltägliche, aber moralische und religiöse Gedanken, Betrachtungen und biblische Historien zu reimen. Was sich von wirklicher Poesie in diese Reimerei gemischt haben mag, ist aus den aufbewahrten handschriftlichen Meistergesangbüchern noch nicht hervorgesucht worden k). Von Bedeutung kann es nicht wohl seyn; denn die ehrlichen Handwerker, die sich des Meistergesanges befliſſen, wurden seit dem Ausbruche der Kirchenrevolution noch mehr, als ihre Vorgänger, veranlaßt, durch ihre Gesänge zu beweisen, daß sie die lyrische Poesie vorzüglich nur als ein Mittel zur Aufrechthaltung und Verbreitung des wahren Christenthums und christlicher Tugenden betrachteten. In ihrem beschränkten Ho-

rizont

k) Ich verweise hier zurück auf die Notizen, die über den deutschen Meistergesang und die Meistergesangbücher oben, Seite 210. 233., besonders Seite 271 f. mitgetheilt sind.

tizonte und nach ihrer durchaus bürgerlichen Denkart konnten diese Sänger nicht wohl begreifen lernen, daß der Dichter ein guter Mensch und Christ seyn könne, ohne das unmittelbare Interesse der Poesie über dem moralischen und christlichen zu vergessen. Aber an Mannschaft fehlte es den Schulen des Meistergesanges nicht. Im Jahre 1558 sollen allein zu Nürnberg zweihundert und funfzig Meistersänger gewesen seyn [kk]).

Noch mehr zeigt sich der Einfluß, den die Kirchenrevolution auf die lyrische Poesie der Deutschen hatte, in der Entwickelung des harten und unpoetischen Gegensatzes zwischen geistlichen und weltlichen Liedern bei den deutschen Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts. Ein überspannter Rigorismus der Sittlichkeit schien den Protestanten nothwendig, um sich selbst und den Katholiken den Werth des neuen Glaubenssystems zu beweisen. Auch die unschuldigsten Geistesfreuden kamen nun bei den eifrigen Protestanten in den Ruf des Leichtsinns. Der gute Christ sollte, nach ihrer Meinung, immer sein Christenthum in Gedanken tragen, und sich mit weltlichen Dingen überhaupt nur so weit beschäftigen, als des Leibes Nahrung und Nothdurft es verlangte. Die deutschen Katholiken wollten in dieser Hinsicht sich von den Protestanten nicht übertreffen lassen. Die Hauptsache im ganzen Umfange der lyrischen Poesie der Deutschen wurde also die Cultur des Kirchenliedes. Während in Italien,

kk) Vergl. die Notizen in Hans Sachsens Leben von Ranisch, Seite 255.

Italien, Spanien und Portugall, wo der Protestantismus keinen Eingang gefunden hatte, romantische Liebe, als unerschöpflicher Stoff der Poesie, in unzähligen Sonetten wiedertönte, sang der Deutsche neue Kirchenlieder. Das weltliche Lied wurde damals in Deutschland nur geduldet; das verliebte vollends sehr bedenklich, oder gar eines wahren Christen durchaus unwürdig gefunden [1]). Von dieser Zeit an bis in das achtzehnte Jahrhundert versäumten die deutschen Dichter nicht leicht, wenn sie ihre Werke dem Publicum vorlegten, geistliche und weltliche Gedichte zu trennen, und die geistlichen gleichsam als Brustwehr vor die weltlichen hinzustellen.

Die Geschichte des Kirchenliedes gehört überhaupt mehr zur theologischen, als zur schönen Literatur. Denn da die schönsten religiösen Gesänge nicht immer nach den Begriffen gewisser Kirchensysteme zugleich die erbaulichsten sind, dem Zwecke der Erbauung aber bei der Entstehung und Ausbildung des Kirchenliedes alle übrigen Zwecke untergeordnet wurden, so sucht man auch in den meisten derjenigen

1) Die meisten frommen Christen in Deutschland dachten seit dieser Zeit von der Poesie der Liebe, wie jener ungenannte christliche Liederdichter zu Anfange des 16ten Jahrhunderts, der in Alexandrinern rief:

Still, die ihr geil Gedicht und Liebesklagen macht,
Und manch jungfräulich Herz um Reinigkeit gebracht!
Eur Dichten geht nur drauf, daß Sinnen lüst verstehen.
Was von sich selber wächst, das darf man gar nicht säen.

E. Koch's Handbuch, Th. II. S. 48.

gen christlichen Kirchenlieder, die nicht ohne poetischen Werth sind, vergebens die reine und allgemeinere, von positiver Dogmatik unabhängige Religionspoesie des menschlichen Herzens. Aber in der schönen Litteratur der Deutschen muß doch dem Kirchenliede einige besondere Aufmerksamkeit gegönnt werden. Denn mit solcher Vorliebe und solchem Fleiße, wie die Deutschen, hat keine andere Nation das Kirchenlied begünstigt und gepflegt; und diese außerhalb Deutschland unerhörte Begünstigung des Kirchenliedes ist ein charakteristisch-nationaler Zug in der Denk- und Sinnesart der Deutschen. Wären die Deutschen eine so unpoetische Nation, wie Mancher glaubt, so würden sie in den Zeiten, da ihr moralischer und religiöser Charakter sich in seiner ganzen Stärke zeigte, nicht so allgemein, und nicht in einem solchen Grade das Bedürfniß gefühlt haben, die lyrische Poesie zum Mittel des Ausdrucks ihrer systematisch-frommen Gesinnungen zu wählen. Hätte aber das moralische und religiöse Interesse in der Denk- und Sinnesart der Deutschen nicht das poetische verfälscht, so würde der überspannte Rigorismus, der die unschuldigen Geistesfreuden beinahe den Lastern gleich stellt, nicht so allgemein in Deutschland sich verbreitet haben. Daraus erklärt sich auch, warum das sechzehnte Jahrhundert hindurch, und, noch mehr, im siebzehnten, fast jedermann in Deutschland, wer Verse machen zu können glaubte, auch wenn er übrigens auf Dichtertalent keinen Anspruch machte, nach seinem Glaubenssysteme Kirchenlieder verfaßte. Gelehrte und Ungelehrte, Theologen, Juristen, und Aerzte, Fürsten und Herren, auch Fürstinnen und Damen, lieferten Beiträge zu den christlichen Ge-

sangbüchern, bis der Vorrath so anschwoll, daß man schon in den ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts über drei und dreißig tausend in deutscher Sprache vorhandene Kirchenlieder zählen konnte. Die Anzahl der Verfasser dieser Lieder belief sich damals über fünf hundert. Diese in ihrer Art einzige Erscheinung der lyrischen Poesie zeigt deutlicher, als viele andere Facta, welche Richtung der Geist der deutschen Nation genommen hatte; und er würde nicht zwei Jahrhunderte hindurch diese Richtung behalten haben, wenn sie ihm nicht natürlich gewesen wäre [m]).

Eine specielle Musterung dieser deutschen Kirchenlieder muß der Geschichtschreiber der schönen Litteratur dem theologischen Litterator überlassen. An

der

m) Die litterarischen Hülfsmittel zur genaueren Kenntniß der Geschichte des deutschen Kirchenliedes sind nachgewiesen in Koch's Compendium der deutschen Litt. Gesch. Th. II. Seite 44 ff. Der ganze Abschnitt von der Litteratur des deutschen Kirchenliedes ist in diesem Werke mit vielem Fleiße ausgearbeitet. Aber weder in Wetzel's Hymnopocographia oder Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter (Herrnstadt, 1718 ꝛc. 4 Octavbände), noch in dessen Analecta hymnica (Gotha, 1751 ꝛc. 2 Octavbände), noch in den übrigen hierher gehörenden Werken, die Hr. Koch anführt, ist für den Aesthetiker eine sonderliche Unterhaltung, oder Belehrung, zu finden. Nach Wetzel (Analecta, Th. II. Seite 346.) besaß der berühmte Publicist Joh. Jacob v. Moser ein geschriebenes Register über 55,000 gedruckte deutsche geistliche Lieder. Eine Sammlung von 33,712 solcher deutschen Lieder, von einem dänischen Justizrath Frankenau gegen das Ende des 17ten J. H. veranstaltet und in 300 Bänden geordnet, befindet sich handschriftlich auf der Universitätsbibliothek zu Copenhagen. S. Koch's Compendium.

der Spitze der Verfasser solcher Lieder aus dem sechzehnten Jahrhundert ist Martin Luther, der große Reformator, zu nennen. Seine persönliche Gefühlsart bewirkte, daß unter allen christlichen Kirchen in Deutschland vorzüglich die lutherische mit erbaulichen Liedern versorgt wurde. Luther war kein Dichter im eigentlichen Sinne des Worts. Die Poesie war ihm, außer ihrer Beziehung auf christliche Erbauung, die gleichgültigste Sache von der Welt. Er zählte sie zu andern weltlichen Dingen, von denen er überhaupt sehr geringe dachte. Aber Luther liebte Musik und Gesang, weil er ein Mann voll Gefühl, und von fröhlicher Sinnesart war. Er würde das Leben lustig genossen haben, wenn nicht die Stärke und Innigkeit seiner moralischen und religiösen Gefühle seine ganze Seele beherrscht hätte. Aus der Fülle seines frommen und moralisch-muthigen Herzens sang er die Kirchenlieder, um derer willen er zu den Dichtern gezählt wird. Sie zeigen, wie gewisse starke Gefühle von selbst lyrisch werden, wenn sie sich rhythmisch durch einfache, energische Gedanken aussprechen n).

Die neuen Kirchenlieder nach dem lutherischen Symbolum trugen zur Verbreitung dieses Symbolums nicht wenig bei. Aber die Phantasie durfte doch nur schüchtern den Geist und Styl dieser lutherischen Kirchenlieder beleben, damit kein poetisches Bild zu der Vorstellungsart zurückführte, welche

n) Die meiste Celebrität unter Luther's Kirchenliedern hat sein christlich-heroischer Gesang: Ein feste Burg ist unser Gott. Aber aus diesem Gesange spricht auch der ganze Charakter des großen Mannes.

welche bei den Protestanten katholischer Aberglaube hieß. Neuen Kirchenliedern bei dem Volke den Eingang zu erleichtern, dichtete man sie auch meist nach der Melodie weltlicher Lieder; oder man erlaubte sich gar, den Text der weltlichen Melodien auf geistliche Art umzuarbeiten und ihn in das Christliche zu parodiren [o]). So lange Luther's Uebersetzung der Bibel noch nicht bewirkt hatte, daß das neuere, durch ihn gebildete Hochdeutsch die niederdeutsche Landessprache im nördlichen Deutschland aus den Kirchen und Schulen verdrängte, wurden für die lutherischen Gemeinen auch niederdeutsche Gesangbücher ausgearbeitet [p]).

Zu den ersten Verfassern geistlicher Lieder in deutscher Sprache nach dem lutherischen Symbolum gehören Lazarus Spengler, Rathsschreiber zu Nürnberg; Paul von Spretten, genannt Speratus, aus einer adligen Familie in Schwaben; Johann Gromann oder Graumann, genannt Poliander, aus Baiern, der erste lutherische Prediger zu Königsberg in Preußen; Nicolaus Decius, Probst im Braunschweigischen; Johann Hesse aus Nürnberg, erster lutherischer Prediger in Breslau; Wolfgang Mosel, genannt Musculus, ein Lothringer, Professor der Theologie zu Bern; und andere [q]). Zwei dieser christlichen Liederdich-

o) S. die Notizen in Koch's Compendium, Th. II. Seite 47.

p) S. ebendaselbst, Seite 21 ff.

q) Weitere Auskunft über diese Verfasser geistlicher Lieder findet man bei Wetzel und den übrigen Litteratoren, die in Koch's Compend. angezeigt sind. Hinzugekommen

)erdichter, Matthesius und Ringwald, müs-
en wegen einiger andern poetischen Werke, durch
die sie sich bekannt gemacht haben, unten noch ein
Mal genannt werden.

Das Schicksal der freien oder, wie man da-
mals sprach, weltlichen Liederpoesie in Deutsch-
land während des sechzehnten Jahrhunderts konnte
unter diesen Umständen nicht erfreulich seyn. So
ganz in der neuen Andacht versunken war das deut-
sche Volk nicht, daß es, nach den Ermahnungen
seiner Geistlichen, gar keine andere Lieder mehr
hätte singen sollen, als Kirchenlieder. Zu den deut-
schen Volksliedern, die aus dem funfzehnten Jahr-
hundert abstammen, kamen im sechzehnten ohne
Zweifel mehrere derjenigen hinzu, von denen man
nun nicht mehr weiß, welchem Jahrhunderte sie an-
gehören [r]). In der zweiten Hälfte des sech-
zehnten Jahrhunderts, als in Deutschland der Ei-
fer für und gegen das neue Kirchensystem nicht
mehr so gewaltsam alle Köpfe einnahm, wurden
besonders durch Capellmeister, Organisten und an-
dere Musiker weltliche Lieder mit Melodien
in Umlauf gesetzt. Man nannte solche Lieder kurz-
weilig und lustig. Mit ihrer Musik versehen,
hießen sie auch wohl Galliarden. So rettete
die Musik, die Lieblingskunst der Deutschen, wes-
nigstens einen Theil des alten Volksgesanges [s]).
Aber

kommen ist seitdem noch G. L. Richter's Allge-
meines biographisches Lexikon alter und
neuer geistlicher Liederdichter. Leipz. 1804. in 8.

r) Vergl. oben Seite 304.

s) Ein gutes Verzeichniß solcher mit Musik herausgege-
benen

Aber die Dichter von gelehrter Bildung in Deutschland hüteten sich wohl, an der Volksliteratur ernsthaften Antheil zu nehmen. Für den gemeinen Mann, der mehr poetischen Sinn hatte, wurden die lustigen und kurzweiligen weltlichen Liedlein auf einzelne Blätter gedruckt, und auf den Märkten verkauft, wie es noch in Deutschland üblich ist. Aus solchen zerstreuten Blättern, so viele ihrer noch vorhanden sind, muß der Litterator, der diesen Theil der deutschen Liederpoesie genauer kennen lernen will, mehrere Notizen zusammen lesen, für welche hier kein Raum ist. An Vervollkommnung dieser Dichtungsart wurde damals in Deutschland nicht gedacht. Sanfte und zärtliche Lieder scheinen seltener gesungen zu seyn, als fröhliche und lustige, an denen man sich von der Spannung des religiösen Ernstes erholte [55]).

Unter

benen deutschen Lieder aus dem sechzehnten J. H. liefert Koch's Compendium, Th. II. Seite 84. Vergl. Eschenburg's Denkmäler, Seite 456; und besonders im Deutschen Museum vom J. 1781 (Band II. Seite 225.) die Nachricht von einer Liedersammlung mit Musik aus dem 16ten J. H.

55) Um wenigstens ein Beispiel von einem deutschen Liede der Liebe aus dem 16ten J. H. zu geben, das man, um des Abstandes willen, mit den alten Minneliedern vergleichen kann, wähle ich eines, das auch in Eschenburg's Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, Seite 459, abgedruckt steht.

Silber vnd Gold gib ich darumb,
Das ich ein feines brauns Mägdlein bekomm,
Die fein züchtig wär und fromm.

Züchtig und fromm, fein freundlich darzu,
Hat sie Tugend, so hat sie genug.
Gibt uns Gott sein Seegen darzu.

Gibt

Unter den wenigen deutschen Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts, die als Verfasser weltlicher Lieder bekannt geblieben sind, ist nicht ein einziger berühmter, man müßte denn den Satyriker Fischart, von welchem bald weiter die Rede seyn soll, um eines kraftvollen patriotischen Gesanges, der sich erhalten hat, hierher zählen [t]). Auch ein kräftiges, aber

Gibt uns Gott sein reichen Seegen,
So wollen wir beyd in Frewden leben,
Seinem Willen nicht wiederstreben.

Ich weiß mir einen, der ist mein Freund,
Wiewol er is mein ergster Feind,
Ein guten Abend wünsch ich ihn heint.

Ein guten Abend, ein fröhliche Zeit,
Das er mir bald sein Töchterlein geit,
Die mir mein junges Herz erfrewt.

Gibt er mirs nicht, so erfreut er mich nit,
Hat sie einen andern viel lieber als mich,
Gibt er mirs nicht, so stürb ich gewiß.

Stürb ich dann, so bin ich todt,
Gräbt mann mich in die Röslein roth,
Dafur behüt mich der liebe Gott.

In die Röslein und in die Klee;
Scheiden von Liebe, das thut weh;
Stürb ich dann, so sich ichs nicht meh.

t) Dieses patriotische Lied von Fischart findet sich eingeschaltet in ein Werk voll didaktisch-emblematischer Verse von Mathias Holzwert, und daraus abgedruckt in dem Magazine Bragur, Band III. Seite 336. Hier ist eine Stelle daraus.

Was Ruhm hat der jung Adler doch
Wänn er sich rühmt der Eltern hoch
Wie sie frey wohnen inn Bergs Klüfften
Und frei regierten inn den Lufften,
Vnd er sizt gefesselt auff der Stangen,
Muß, was der Mensch nur will, ihm fangen?
Also was ist dir fur eyn Ehr,

Wann

aber nicht sehr poetisches Lied Ulrich's von Hutten ist bei dieser Gelegenheit zu nennen [tt]). Fischart ist als Liederdichter eben so wenig berühmt gewesen; und von den Dichtern Jakob Regnard, Siegfried Harnisch, und einigen andern, wenn sie nicht etwa gar nur musikalische Componisten der von ihnen herausgegebenen Lieder waren, wird sich vermuthlich wenig rühmen lassen, auch wenn ihre Gedichte wieder bekannter werden sollten [uu]). Aber durch pedantische Latinisirung ihrer Nahmen sich ein gelehrtes Ansehen zu geben, wurde damals auch bei den Liederdichtern, wie bei andern Schriftstellern, in Deutschland immer gebräuchlicher, wie die Titel der Lieder von Nicolaus Rosthius, Thomas Martinus Megapolitanus, Valentinus Hausmannus, und anderer, beweisen [xx]).

Von

Wann rühmst du die Alten Teutschen sehr,
Wie sie fur ihre Freiheyt stritten
Und keynen bösen Nachbarn litten,
Vnd du achtst nicht der Freiheyt dein,
Kannst kaum inn deim Land sicher sein,
Last dir dein Nachbarn sein Pferd binden
An deinen Zaun forn und hinden?
Sollt auch solch feyger art gebüren,
Das sie soll Kron und Scepter führen?
Ja, ihr gebürt für den Königs stab
Eyn hölzin Röß, welches sie nur hab,
Vnd führe für den Adler kühn
Eyn bundte Atzel nun forthin,
Vnd für den Weltapffel eyn Ball,
Den man schlägt, wann er hupfft im Fall:
Weil heut doch schier keym ernst ist mehr
Handzuhaben Freyheit und Ehr.

tt) S. Bragur, Band VII. Abth. 2. Seite 95.
uu) Die beiden eben Genannten kenne ich nur dem Nahmen nach aus Koch's Compendium.
xx) S. Koch's Compendium, Th. II. Seite 34 ff.

Von Cultur der höheren lyrischen Poesie findet sich, außer in einigen Kirchengesängen, die aber doch nie den Schwung der Ode nehmen durften, eine Spur in der deutschen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts.

2. Noch weiter, als in der lyrischen Poesie, blieben die Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts in der erzählenden zurück.

Der Volksgesang erhielt noch immer mehrere Romanzen oder Balladen, die zu den Liedern gezählt wurden, in Umlauf bei einem Theile des deutschen Publicums. Mehrere der Lieder, die mit Musik ausgegeben wurden, sind Balladen in demselben Geist und Style, wie diejenigen, die aus dem funfzehnten Jahrhundert stammen [y]). Aber auch diese Dichtungsart entwickelte sich damals in Deutschland nicht weiter. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts scheint sie sich bei den Deutschen fast ganz verloren zu haben [z]).

Gegen die eigentliche Epopöe wurden die Deutschen im sechzehnten Jahrhundert nicht ganz gleichgültig. Neue Ausgaben der alten epischen Rittergedichte, die schon gegen das Ende des funfzehnten durch den Druck bekannter geworden waren [a]), wurden zwar nicht verlangt. Das Lied der Nibe-

y) Vergl. oben, Seite 314 ff. und die in Eschenburg's Denkmälern mitgetheilten Beispiele und Notizen.

z) Wenigstens ist mir kein deutsches erzählendes Volkslied bekannt, das über das sechzehnte Jahrhundert hinabreichte, es müßte denn eine jämmerliche Mordgeschichte seyn.

a) Vergl. oben, Seite 136. Anmerk. u.

Nibelungen kannte man nicht mehr. Aber ein Theil der alten epischen Nationalgedichte wurde doch unter dem Titel Das Heldenbuch dem Publicum in mehreren Ausgaben vorgelegt. Die Entstellung dieser Gedichte durch Umarbeitungen in den gedruckten Ausgaben aus dem sechzehnten Jahrhundert zeigt freilich, wie tief damals der deutsche Geschmack unter der Stufe stand, zu der er schon in den Ritterzeiten sich erhoben hatte [b]). Während der Teuerdank in Deutschland das Ansehen eines der vorzüglichsten Heldengedichte behauptete, versuchten einige deutsche Gelehrte, durch erzählende Gedichte in lateinischer Sprache sich dem Epos des classischen Alterthums zu nähern. Johann Schosser, ein Professor der Dichtkunst, nehmlich der lateinischen, zu Frankfurt an der Oder, verfaßte eine Marchias oder Geschichte der Markgrafen von Brandenburg in lateinischen Versen. Auf eine ähnliche Art bearbeitete er episch, so gut er konnte, einige biblische Geschichten. Aehnliche erzählende Gedichte in lateinischer Sprache wurden geschrieben von andern deutschen Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts, zum Beispiel von Nicolaus Reußner, einem Professor zu Jena; Lorenz Rhodomann, Professor zu Wittenberg; Nicolaus Frischlin, Professor zu Tübingen [c]). Aber alle diese Beweise deutscher Gelehrsamkeit in jenen Zeiten hatten auf die Nationallitteratur eher einen nachtheiligen, als günstigen Einfluß. Sie beförderten

b) Vergl. über die Ausgaben des Heldenbuchs aus dem sechzehnten J. H. oben, Seite 149.

c) S. die Notizen in Koch's Compendium, Th. I. Seite 108.

rten, die Geringschätzung der Muttersprache in en Augen derer, die zu ihrer mannigfaltigeren usbildung hätten mitwirken sollen. Aus dem gan- n sechzehnten Jahrhundert ist kein deutsches Ge- icht, außer dem Teuerdank, vorhanden, das auch un, als mißlungener Versuch in die Reihe der popöen gestellt werden könnte.

Andere Arten von Erzählungen in eutschen Versen wurden noch immer geschrieben; ber auch unter diesen findet sich keine, die ein fortschreiten des Geschmacks beurkundete, oder ls Produkt des Genies besonders merkwürdig äre. Man fuhr hier und da fort, wie im funf- ehnten Jahrhundert geschehen war, öffentliche Begebenheiten aus der Geschichte des eitalters in Versen zu erzählen. Eine wir- embergische Chronik, die aber nicht gedruckt t, soll mehrere solcher Gedichte enthalten [d]). In iner andern Handschrift finden sich die Grum- achischen Händel, wie sie in der deutschen Reichsgeschichte genannt werden, oder die Unruhen, ie der unternehmende Wilhelm von Grumbach uerst in Würzburg, dann in Verbindung mit dem erzoge von Gotha erregte, zwar nicht pot- isch, aber doch in deutschen Versen, bearbeitet [e]). lber auch diese und ihnen ähnliche Erzählun- gen

d) S. Koch's Compendium, Th. II. Seite 130.

e) S. die Proben dieser historischen Reimerei, die aber gut gemeint ist, und den herzlichen Antheil beweiset, den der Verfasser an diesen Händeln nahm, abge- druckt im Deutschen Museum vom J. 1779 und 1780.

gen erregten keine besondere Aufmerksamkeit, u
wirkten nicht auf die deutsche Litteratur. Ein
kleinen erzählenden Gedichte von den Sa
Murner und Fischart soll unten weiter
dacht werden.

Die komischen Erzählungen oder Schwä
nach alter deutscher Art blieben beliebt. A
Hans Sachs wurde in diesem Theile der Na
nallitteratur nicht übertroffen f). Ganz artig
einige Schwänke von Lazarus Sandrup, d
sich selbst einen "Studiosus der Philosophie u
Theologie, und einen besondern Liebhaber der P
terei" genannt hat g). Die burlesken, damals
liebten Erzählungen von dem Pfaffen von K
lenberg scheinen aus früheren Zeiten herzust
men. Sie wurden auch bald, wie damals so v
andere Gedichte aus früheren Zeiten, in Pr
umgearbeitet und in Volksbücher verwandelt
Nur der Volksroman Till Eulenspiegel ha
das Glück, in Verse gebracht zu werden; aber
liebter und bekannter blieb er doch in seiner
sprünglichen Gestalt i).

Die prosaische Umarbeitung der alt
Rittergedichte und anderer poetischer E
zählungen aus den früheren Zeiten dau

f) Vergl. oben, Seite 392.

g) S. über diesen Sandrup, und Proben
Schwänke, in dem Magazine Bragur, Band
Seite 341.

h) S. die Notizen in Koch's Compendium, Th.
Seite 129.

i) Vergl. oben, Seite 336. und Koch's Comp. Th.
Seite 132.

n sechzehnten Jahrhunderte fort, wie sie im funfhnten angefangen hatte k). Sie kann uns als Maßstab dienen, den Geschmack der Deutschen des chzehnten Jahrhunderts mit dem ihrer Vorfahren vergleichen. In den Ritterzeiten hatte die deuthe Poesie mit Kraft gestrebt, sich in allen romanschen Formen zu entwickeln. Keine Anwendung r Verskunst, die zu diesem Zwecke beizutragen hien, war verschmäht worden. Im sechzehnten ahrhundert, da die Nation so unpoetisch blieb, je sie im funfzehnten geworden war, wollte man ch auch noch den Stoff der alten romantischen edichte nicht missen. Man machte also aus ihn immer mehr Volksbücher in einem schlichten osaischen Styl; und nur dasjenige, was in der ibehaltenen Erfindung Poetisches lag, wurde, wie n Baum ohne Blüten und Blätter, noch mit niger Liebe gepflegt. Ein Verzeichniß dieser deutjen Romane und Novellen aus dem sechzehnten ahrhundert würde hier aus denselben Gründen n unrechten Orte stehen, warum oben auch die s dem funfzehnten Jahrhundert nur im Allgeeinen angezeigt werden konnten l). Nicht eines eser romantischen Unterhaltungsbücher macht in ner Art Epoche; nicht eines hat den Geschmack läutert, oder veredelt. Aber zu loben ist an den eisten dieser Romane und Novellen, daß sie anruchlos, ungezwungen, nicht ohne Gefühl für die oesie des Inhalts, und überhaupt weit besser geieben sind, als diejenigen, die in der deutschen teratur des siebzehnten Jahrhunderts auf sie folgten.

k) Vergl. oben, Seite 331.
l) Vergl. oben, Seite 334.

folgten. Jene aus dem sechzehnten Jahrhunder sind weder phantastisch, noch verkünstelt. Ihr Charakter ist altdeutsche Treuherzigkeit und Kraft, ein wenig schwerfällig, ohne alle zarteren Reize der Kunst, aber auch ohne Schminke. Mit Vergnügen kann ein gebildeter Geist auch noch in unsern Tagen bei den Romanen verweilen, die der Buchhändler Feyerabend zu Frankfurt am Main im Jahre 1587 unter dem Titel Das Buch der Liebe herausgab [m]). Da findet man diejenigen, die damals ohne Zweifel für die vorzüglicheren galten, beisammen, nahmentlich den Kaiser Octavianus mit seinem Gemahl und Söhnen; die schöne Magelone; den Ritter Galmy; den Herrn Tristan; den Camillus und Emilia; die so oft in den mittleren Jahrhunderten bearbeitete Geschichte des Flos und der Blankeflos oder, wie sie im Buche der Liebe nach italienischer Art heißen, Florio und Bianceflora; dann, was man hier nicht suchen sollte, auch den bekannten griechischen Roman von der Liebe des Theagones und der Cheriklea im deutschen Geschmacke des sechzehnten Jahrhunderts bearbeitet; die Begebenheiten des Gabriotto und Rein

m) Ich kenne dieses sehr selten gewordene Buch der Liebe nur aus dem Exemplare, das die Göttingische Universitätsbibliothek besitzt. Der Titel lautet: Das Buch der Liebe, enthaltende Herrliche Schöne Historien Allerlei Alten und newen Exempel, daraus menniglich zu vernemmen, beide was recht ehrliche, dagegen auch, was unordentliche buleriſche Liebe ſey u. ſ. w. Der vollständige Titel nimmt beinahe eine ganze Folioseite ein. Frankf. a. M. in Verlegung Sigmund Carln Feyerabend. MDLXXXVII.

Reinhard; die Melusine; den Ritter vom Thurn; den Ritter Pontus oder Von den adligen Tugenden; den Herzog Herpin; und den Herrn Wigolais vom Rade. Aber unter allen diesen Romanen, die das Buch der Liebe in einem starken Foliobande umfaßt, ist, wie Denen, die mit diesem Theile der Litteratur bekannt sind, schon die Titel beweisen, kein einziger von nationaldeutscher Abstammung u). Unterdessen wurden

u) Zur Probe des Styls der Romane in diesem Buche der Liebe wähle ich auf gutes Glück eine Stelle aus der Erzählung Von Herr Tristant. Im Capitel von der schönen Prose in der deutschen Litteratur dieses Zeitraums werde ich noch ein Mal darauf verweisen.

— "Als nun Fraw Isalde Herr Tristranden gar außgezogen hette, ward jhm ein Bad bereytet. Die Fraw brachte Salben, die jm zu seinen Wunden gehörten. Sie salbet, bandt und badet jn, daß er gantz zu seinen kräfften kam.

Da er aber also in dem Bad saß, vnd die Fraw bey jm vmgieng, gedacht er bey dem Haar, das er mit jm geführt hett, dz sie die Fraw wer, die er sucht, vnd ward jm selbs schmollen. Deß nam die schöne Isalde war, und gedachte: Weß lachet dieser? Ich weiß doch nichts, das ich gethan habe. Aber ich solle jm vielleicht sein Schwert gewischet haben. Zwar er iß deß gar wol wirdig. Nam damit das Schwert, vnd wollt das wischen. Da ersah sie eine Scharten in dem Schwert, davon all jre Freud verschwand; sie leget es bald von jr, vñ bracht das stück, das in dieselbe Lucken gehöret, das sie varmals behalten hatt. Als sie sahe, daß es gerecht dareyn war, hub sie an den Held zu haſſen, und sprach: Du bist Tristrant, vnd hast den Serpenten erschlagen; aber was mag dich das gehelffen? Du kommest nimmer lebendig von hinnen, vnd ist kein Zweiffel, du

wurden doch auch die nationaldeutschen Sagen au den Gedichten, die man längst in Romane umg gestalten angefangen hatte, in demselben Geschmack bearbeitet. Zu der beliebten Rittererzählung von Siegfried, dem Hörnenen, kam noch, au einer andern und neueren deutschen Quelle, d Zauberroman von dem Schwarzkünstler Faust u seinem Höllenzwange. Wahrscheinlich sind di Sagen von diesem nachher so oft besprochene deutschen Zauberer, dessen historische Existenz vie leicht unbedeutend ist, im funfzehnten Jahrhund entstanden, und erst im sechzehnten zu einem R mane gemacht °).

Das merkwürdigste aller erzählenden Gedich in der deutschen Litteratur aus dem sechzehnt Jahrhundert ist das komisch-didaktische, der Frosc mäuseler, von Rollenhagen. Noch zu End des sechzehnten Jahrhunderts, im Jahre 159 wurd

must mein Oheim mit dem Tode vergelten. Ich wi dich selbst nicht ungemeldet lassen, denn du hast m den Mann, den nie keine Jungfraw gehabt hat, u meinem Oheim erschlagen.

o) Der wahre Ursprung der Sagen von dem Doctor und Schwarzkünstler Faust ist, so viel ich weiß, noch nicht völlig aufgeklärt. Vergl. Koch's Comp. Th. II. Seite 238. Wahrscheinlich ist die historische Person, deren Geschichte der Erdichtung zum Grunde liegt, ein deutscher Gelehrter, oder Physiker, vielleicht auch nur ein Marktschreier, der unter dem Volke im 15ten J. H. Aufsehen erregte und für einen Zauberer galt. Auf den bekannten Faust oder Fust, der mit Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden hat, scheinen die Erzählungen von dem Zauberer Faust nicht einmal anzuspielen.

urde es gedruckt; und diesem Jahrhunderte ge-
ört es auch durch seinen ganzen Charakter an.

Georg Rollenhagen war geboren zu Ber-
au in der Mark Brandenburg im Jahre 1542.
ein Vater, der als Tuchmacher, Bierbrauer,
nd Ackermann bürgerliche Nahrung trieb, ließ
n die lateinische Stadtschule besuchen. In Prenz-
u und Magdeburg setzte der Sohn seine Stu-
ien fort, ging dann auf die Universität nach Wit-
nberg, wurde Magister, hierauf Schullehrer zu
Magdeburg, wo er als Rector im Jahre 1609,
m sieben und sechzigsten seines Alters, starb.
Die Particularien seiner Lebensgeschichte, seine
äuslichen und körperlichen Leiden, und andere Un-
ille, mit denen er zu kämpfen hatte, gehören
icht hierher, weil sie weder auf die Richtung,
och auf die Entwickelung seiner Talente einen
erklichen Einfluß gehabt zu haben scheinen. Daß
Rollenhagen die Naturwissenschaften geliebt, zeigt
in Gedicht selbst an mehreren Stellen p).

Veranlassung zur Entstehung des Frosch-
äuselers, der Rollenhagen's Nahmen auf die
Nachwelt

p) Eine documentirte Lebensbeschreibung Rollenhagen's, nach einer Leichenpredigt bearbeitet von Carl Reinhard, findet sich in der Bragur, Band III. Seite 427. Die älteste Ausgabe des Froschmäuselers ist gedruckt zu Magdeburg im J. 1595, ohne Rollenhagen's Nahmen. Er bezeichnet sich da auf dem Titel nur als Marx Hupfinsholz von Mäuseloch, der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser. Noch sechs Ausgaben folgten dieser, aber mit verändertem Titel, im 17ten J. H. Die neuste Ausgabe ist vom J. 1730.

Nachwelt gebracht hat, soll eine philologische Vorlesung gegeben haben, die ein Professor zu Wittenberg über die homerische Batrachomyomachie gehalten. Da Rollenhagen dieses Gedicht zur Zufriedenheit seines Lehrers in das Deutsche übersetzte, soll ihm dieser, der enthusiastisch für die Batrachomyomachie eingenommen war, gesagt haben, das köstliche Werkchen lasse sich auch weiter ausbilden; man könne "Rathschläge von Regiment und Kriegen hineinbringen, und also eine förmliche deutsche Lection, gleichsam eine Contrafactur der damaligen Zeit, daraus machen q)". Wie auch die erste Idee zu dem Froschmäuseler in Rollenhagen's Geiste entstanden seyn mag; das Gedicht unterscheidet sich so sehr von der homerischen Batrachomyomachie und von allen andern damals vorhandenen Gedichten, daß es füglich ein deutsches Originalwerk genannt werden darf; und es hat Vorzüge genug, um Achtung und Auszeichnung in jedem Zeitalter zu verdienen. Nur der Anfang und der Beschluß des Ganzen ist Nachahmung der homerischen Batrachomyomachie. In den satyrischen Partieen ist der Reineke Fuchs das Muster gewesen, dem Rollenhagen folgte. Alles Uebrige in dem Gedichte gehört ihm allein an. Auch die weiche, tändelnde, naive, umständliche Manier Rollenhagen's ist nur in einigen Zügen dem Style des alten griechischen Gedichts nachgebildet, und wesentlich verschieden von der kräftigen und kaustischen Manier des Reineke Fuchs. Die Erfindung ist im Ganzen mißlungen. Rollenhagen wollte aus dem alten griechischen Scherzgedichte

q) Laut Rollenhagen's Vorrede bei einigen Ausgaben.

dichte ein satyrisch-didaktisches Werk machen, das des Dichters populäre Lebensweisheit umfassen, und nebenher auch einen Apparat von Gelehrsamkeit in sich aufnehmen sollte. Diesen Plan auszuführen, gab er seiner Erfindung drei Theile, deren jeder wieder in Abtheilungen zerfällt. Das Gedicht wurde sehr weitläuftig. In dem ersten Theile hält Gehbold Bausback, der Frösche König, im Grünen, an einem fröhlichen Maitage, Hof, und ergötzt sich mit seinen Fröschen an allerlei ritterlicher Kurzweil. Da kommt der Prinz Brötaldieb, einziger Sohn des Mäusekönigs Partekenfresser und der Königin Leckmüle, mit seinem Gefolge von einer Jagdpartie zurück. Der Mäuseprinz will seinen Durst an dem Sumpfe löschen, wo der Froschkönig residirt. Der Froschkönig läßt den Mäuseprinzen mit aller ritterlichen Höflichkeit zu sich einladen. Nun entsteht zwischen diesen beiden kleinen Personen eine Conversation, die beinahe zwei Drittheile des Gedichts einnimmt. Noch im ersten Theile giebt der Mäuseprinz dem Froschkönige ausführliche Nachricht von seiner Herkunft und Erziehung; von dem Zustande und der Lebensart der Nation der Mäuse; von den Feinden dieser Nation, besonders den Mannthieren oder Menschen, und den Katzen. Der Prinz erzählt, wie ihm seine Mutter zuerst die nöthige Menschen- und Katzenkenntniß beigebracht. In diesen Vortrag sind eine Menge Anekdoten aus der moralischen Thiergeschichte, besonders vom Reineke Fuchs, eingewebt. Auch aus der alten Litteratur wird beigebracht, was der gute Schulrector von seiner Gelehrsamkeit bei dieser Gelegenheit zeigen zu müssen glaubte. In dem zweiten Theile nimmt der Frosch-

König das Wort. Er erzählt sehr ausführlich dem Mäuseprinzen die ganze Staatsgeschichte des Reichs der Frösche; wie diese Nation in politischer Gährung gewesen; wie sie die beste bürgerliche Verfassung gesucht; wie sie von einem Extrem auf das andere gefallen; und wie sie endlich unter einer vernünftigen Monarchie in einen ganz guten Zustand gekommen. Diese Erzählung giebt dem Dichter Gelegenheit, seine Staatsweisheit, besonders die Lehre von den Vorzügen und Nachtheilen einer jeden Regierungsform, anzubringen. Die Angelegenheiten der Kirche sind nicht vergessen. Der Pabst, als Oberpriester der Frösche, heißt Beiskopf. Rollenhagen, als eifriger Protestant, läßt diesen Beiskopf, wie man denken kann, eine schlechte Rolle spielen. Erst nachdem der Froschkönig seine lange Erzählung geendigt hat, rückt die Handlung des Gedichts vor. Der Froschkönig ladet den Mäuseprinzen ein, sich auf seinen Rücken zu setzen, um auf einer Reise zu Wasser das Reich der Frösche in Augenschein zu nehmen. Unglücklicherweise zeigt sich eine Wasserschlange, als die Reisenden schon mitten im großen Sumpfe sind. Vor Schrecken taucht der Froschkönig unter, und der Mäuseprinz mit dem Gefolge von seiner Nation muß jämmerlich ertrinken. Hier fängt das dritte Buch an. Der Mäusekönig hält große Rathsversammlung, um Anstalten zu treffen, den Tod seines Sohnes an den Fröschen zu rächen. In der weitläuftigen Berathschlagung über Krieg und Frieden unter dem Vorsitze des Mäusekönigs breitet Rollenhagen den zweiten Theil seiner politischen Betrachtungen aus. Endlich kommt es, wie in der homerischen Batrachomyomachie, zum

Aus-

Ausmarsche der Truppen von beiden Seiten, und zur komisch-blutigen Schlacht, durch die nichts weiter entschieden wird, als, daß jedes der Heere sich wieder nach Hause begiebt. Die Composition des Froschmäuselers ist also ein wenig armselig. Die didaktischen Partien und übrigen Einschiebsel sind viel zu lang, um für bloße Digressionen zu gelten; und doch hat das Ganze einen komisch-epischen Anfang, an dessen Fortsetzung man erst gegen das Ende des Gedichts wieder erinnert wird. Desto mehr Werth hat die Ausführung. Abgerechnet die zu lange Dehnung des Werks, ist es nicht nur in den meisten seiner Partieen unterhaltend genug; es interessirt auch durch einen besondern, drollig-anmuthigen, dem Stoffe angemessenen Reiz der mahlerischen Darstellung [qq]); und dieser

qq) Mahlerisch im komisch-naivsten Style ist schon der Anfang des Gedichts. Dahin gehört auch die Beschreibung der ersten Erscheinung des Mäuseprinzen.

Indem aber die Wasser Kind,
Also auffs Spiel bestürtzet sind,
Vnd die Sonne von oben rab
Numehr den kurtzen Schatten gab,
Aber die aller gröste Hitz
Stieß aus des Himmels mittel spitz,
Kam aus dem Wald ein kleiner Mann,
Hat ein schön weisses Peltzlein an,
Rote Corallen vmb den Hals,
Ein Leibgürtel vergüldet als,
Vnd fürt ein Schwentzlein als ein Schwert,
Trabet hereiner wie ein Pferd,
Vnd gieng den andern allen für,
Denn es folgten noch andre vier
Mit Aschenfarben Peltzelein,
Solten seine Trabanten seyn.

Der

dieser komische Reiz erhält sogar etwas Rührendes bei dem Berichte von dem kläglichen Tode des Mäuseprinzen r). Ueber die Heiterkeit, zu der uns der

Der eilet dürstig zu dem See,
Denn der Sonnen hitz that ihm wehe.
Vnd sprang zum Wasser ab vom Land,
Lehnet sich auff die lincke Hand,
Neigt das Häupt, das sein kleiner Bart
Vol Wassers als voll Perlen ward,
Weil er ihn gar ins Wasser steckt,
Vnd dasselbig so geitzig leckt,
Als wens Zucker vnnd Honig wer.
Das Zünglein wand sich im die quer,
Wischet das Näßlein vnd den Mund,
So weit es den abreichen kunt:
Vnd schmatzet wie die kleinen Kind,
Wenn sie an der Mutter Brüst sind.
u. s. w.

r) Nur eine Stelle aus dieser Beschreibung mag hier stehen.

Da solt man erst gros elend sehen
Vber den Bröseldieb ergehen.
Er fiel vber rück zum See hinein,
Wie ein gefangen Meuselein,
Streckt auß die Hend, zerbiß die Zeen,
Das er nicht kont das Vfer sehen.
Offtmals er auch zu Boden gieng,
Vnd kam wiederumb herfür gering,
Spieg das Wasser, vnd soff es wider,
Wenn er aufffuhr, oder herneder,
Das ihm der Schaum lag vmb den Mund,
Vnd die Nas all voll bläßlein stundt.
Des Tods kont er sich nicht erwehren;
Die nassen Haar ihn gar beschweren;
Hendt vnd Füß werden lahm vnd kalt,
Vnd die weisse Sonn schwartz gestalt,
Das er kein Liecht kan mehr ersehen.
Der Athem wil ihm auch entgehen,

Vnd

der Dichter stimmen will, erklärt er sich selbst sehr gut *). Die Lebensweisheit, an deren Mittheilung ihm vorzüglich gelegen war, ist weder neu, noch besonders fein, aber voll kräftigen und gesunden Verstandes, und brauchbar zu allen Zeiten †). Die Satyre

Vnd das Hertz in dem Leib ersticken;
Kan nehrlich ein wenig auffblicken,
Wie ein Liecht, das der dicke schwad
Im finstern Berg vmbgeben hat.

*) In der Einleitung, wo er die freien Künste anredet:

Ihr freyen Schulkünst allgemein,
So der Poeten Musae seyn,
Tret auch herzu, vnd steth mir bey,
Das ich was nütz vnd lieblich sey,
Weißlich bedenck, künstlich auffzeich,
Das auch zun Ehren euch gereich.
Denn weil jhr seyd Jungfräwlein zart,
So bleibt jhr stets fröhlicher Arth,
Sehet nicht ernstlich sawr alle Stund,
Sagt offt war mit lachendem Mund,
Damit im Schertz die gute Lehr,
Bey der Jugend schaff desto mehr.
Lasset die auch etwas Weißheit,
Alhie lesen in fröligkeit,
Vnd an Fröschen vnd Meusen sehen,
Wie es pflegt in der Welt zu gehen.

†) Auch von diesen didaktischen Partieen des Froschmäuselers stehe hier nur eine kleine Probe aus dem letzten Capitel des ersten Buchs. Einen Vater, der untröstlich ist über den Tod seines Sohnes, fordert ein Tröster auf, ihm nur drei Personen zu nennen, "so nie Unglück und Leid erfahren".

Der Vater gedacht hin vnd her,
Vnd sprach: Das wolt mir sein zu schwer.
Wo find man einen in der Welt,
Dem nichts wiederwertigs zufellt?
Da sprach zu ihm der Hochgelart:
Wie seid ihr denn so gar verkahrt,

Das

Satyre ist nicht kaustisch, aber treffend, zuweilen wirklich fein, zum Beispiele in der Erzählung von der Verwandlung einer Cokette in die Katze, die den Mäusen so viele Noth macht u). Aus mehreren Beschreibungen in dem Gedichte blickt ein zartes Interesse für die Natur und ihre mannigfaltigen Erscheinungen hervor. Rollenhagen's Styl ist der seines Zeitalters, dabei ein wenig geschwätzig, aber natürlich und gefällig. Das ganze Gedicht verdient, von neuem bekannt gemacht und, allenfalls mit einigen Abkürzungen, wieder in die Litteratur eingeführt zu werden x).

3. Kein Theil im Felde der schönen Litteratur wurde von den Deutschen im sechzehnten Jahrhundert besser angebauet, als der didaktische und satyrische. Selbst diejenigen Dichtungsarten, die ihrer Natur nach nicht zu den didaktischen gehören, wurden, wie wir gesehen haben, so bearbeitet, daß überall eine moralische Nutzanwendung hervor-

Das ihr etwas bessers begert,
Denn sonst die gantze Welt erfert?
Ihr müst selber auch endlich sterben,
Vnd mit vns allesampt verderben,
Es sey euch gleich lieb oder leid,
Es geb frewd oder trawrigkeit.
Darumb last ab von solchen sachen,
Die kein Weißheit kan anders machen.
Lasset ruhen die zu Bett sein gangen,
Biß die ordnung an euch wird langen.
Wolt ihr euch aber hoch bewerben,
So lebt so, das ihr wol mügt sterben.

u) Im dritten Capitel des ersten Theils.

x) Den Neuen Froschmäuseler von dem verstorbenen Christian Ludwig Stengel (Cölln, 1796) kenne ich nur aus empfehlenden Recensionen.

hervorleuchten sollte. Noch mehr zeigte sich in denen, die durch sich selbst didaktisch sind, die Denkart der Nation. Die deutsche Poesie wurde auf diese Art immer mehr zur Prose herabgezogen. Denn was die Phantasie hervorbrachte, galt in den Augen des Publicums nur für Nebensache, selbst in den moralischen und satyrischen Dichtungen. Aber anziehend bleibt doch in diesen Geistesswerken die Kraft und Fülle des altdeutsches Verstandes und Witzes. Die didaktische Poesie der Deutschen gewann im sechzehnten Jahrhundert an Reichthum, wenn gleich nicht an Bildung. Erweitert wurden ihre alten Grenzen erst, als sie mit dem satyrischen Roman in eine neue Verbindung trat, deren Geschichte hier zugleich erzählt werden mag.

Mehrere witzige Köpfe in Deutschland während des sechzehnten Jahrhunderts wählten die lateinische Sprache zum Organ ihrer Moral und Satyre. Sie wollten mehr auf die Gelehrten, als auf das Volk, wirken. Unter ihnen verdient Ulrich von Hutten, der auf deutsche Poesie den größten Theil seines Lebens hindurch wenig geachtet zu haben scheint, eine der ersten Stellen [y]). In diese Reihe gehören ferner der gelehrte Cornelius Agrippa von Nettesheim; Bilibald Pirkheimer, der merkwürdige nürnbergische Senator, der in Italien studirt, und in den Schweizerkriegen gefochten hatte; Johann Jäger, genannt

y) Ein Verzeichniß der sämmtlichen Schriften Ulrich's von Hutten, unter denen nur wenige in deutscher Sprache, liefert Hr. Koch in seinem Compendium, Th. I. Seite 152.

kannt Crotus; Johann Cochläus, ein Gegner Luther's; Friedrich Dedekind, dessen lateinischer Grobianus, ein satyrisches Gedicht, fleißig gelesen und auch in das Deutsche übersetzt wurde. Aber alle diese deutschen Satyriker, die lateinisch schrieben, hatten auf die Poesie in ihrer Muttersprache entweder gar keinen, oder einen sehr geringen Einfluß.

Zum Beispiele, welche Begriffe man damals in Deutschland von dem eigentlichen Lehrgedichte hatte, kann die Anweisung zur Instrumentalmusik dienen, die ein gewisser Martin Agricola — keiner der bekannteren Schriftsteller dieses Nahmens — im Jahre 1545 herausgab [z]). Von einer ausführlichen Betrachtung über die Musik und ihren Werth geht dieser Agricola sogleich zum speciellen Unterricht über; lehrt, wie man Flöten, Zinken, Schalmeien, andere Blasinstrumente, auch Saiteninstrumente, handhaben soll; erläutert seinen Unterricht durch musikalische Noten, und durch Abbildung der Instrumente in Holzschnitten. Gereimt ist das Werk von einem Ende zum andern, aber durchaus ohne poetische Gedanken und Ansichten.

Johann Matthesius, einer der ersten lutherischen Theologen, Prediger zu Joachimsthal in Böhmen, Verfasser mehrerer Kirchenlieder, brachte

z) Diese Musica instrumentalis, darin das fundament und application der Finger und Zungen auff mancherley Pfeifen, als Flöten u. s. w. (Wittenberg, 1545, in 8.) verdient vielleicht als Beytrag zur Litteratur der Musik den Kennern bekannter zu werden.

achte die Haushaltungskunst in deutsche Verse; zwar auch ohne poetischen Geist; aber nicht ohne moralisch nützliche Lehren, die er, nach dem Brauche der Zeit, sententiös auszudrücken suchte a).

Matthias Holzwart, ein Elsasser, componirte in deutschen Versen eine Sammlung von Sinnbildern, die er "zu sittlicher Besserung des Lebens und (mit) künstlicher Arbeit verständig und nützlich" entworfen hatte, und in Holzschnitten herausgab. Kräftigen gesunden Verstand findet man auch bei ihm b). Eben dieser Holzwart schrieb zur Verherrlichung des fürstlichen Hauses Wirtemberg einen Lustgarten neuer deutscher Poeterei, ein weitläuftiges gereimtes Werk, durch das er selbst sich als einen vorzüglichen Dichter zu bewähren glaubte, weil er in einer Art von allegorischer Einkleidung bei dieser Gelegenheit die Quintessenz seines Studiums der griechischen Mythologie, zur Belehrung des deutschen Publicums, vortrug. Er bittet ernstlich, ihn deßwegen nicht für einen Heiden zu halten c).

Mehr

a) Weitere Auskunft über diesen Dichter und seine Oeconomia oder Bericht vom christlichen Haushalten giebt Kinderling in der Bragur, Band III. Seite 317.

b) S. die Notizen in der Bragur, Band III. S. 329.

c) In diesem Lustgarten teutscher Poeterei, der zu Straßburg im J. 1568 in Folio gedruckt ist, findet sich unter einem Wuste von pedantischer Gelehrsamkeit auch manche altväterisch-anmuthige Beschreibung, z. B. der Schönheit der Danae, von der unter andern Reizen die folgenden hervorgehoben werden:

Mehr Auszeichnung verdient in dieser Reih didaktischer Dichter der lutherische Theologe Bar tholomäus Ringwald, Pfarrer zu Langfeld in der Mark Brandenburg, auch als Verfasse von hundert und zwanzig Kirchenliedern bekannt, deren mehrere in die Gesangbücher aufgenommen sind. Sehr beliebt war im sechzehnten Jahrhun dert, wenigstens bei den Lutheranern, das geistliche Lehrgedicht dieses Ringwald: Die lautere Wahr heit. Es wurde durch viele Auflagen verbreitet d). Es verdient, wenigstens zum Theil ein Gedicht zu heißen, weil es sich nicht auf gemeine Reimerei nützlicher Lehren beschränkt. Das Ganze dreht sich um die Vergleichung eines eifrigen Christen mit einem Krieger. Aus dieser Vergleichung weiß Ringwald manche treffende und schöne Bilder her vorzu

Ihr kännlein zart vnd lieblich gar,
Ein häßlein lauter vnd auch klar,
Wie der bollierte Marmorstein,
Ich glaub, vnd het sie rothen wein
Getrunken, das man jhr het gesehen
Die röhte durch den halß abgehen;
Ein weisse brust vnd brüstlein hart,
Ein beüchlein rund, wol gefärbt von art,
Zwen schenckel schneweiß, saubet, rein,
Wil schöner dann kein helffenbein;
Füßlein langlecht vnd zimlich schmal;
Wol gformbt vnd schön wats vberall;
Dann wann sie yemal ein ansach,
Derselb bald jm seim hertzen sprach,
Das, seit hab gwert die gantz Natur,
Sey gborn nie schöner Creatur.

d) Die neben mir liegende Ausgabe dieser Lautern Wahrheit, darinnen angezeigt, wie sich ein Weltlicher und Geistlicher Kriegsmann in seinem Beruf verhalten soll, ist gedruckt zu Erfurt im J. 1589.

vorzulocken. Aber das Beste in dem Werke ist die Energie des gesunden Menschenverstandes, der die christlich-moralische Wahrheit verkündigt e) Die Gedanken sind ohne inneren Zusammenhang hingeworfen, wie in Brand's Narrenschiffe und andern altdeutschen Gedichten dieser Art. Manche derbe Lehren hat Ringwald für sein Zeitalter mit einer Naivetät ausgesprochen, die damals wohl nicht, wie jetzt, Lachen erregen konnte f). Mehrere Lieder, meistens geistliche, die diesem didaktischen Gedichte angehängt sind, verrathen den heftigen und

e) Unter der Ueberschrift Das Feldzeichen heißt es in diesem christlichen Lehrgedichte zum Beispiel:

So wol auch an dir alle Tag
Das Zeichen in dem Felde trag,
So dir dein Herr nach seinem Rath
An Farben vbergeben hat.

Dasselbig trag gantz offenbar
Für aller Freund vnd Feinde Schar,
Vnd wechsels nicht mit falschem Mut,
Wenns Glück im Feldt sich wenden thut;

Sondern steh fest gleich wie ein Lew,
Vnd trag des Zeichens keine Schew,
Wenn du gleich solst viel Puff erleidn,
Oder gar von der Erden scheidn.

Denn es ist besser ehrlich sterbn,
Als schendlich grosses Gut erwerbn,
Vnd hin vnd wider hören an,
Man hett ein falschen Eidt gethan.

f) Z. B. wo er mit patriotischem Hochgefühle den Deutschen ihre Neigung zum Trunke vorwirft:

Ach! wenn die deutschen Knecht und Herrn
Nicht leider so versoffen wern,
Sö wär kein schöner Nation
Unter des weiten Himmels Thron.

und in seiner Heftigkeit nicht selten ein wenig plattenLutheraner, aber auch den Mann von trefflicher Charakterkraft. Mehr poetischen Werth der Erfindung, aber nicht der Ausführung, als diese Werke von Ringwald, hat sein Treuer Eckart, eine moralische Vision, die an Dante's Göttliche Comödie erinnert, mit der sie übrigens nicht weiter verglichen werden darf. Dieses Gedicht ist auch in niedersächsischem Dialekte vorhanden [g]). Der treue Eckart macht in einer geistlichen Verzückung eine kleine Reise durch den Himmel und die Hölle; und der Dichter beschreibt, in seiner Manier, ohne Eleganz, aber kräftig, die Freuden der Seeligen und die Qualen der Verdammten. Die Beschreibung des Großen, Feierlichen, und Schauderhaften ist mißlungen; aber wo die Darstellung satyrisch wird, ist sie zuweilen mahlerisch und treffend genug [h]).

Die

g) Ich kenne das Gedicht nur aus der niedersächsischen Uebersetzung, die ich bei andern Litteratoren nicht angezeigt finde. Sie hat den Titel: Van dem trüwen Eckardt, so twe Dage und twe Nachte in siner Krankheit hefft im Geiste verrücket gelegen, u. s. w. Hamborch, anno 1598, in 8. Oder hat Ringwald selbst das Gedicht niedersächsisch geschrieben?

h) Eine weiland stolze und eitle Närrin, die Eckart in der Hölle antrifft, berichtet ihm von ihrem irdischen Lebenswandel:

Ick had Perln need, güldn bordn, hassücken,
Wyrn, Bögels, süss wolt ick nicht bruckn,
Vnd Trypen, Bostwems, schön besnört,
Isst sulcks mynm stand wol nicht gebörd.
Wenn ick thor Kercken scholde gahn,
So must ick for dem Speyel stahn,

Vnd

Die didaktische Satyre in der Manier Sebastian Brand's erhielt schon zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts einen neuen Schwung durch den Witz Thomas Murner's. Murner war, wie Brand, ein Straßburger; geboren im Jahre 1475. Er studierte Theologie noch vor dem Ausbruche der Kirchenrevolution; trat in den Franziskanerorden; und hatte die Ehre, vom Kaiser Maximilian I. im Jahre 1506 als Dichter gekrönt zu werden. Die Keckheit, mit der er unter andern moralischen Gebrechen seines Zeitalters besonders die ärgerlichen Sitten der katholischen Geistlichkeit angriff, zog ihm mehrere Verfolgungen zu. Aber dem alten Kirchensysteme blieb er getreu. Eifrig, wie er Alles betrieb, erklärte er sich gegen Luther. Daher folgte er auch einer Einladung des Königs Heinrich VIII. nach England, wo er an den Disputationen über Katholicismus und Protestantismus Theil nahm. Nachher hielt er sich in der Schweiz auf, predigte gegen den Protestantismus, wurde aber

Vnd tho dem schmücken hebbn twe stünd,
Als wenn ick my in ein Harnsch bünd.

Vnd wenn ick denn in mynem sminck,
Mit myner Magd thor Kercken gingk,
Darselvest (als men plecht) tho bedn,
So hedd ick wol nein Ey thotredn.

So gar behende kund ick gahn,
In mynen eng gesnörden Schohn,
De ick my hadd tho myner stratn,
Na art der Edlen, maken latn.

Vnd wenn ick denn dar henin quam,
Dat Boeck ick for de Nese nam,
Dath men vormeind, ick lese wat,
So dacht ick heimlick dät vnd datt.

aber auch von den katholiſchen Cantonen des Landes verwieſen. Er ſtarb als Doctor der katholiſchen Theologie, vermuthlich um das Jahr 1536. Das ganze Leben Murner's giebt zu erkennen, daß er ein unruhiger Kopf war, der nirgends lange in Frieden leben konnte. Denſelben Charakter verrathen ſeine Schriften. Eine gewiſſe Redlichkeit im Eifer für ſittliche Bildung und geſunden Verſtand iſt in Murner's didaktiſcher Satyre nicht zu verkennen; aber es fehlt ihr die Ruhe und innere Würde, durch die ſich Brand, auch wo er in Eifer geräth, zu ſeinem Vortheil auszeichnet. Murner ſelbſt lehrt uns, daß er ſich ſeinen Landsmann Sebaſtian Brand zum Muſter gewählt hatte i).

Beider

i) In der Einleitung zu ſeiner Narrenbeſchwörung ſagt er:

Ich hab ſo manche nacht gewacht,
Vñ alle ſtändt der welt betracht,
Manch hurnüß vñ manch brēmēs ſtich
Hab heimelich erlitten ich,
Biß ich zů diſen eren kam
Vnd mich beſchwörens ane nam,
Die narren von den lüten zů bringen.
Gloub mir, dz ich in diſen dingen
Verröret hab manch ſuren ſchweiß,
Vñ kratzt mich do mich nīēd't beiß.
Ich hab durchſuchet vñ durchlieſen,
Ob yendert wer ein mā geweſen,
Der mich die rechte kūſt möcht leren,
Wie ich die narrē ſolt beſchweren,
Vnd hab durchwandelt manches landt,
Ee ich die rechte kunſt erfandt,
Darūñ ich ietz bin meiſter worden
Ein narr in aller narren orden.
Der narren orden iſt ſo groß,
Das er fült all weg vnd ſtroß,

Dörffer,

Beider Satyriker Manier unterscheidet sich meistens nur durch den Grad der Lebhaftigkeit des Spottes. Murner, von seiner natürlichen Heftigkeit hingerissen, eifert mit Ungestüm; er schimpft, wo Brand nur tadelt. Murner hatte mehr satyrischen Witz, als Brand; aber das Bedürfniß, das ganze Maß seines Witzes auszuschütten, macht ihn umständlich und zuweilen geschwätzig. An Derbheit der Gedanken und des Styls sind beide Satyriker einander ungefähr gleich. Von dem höheren Interesse der Poesie hatten Beide keine Ahndung. Einige Schriften Murner's sind litterarische Seltenheiten geworden. Die vorzüglichste unter ihnen ist die Narrenbeschwörung, die im sechzehnten Jahrhundert öfter gedruckt, also fleißig gelesen ist k). Murner selbst stellt sich in dieser Satyre

Dörffer, stet, flecken, landt,
Die hat vns all Sebastian Brant
Mit jm bracht im narrenschiff.
Vnd meint es hab ein sundern griff.
Ouch syent bsunder künstrych sachen,
Vnd kyn nit yeder narren machen.
Er heyß dann wie er sy genant
Der nar Sebastianus Brandt.
Ist er ein narr, als er das schrybt,
So weyß ich nit wer wyß belybt.

k) Die ältesten und echten Ausgaben dieser Narrenbeschwörung sind selten geworden. Bekannter sind die umgearbeiteten nach der von Georg Wickram; vom J. 1556 bis 1618 drei Mal wieder aufgelegt. Zu den ältesten und echten gehört die neben mir liegende von der Göttingischen Universitätsbibliothek, vermuthlich (denn die Jahrzahl ist weggerissen) aus den ersten Decennien des 16ten J. H. Der Titel lautet ganz kurz: Doctor Thomas Murners Narrenbeschwerung. Jede Rubrik ist mit einem

tyre als einen moralischen Exorcisten und, wie er selbst sich nennt, als einen Gaukelmann dar, der sich durch langes Studium der menschlichen Narrheit in den Stand gesetzt habe, den Narrheitsteufel zu bannen, wozu es aber einer kräftigen Züchtigung des Besessenen bedürfe. Die Züchtigung folgt meistens sprüchwörtlichen Rubriken in keiner besondern Ordnung. Murner's Geissel trifft bald diese, bald jene Art der Unsittlichkeit und Narrheit, eine nach der andern, wie sie sich ihm in der Erinnerung darbot. Auch in dieser Regellosigkeit stimmt Murner mit Brand und andern alten deutschen Satyrikern überein. Am härtesten rügt er die Ausschweifungen des verdorbenen Clerus und die Vernachlässigung der wahren Kirchenzucht [1]). Gegen die Frauen ist er so ungalant, wie

Holzschnitte geziert, und jede Seite mit Leisten eingefaßt. Auf dem Titelholzschnitte exorcisirt der Beschwörer einen Narren mit aufgehobenem Besen, und die Narrheitsteufel fahren zum Theil als Bremsen, zum Theil in leibhafter Gestalt, aus.

1) Man höre ihn z. B. unter der sprüchwörtlichen Rubrik: Das Rößlin machen loufen, wo er zu der Geistlichkeit spricht:

Wir kauffent vnser glück vnd heil.
Sag mir, was ist yetz nit feyl?
Tugent ere vnd erberkeit
Verkhufft vns als die geistlicheit.
Rü vnd leidt vmb vnser sündt
Das selbig als man köufflich findt,
Gnad, vnd ere, oüch iren gunst,
Das sy entpfangen hondt vmbsunst,
Von Christo iheſu in sym leben,
Das ſies vmbsunst soln widergeben.
Vor zyten wa ein gelerter saß,
Vnd der geschrifft ein meister was,

Der

wie es ein Franziskanermönch nur seyn kann m). Ueberhaupt ist die Derbheit seiner moralischen Zurechtweisungen zuweilen bloße Grobheit n). Aber bewun-

Der must mit ler vnd erberkeit
Regieren bald die christenheit,
Jetz wan du schon ein esel bist,
Vnd alle wyßheit dir gebrist,
Kanst nüt mer dañ mülthier striglen,
Den stat bewaren vnd verriglen,
So müstu bald ein pfründen hon
Das du trüwen dienst hast gethon.

Das ist freilich mehr derb, als witzig.

m) Z. B. wo er von sich selbst berichtet, eben nicht zur Empfehlung der Unbefangenheit seiner Satyre:

Von wybern muß ich yetzunt sprechen,
Vnd wil ein alten schaden rechen,
Dañ mir eins mals ein wyblin that.
Ich meint das ichs alleinig hatt,
Do hatt sy noch vil ander narren,
Das vnser me dañ zweintzig waren.
Darumb wil ich all frowen schelten;
Die ein der andern müß entgelten.
Was ich thet vnd was ich hiet,
Wie vast ich brant in lieben wiet,
Kein red halff mich, kein früntlich sagen,
Ich must mit andern beinlin nagen.
Gloub mir für war, ich habs erfaren,
Der do muß syn wyb bewaren,
Des ist radtbrechen gröste freüd
On ander kleiner hertzen leidt.
Wils nit wol, so thuts kein gutt,
Vnd hettstu des römschen künegs hut.
Die wyber londt jn nüt verbieten.
Sag an, wer wolt der hietter hietten?
Kurtz ab, ich muß sy ouch beschweren
Ob ich das duschen nit möcht weren.

n) Z. B. wo er von den Weibern sagt:

Tusent guldin geb ich drum,
Das alle frowen vmendum,

bewundernswerth ist Murner's Unerschöpflichkeit an Kraftausdrücken, durch die er seine Zuchtmeisterswürde geltend machen will. Um Cultur der Sprache war es ihm nicht zu thun. Auch hält er sich an den schwäbischen Dialekt, der seine Provinzial-Muttersprache war. Nach sprüchwörtlichen Rubriken, zum Beispiel Die Ohren melken lassen, Läuse in den Pelz setzen, und dergleichen, ist auch der größte Theil seiner Schelmenzunft geordnet. Diesen Titel führt ein didaktisch-satyrisches Werk, das besonders gegen die Betrügerei, nebenher aber auch gegen mancherlei andere Laster und Narrheiten gerichtet ist o). Man kann es als eine Fortsetzung der Narrenbeschwörung ansehen. Noch andere, diesen ähnliche Werke, zum Beispiel Die Gäuchmatt oder Geckenwiese, von Murner sind vorhanden, auch mehrere gelehrte Abhandlungen in lateinischer Sprache p). Will man diesen Satyriker beiläufig auch als religiösen Lehrdichter kennen lernen, der fromme Betrachtungen ohne Satyre, aber doch mit bildlicher Ausschmückung, in deutsche Reime brachte, so muß man seine Geist-

Die uns man by der nasen fieren,
Kemen zů dem lenden schmieren.
Ach gott, wañ sy nun mieſſig weren,
Das ich sie also möcht beschweren!
Man sagt, die wyber hondt ein art,
Wer an jn die bengel spart,
Vnd schlecht nit druff als in ein miſt,
Das jm kein beſſer hölder ist.

o) Diese Schelmenzunft von Murner ist nicht so selten, als seine Narrenbeschwörung. Die erste Ausgabe soll vom J. 1512 seyn. Eine ziemlich alte, die ich eben in Händen habe, ist ohne Jahrzahl.

p) S. das Verzeichniß der Schriften Murner's in Koch's Compendium, Th. I. Seite 154.

Geistliche Badefahrt lesen, ein gut gereimtes, aber durchaus nicht geistvolles Werk, das er dictirt hat, als er eine Badecur gebrauchte, die ihm den Gedanken eingab, die moralische Reinigung des Sünders mit dem physischen Bade und den dazu gehörenden Anstalten zu vergleichen [q]).

Mit besonderer Auszeichnung müßte in dieser Reihe deutscher Satyriker der kraft- und geistvolle Ulrich von Hutten genannt werden, wenn er sich ganz als den Mann, der er war, in seiner Muttersprache gezeigt hätte. Aber bei weitem das Meiste und Beste, das seinen Nahmen unvergeßlich macht, ist, wie auch schon oben bemerkt worden, lateinisch geschrieben [r]). Von Hutten's Lebensgeschichte darf also auch hier nur beiläufig gemeldet werden, daß er schon als Jüngling — er war geboren im Jahre 1488 — die Laufbahn des unternehmenden Mannes betrat; daß er mit einem Herzen voll glühendem Patriotismus und hohem Freiheitsgefühle an Allem Theil nahm, was damals die größte Angelegenheit der deutschen Nation war, oder zu seyn schien; daß er aus Enthusiasmus für Wahrheit, Recht und Freiheit Luther's Partei ergriff, ohne sich vor dem Pabst und der katholischen Christenheit zu fürchten; daß er, nicht

so,

q) Diese Andechtig geistliche Badenfart des hochgelerten Herren Thomas Mürner ꝛc. (Straßburg, 1514, in 4.) ist nur wegen der Seltenheit des Buchs merkwürdig. Außer dem Exemplare der Göttingischen Universitätsbibliothek ist nur noch ein einziges bekannt, das in Nürnberg befindlich seyn soll.

r) Vergl. oben Seite 431.

so, wie Luther, auf das Interesse einer Kirchen formation beschränkt, als Gelehrter und witzig Kopf sich der Verbreitung aller humanen Studi und besonders des Studiums der alten classisch Litteratur mit Eifer annahm; daß er in sein Eifer sich oft leidenschaftlich übereilte, immer Streitigkeiten verwickelt war, immer verfolgt wurd und als armer Flüchtling auf einer kleinen Ins im Zürchersee im Jahre 1523, dem fünf und dreiß sten seines Alters, starb s). Seinem Wahlspruch Ich hab's gewagt, ist er getreu geblieben. Al mit ein wenig mehr Milde des Charakters wür dieser treffliche Mann auch in seinen Schriften n liebenswürdiger erscheinen. Auf die deutsche Po hat er nie sonderlich geachtet. Erst in seinen l ten Lebensjahren bemühte er sich, in Versen un in Prose ein Deutsch zu schreiben, das die Köpfe wecken und die trägen Gemüther erschüttern sollte. Er selbst übersetzte einige seiner lateinisch geschrie benen satyrischen Dialogen in das Deutsche. In deutschen Versen, aber auch ganz im Geschmacke des Zeitalters, schrieb er, nicht sowohl ein Ge dicht, als eine Rede gegen den Pabst. In dieser Rede nennt er sich selbst den Auferwecker der deutschen Nation. Poetischen Werth hat diese metrische Rede so wenig, als das Uebrige, was Hutten in deutschen Versen gereimt hat t). Auch in

s) Vergl. Hutten's Leben, von Ludwig Schubart, Leipzig, 1791, in 8.

t) Hutten's deutsche Gedichte, oder vielmehr satyrische Dialogen in Prose, und Reden in Versen, sind, nebst einigen andern satyrischen Werken aus demselben Zeitalter, neu herausgegeben von Hrn. Aloys Schrei ber,

i der Sprache dieser Gedichte erkennt man nicht
en Mann, der seinen lateinischen Styl nach den
lten Classikern gebildet hatte. So nothwendig
hten damals, und noch lange nachher, ein gewiss
s Gegentheil der alten classischen Eleganz zur
Natur der deutschen Sprache und Poesie zu gehören,

Die übrigen deutschen Satyriker des sechzehn-
en Jahrhunderts sind noch weniger, als Hutten,
en Dichtern beizuzählen. Weder Johann von
Norsheim's Spiegel des Regiments an
er Fürsten Höfen, noch Luther's Spott- und
Schmähschriften gegen den Pabst und den
Herzog von Wolfenbüttel, noch andere dies
en ähnliche Werke gehören in das Fach der poe-
ischen Satyre.

Der didaktische Geschmack der Deutschen im
echzehnten Jahrhundert begünstigte besonders auch
ie äsopische Fabel. Luther selbst bearbeitete
einige alte Fabeln in seiner Manier für die Deut-
chen [u]). Daniel Holzmann, ein Meistersänger
u Augsburg, brachte den Spiegel der Weis-
heit oder fünf und neunzig Fabeln des heil. Cyril-
us, eines Bischofs von Basel, aus dem lateini-
chen, oder, was wahrscheinlicher ist, aus einer
chon in Prose vorhandenen deutschen Uebersetzung,
n deutsche Reime [x]). Unter den Werken von
Hans

ber, Heidelberg, 1810, in 8. Da diese Ausgabe einem Jeden zugänglich ist, so bedarf es hier keiner Beispiele.

u) Im 5ten Bande der Jenaischen Ausgabe der Werke Luther's.

x) Ueber diesen Spiegel der natürlichen Weyß-

Hans Sachs y) finden sich neun und funfzig Fabeln. Erasmus Alberus, einer der ersten lutherischen Theologen, lieferte neun und vierzig äsopische Fabeln und muntere Erzählungen, aus denen moralische Wahrheiten erhellen sollen, unter dem Titel eines Buchs von der Tugend und Weisheit z). Hartmann Schopper von Neumark reimte kurze Fabeln zur Verzierung und Auslegung der Holzschnitte, die Johann Posth schon mit ähnlichen Beilagen in lateinischer Sprache versehen hatte a). Lateinische Fabeln wurden während des sechzehnten Jahrhunderts von mehreren deutschen Gelehrten geschrieben. Unter allen diesen Fabulisten scheint aber keiner um das Verdienst der Erfindung sich besonders bemühet zu haben. Mehr war ihnen an der Erzählungsart gelegen, weil sie durch diese den eingekleideten moralischen Wahrheiten, als der Hauptsache nach ihrer Absicht, Reiz und Nachdruck geben wollten. Wie vieles diese Fabulisten aus sich selbst genommen, kann nur durch besonderes Studium dieses Theils der Litteratur von denen entschieden werden, die den ganzen Vorrath älterer Fabeln mit den neuern

halt durch den alten in Got gelarten Bischof Cyrillum u. s. w. Gemacht durch Daniel Holzman, Burger zu Augsburg, wovon die Göttingische Universitätsbibliothek ein gutes Exemplar der Ausgabe Augsburg, 1573. in 4. besitzt, s. die schätzbaren Erläuterungen von Eschenburg in seinen Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, Seite 363.

y) Vergl. oben, Seite 402.

z) S. Koch's Compendium, Th. I. Seite 250.

a) S. das Magazin Bragur, B. III. Seite 319.

ren zu vergleichen Zeit und Neigung haben. Der Styl einiger dieser deutschen Fabulisten ist nicht verwerflich; aber weiter brachte es doch keiner von ihnen, als Boner es schon im dreizehnten Jahrhundert gebracht hatte [b]).

Der merkwürdigste und vorzüglichste der deutschen Fabulisten aus dem sechzehnten Jahrhundert ist Burkard Waldis, ein Dichter, von dessen Lebensumständen nichts bekannt geblieben, außer, daß er ein Mal zu Allendorf an der Werre gelebt, sich in mehreren Ländern umgesehen, und seine Fabeln zuerst um das Jahr 1548 herausgegeben hat [c]). Seiner Umarbeitung des Teuerdank ist schon oben beiläufig gedacht. Seine Fabeln unter dem Titel Aesopus, ganz neu gemacht, gehören nicht alle unter die Rubrik der eigentlichen äsopischen Fabel; mehrere unter ihnen sind Schwänke oder kleine komische Erzählungen, aber, wie die eigentlichen Fabeln, mit einer bestimmten Nutzanwendung versehen. Der Nahme Aesop bezeichnet nach der Meinung des Burkard Waldis auf dem Titelblatte seiner Fabeln und didaktischen Erzäh-

b) Vergl. oben, Seite 159.

c) Esopus Gantz New gemacht, Und in Reimen gefaßt, mit sampt hundert newer Fabeln ꝛc. Durch Burcardum Waldis ist der Titel der neben mir liegenden ersten Ausgabe dieser Fabeln, gedruckt zu Frankfurt a. M. 1548, in 8. Die Zueignung an einen Burgemeister zu Riga in Liefland, wo Waldis sich auch einige Zeit aufgehalten zu haben scheint, ist unterzeichnet: Allendorff an der Werrhe in Hessen gelegen, den XII. Febr. An. MDXLVIII. Diese Zueignung giebt auch weitere Auskunft über den Inhalt des Buchs.

Erzählungen nur die Gattung, zu der diese Geistes-werke zu zählen sind. Einen so großen Vorrath von Fabeln und Erzählungen in deutschen Reimen hatte noch kein Dichter zusammengebracht. Waldis selbst hat die Sammlung in vier Bücher abgetheilt, deren jedes genau hundert Fabeln und Erzählungen enthält. Die drei ersten Bücher enthalten nur alte, das heißt, damals schon bekannte Fabeln, neu bearbeitet, zum Theil auch wohl umgedichtet, in jedem Falle neu erzählt. Die hundert Fabeln und Erzählungen im vierten Buche sind, nach der Versicherung des Dichters, neu, also ohne Zweifel auch zum Theil von seiner eigenen Erfindung. Die meisten dieser neuen Fabeln sind eigentlich nur didaktische Schwänke, die vermuthlich noch nicht in Versen erzählt waren. Sie haben zum Theil auch weniger Kraft und Politur des Styls, als die Fabeln und Erzählungen in den drei ersten Büchern. Das vorzüglichste Verdienst, das Waldis sich um diesen Theil der Nationallitteratur erworben hat, besteht in seiner Erzählungsart. Schon in dieser Hinsicht wäre er mit dem französischen Fabulisten Lafontaine zu vergleichen; aber er gleicht ihm auch darin, daß er nicht sowohl eine neue Art, Fabeln zu erzählen, erfand, als, den alten romantischen Styl durch neue Reize belebte. Hätte Waldis im Zeitalter und unter den Umgebungen Lafontaine's gelebt, so würde er vielleicht auch die naive Eleganz und Grazie der Erzählungskunst des französischen Meisters erreicht haben. Im sechzehnten Jahrhundert und in Deutschland geboren und gebildet, blieb Waldis im Ganzen dem Geschmacke getreu, der damals der herrschende in seinem Vaterlande war; aber er vervoll-

komm-

'ommnete, wenn gleich nicht die Dichtungsart,)och den seit Boner's Zeit in der deutschen Litte- ratur hergebrachten Styl der Fabel durch eine Lektur, die man damals in Deutschland kaum u schätzen wußte. Die Fabeln von Waldis ind nicht nur mit gefälliger Natürlichkeit und Ge- vandtheit erzählt; sie unterscheiden sich auch von)en meisten deutschen Gedichten des sechzehnten Jahrhunderts durch eine, nicht selten muster-)afte, Präcision der Sprache d). Nur die Mora- len,

d) Man vergleiche z. B. dieses Dichters Fabel vom lügenhaften Jüngling (Buch III. Fabel 88) mit der bekannten von Gellert, die denselben Inhalt hat. Wer erzählt sie am besten? Waldis, oder Gellert?

Sich zu versuchen ein junger Knab
Weit hin in frembde Landt begab,
Das er viel sehe, hört mancherley,
War auß ongfehr ein Jar zwey, drey.
Als er nun wider heimhin kam,
Sein Vatter in einst mit jm nam,
Das er gsellschafft het vnd kurtzweil
Zu einer Stadt vber zwo meil.
Da schwatzten sie von mancher handen.
Der Vatter fragt, was er in Landen,
Von wunder gsehn, vnd seltzam Thier.
Er sprach: Vatter, nu glaubet mir,
Am Meer, zu Lissibon im Sund,
Sahe ich so gar ein grossen Hundt,
Der ward geschätzt viel tausent werdt,
Vnd war viel grösser denn ein Pferdt.
Der Vatter gunt die lügen mercken,
Sprach: hab bey alln geschaffen wercken,
Desgleich nit gsehn, gehört, noch gleſen.
Es ist ein grosser Hundt gewesen.
Doch findt man gar viel seltzam stücken,
Gleich wie da vor vns ist ein Brücken,

sen, die Waldis jeder Fabel anhängt, sind in der langweilige gedehnt, und oft ganz überflüssig. Unter den Schwänken, mit denen das vierte Buch reichlich ausgestattet ist, sind mehrere platte, aber auch einige gar drollige, und die meisten nicht schlecht erzählt[e]). Die wenigen unsittlichen Späße, die in ihnen vorkommen, sind gegen dasjenige, was sich von ähnlicher Art in den Werken mancher andern Satyriker und komischen Erzähler aus dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte findet, für Kleinigkeit zu achten[f]).

Wenn

Wer des tags hat ein lüg gelogen,
Vnd kumpt daselb hinüber zogen,
Sey selbander, oder allein,
Mitten auff der Brücken bricht ein Beyn.
Der Knab erschrack, wolt doch nit gern
Ein lügner sein, der ehr entbern.
Begab sichs vber ein ebne weil,
Sprach: Vatter, wöllet nit so eiln.
Sagt mir auch etwan seltzam schwenck.
Er sprach: des Hundts ich noch gedenck
Der ist gewesen one moß.
Er sprach: er war nit also groß.
Wenn ich die Warheit sagen soll,
Wie sonst ein Esel war er wol.

Um den Raum zu sparen, mag die Erzählung hier abbrechen, wo sie besonders interessant zu werden anfängt.

e) Z. B. Der Schwank von zwei Landsknechten und einem Dorfpfaffen, und mehrere dieser Art, im vierten Buche.

f) Die Auswahl aus den Fabeln von Burkard Waldis, die Hr. Eschenburg im J. 1777 als Zugabe zu Zacharia's Fabeln in der Manier dieses Dichters drucken ließ, scheint nicht bekannt genug geworden zu seyn. Waldis verdient, daß eine neue und vollständige Auswahl aus seinen eigentlichen Fabeln sowohl, als den komischen Erzählungen, veranstaltet werde.

Wenn man die ganze Reihe didaktischer und satyrischer Dichtungen der Deutschen aus dem sechzehnten Jahrhundert gemustert hat, kann man kaum umhin, mit besonderem Interesse bei dem abenteuerlich-verwegenen Witze Johann Fischart's zu verweilen. Man wird unschlüssig, wohin man diesen Sonderling unter den deutschen Schriftstellern stellen soll. In der Reihe der erzählenden Dichter, von denen in diesem Buche die Rede gewesen ist, hätte er auch genannt, und allenfalls neben Rollenhagen, oder noch besser vor diesen Dichter des Scherzes und der gemeinnützigen Wahrheit, gestellt werden können. Die poetische Satyre in strenge didaktischer Form war nicht besonders seine Sache. Aber weil doch der Geist der meisten seiner Schriften didaktisch und satyrisch ist, und weil er mit der Form überhaupt gewöhnlich nur einen Scherz trieb, so kann seiner füglich auch hier weiter als eines Mannes gedacht werden, der durch den Uebermuth seines Witzes der didaktischen Satyre in deutscher Sprache einen neuen Schwung gab. Von seinen Lebensumständen ist nur Weniges bekannt. Er war entweder zu Mainz, oder zu Frankfurt am Main, geboren in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Einige Litteratoren haben ihn deßwegen mit dem Frankfurtischen Rechtsgelehrten Johann Fichard verwechselt. Aber auch Fischart war Rechtsgelehrter. Aus einer Stelle seiner Schriften erfährt man, daß er um das Jahr 1586 als Doctor der Rechte und Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken gelebt hat. Um das Jahr 1590 mag er gestorben seyn s). Durch die

s) Ein Verzeichniß der Schriften Fischart's, das aber noch

die verschiedenen Nahmen, die er sich selbst als Schriftsteller gegeben, hatte er seine litterarische Existenz mit Fleiß problematisch gemacht; denn zuweilen nennt er sich auf dem Titel seiner Schriften mit seinem wahren Nahmen, zuweilen Menzer oder, mit umgekehrter Folge der Buchstaben, Rezyem; ein anderes Mal Jesuwalt Pickhart; oder auch wohl auf griechisch Elloposcleros, und noch mit andern Afternahmen [h]). Eines kraftvollen patriotisch-satyrischen Gedichts von ihm wurde schon oben erwähnt [i]). Was er in Versen geschrieben hat, lehrt uns das Eigenthümliche seines Witzes und seiner Manier überhaupt weniger kennen, als seine Schriften in Prose; aber es beurkundet wahre Kraft des Genies, und zeigt zugleich, wie verständig Fischart sich ausdrücken konnte, sobald er wollte. In Versen schrieb er die Erzählung unter dem Titel Das glückhafte Schiff. Er berichtet in dieser Erzählung eine wahre Anekdote aus der Züricher und Straßburger Stadtgeschichte seiner Zeit. Die Züricher wünschten, daß die Straßburger, damals noch freie Reichsstädter, sich dem Schweizerbunde anschließen möchten. Die Straß-

noch verlängert werden kann, liefert Koch's Compendium, Band I. S. 109 ff., und an andern Stellen, die das Nahmenregister nachweiset. Man vergl. Flögel's Gesch. der kom. Litteratur, Band III. Seite 327. und andere Litteratoren, besonders aber Fischart's eigne komische Anzeige seiner Schriften im ersten Capitel seiner Geschichtsklitterung.

h) Der Nahme Elloposcleros soll doch wohl nur eine drollige Uebersetzung des Nahmens Fischart durch ἄλλοψ (stummer Fisch) und σκληρος (hart) seyn.

i) Vergl. oben, Seite 413.

Straßburger besorgten, zu weit von der Schweizer Grenze entfernt zu seyn, als, daß ihre Stadt im Falle der Noth zur rechten Zeit Hülfe von den Schweizern erhalten könnte. Diese Besorgniß zu heben, machte sich eine Gesellschaft aus Zürich, unter ihnen, wie es scheint, Fischart selbst, recht im jovialischen Bürgersinne jener Zeiten, eine mannhafte Ergötzung. Sie ließen in einem großen Topfe, der beinahe anderthalb hundert Pfund wog, einen Hirsenbrei kochen, bestiegen dann mit dem Topfe früh morgens ein Schiff, das sie, kraft des gewaltigen Ruderns, aus der Limmat in den Rhein führte, und brachten ihren Hirsenbrei noch warm den Straßburgern, die ein Freischießen feierten, zum Abendessen mit. Ehe ein warmer Brei kalt würde, wollten sie sagen, könne Straßburg von Zürich Hülfe erhalten, ob man gleich zu dieser Reise, die sie in einem Tage zurückgelegt, gewöhnlich vier Tage gebrauche [k]). Fischart hat aus dieser kleinen Begebenheit nichts Großes gemacht; aber er hat sie im Style des Zeitalters trefflich erzählt, und das didaktische Interesse seiner Erzählung

k) Auf dieses sehr selten gewordene Gedicht Das Glückhafft Schiff u. s. w. machten zuerst die Schweizer Bodmer und Breitinger in den Züricher Streitschriften (Band II. Stück 7.) wieder aufmerksam. Ein besonderes Buch Ueber die Reise des Züricher Breitopfes wurde geschrieben von Friedr. Dom. Ring (Baireuth, 1787), mit dem gut gewählten Motto: Non capit hoc aevum gaudia prisca patrum. Die erste Hälfte des Gedichts ist, nach dem Original abgedruckt, zu lesen in Meusel's Historisch-litterarisch-statistischem Magazin (1802). Th. I. Seite 226 ff.

zählung mit wahrhaft poetischem Feuer durchgeführt. Die Begebenheit soll anschaulich machen, wie der Mensch durch kraftvolles Ausharren bei einem kühnen Unternehmen möglich machen kann, was unmöglich scheint [l]). Kraftvoll, ganz im Geiste des Stoffs, und so mahlerisch, wie die Gegenden, vor denen das Schiff vorbei eilte, ist die Erzählung. Sie ruft das Andenken an die energische Denk- und Sinnesart der Vorfahren zurück. Wie in einer lyrischen Dichtung, werden die Sonne und der Rhein personificirt und redend eingeführt [m]).

Das

l) Was die Elemente bändigt? fragt er, und antwortet:

Das ist hantfest Arbeitsamkeit
Vnd standhafft vnverdrossenheit,
Durch Rudern, Rimen, stosen, schalten,
Vngeacht müh ernsthafft anhalten,
Nicht schewen hitz, schweis, gfärligkeit,
Noch der wasser vngstümmigkeit,
Nicht erschrecken ab wirbeln, wällen,
Sonder sich hertzhafft gegenstellen,
Je meh die Flüß laut rauschend truhen,
Je kräfftiger hinwider stutzen;
Inn Summa, durch stadhafft gemüt,
Vnd strenge hand die nicht ermüd:
Dann nichts ist also schwer vnd scharff,
Das nicht die arbeit vnterwarff.
Nichts mag kaum sein so vngelegen,
Welchs nicht die Arbeit bring zuwegen.
Was die Faulkeit halt für vnüglich
Das überwind die Arbeit füglich.

m) Von mehreren wahrhaft poetischen Stellen dieser Art hier nur aus einer ein Bruchstück.

Der Rein mocht dis kaum hören auß,
Da wund er vmb das Schiff sich kraus,
Macht vmb die Rüder ein weit Rad,
Vnd schlug mit freuden anß Gestad,

Vnd

Das ganze Gedicht ist voll von poetischem Le
ben n). Doppelt bedauern muß man, wenn man
dieses Gedicht gelesen hat, daß der Mann, der in
einem

Vnd ließ ein rauschend Stimm da hören,
Drauß man mocht diſe Wort erklären:
Frisch dran, jr liebe Eydgenossen,
Sprach er, frisch dran, seyt vnverdrossen!
Also folgt eweren Vorfaren
Die diß thaten vor hundert jaren!
Also müß man hie Rhum erjagen
Wenn man den Alten will nachschlagen.

n) Ich glaube, da das Gedicht so wenig bekannt ist, hier noch eine Stelle mittheilen zu müssen. Der Rhein spricht:

Nun, liebs Wagschifflin, lauff behend,
Heut würst ein Glückschiff noch genent,
Vnd durch dich werd ich auch geprisen,
Weil ich solch trew dir hab bewisen.
Solch stimm der Gsellschafft seltzam war,
Vnd schwig drob still erstaunet gar,
Es daucht si, das sie die Stimm fühl,
Als wenn ein wind bließ in ein hül:
Derhalb jagt sie jr ein ein mut,
Gleichwie das horn vnd rüffen thut
Des Jägers, wann es weit erschallt,
Den hunden inn dem finstern wald,
So sie im dieffen Thal verlauffen,
Vnd die Berg auff vnd ab durchschnauffen,
Alsdann jn erst die waffel schaumpt,
Vnd kommen auf die Spur vngsaumpt,
Also war auch dem Schiff die Stimm,
Bekam zu rüdern erst ein grimm,
Thäten so starck die Rhüder zucken
Als wolten fallen sie an rucken,
Inn gleichem Zug, inn gleichem Flug,
Der Stewermann stund fest an dem pflug,
Vnd schnit solch furchen in den Rein,
Das das vnterst zu oberst schein.

einem solchen Geist und Style die Sprache der Musen reden konnte, mehr Wohlgefallen an provençaischen Aeußerungen seines Witzes und an übermüthigen Scherzen fand, die auch wohl in platte Späße übergehen. Nichts anderes, als platte Spaßhaftigkeit, ist die Würze des komischen Gedichts Die Flöhhetze oder Flöhhatz, Weibertratz, das unter Fischart's Werken, die er in Versen geschrieben, besonderes Glück gemacht zu haben scheint, und deßwegen, bald nachdem es bekannt geworden, noch mit Zusätzen von ähnlicher Erfindung ausstaffirt ist °). Einen komischen Proceß zwischen den Weibern und dem schwarzen Ungezieser, das ihnen besonders lästig seyn soll, hat Fischart, im Spaßen unerschöpflich, so gedehnt und mit solchen ekelhaften Beschreibungen und Bildern überladen, daß selbst der herrschende Geschmack des Zeitalters in Deutschland den Dichter nicht entschuldigen kann, der seine Talente so wegwarf. Und doch ist selbst in diesem unsauberen Producte des burlesken Witzes die Kraft des Genies nicht zu verkennen. Auch in den niedrigsten Beschreibungen

o) Die Ausgabe dieses spaßhaften Gedichts, welche die Göttingische Universitätsbibliothek besitzt (Straßburg, 1610, in 8.) enthält nicht unwitzige, aber meistens ekelhafte Erweiterungen und Zusätze von einem ungenannten Verfasser, der Fischart's Manier ganz geschickt nachgeahmt hat. Der Titel lautet: Flöhhatz, Weibertratz; der Wunder Unrichtige und Spottwichtige Rechtshandel der Flöhe mit den Weibern; Weyland beschrieben durch Huldrich Elloposcleron. Jetzt aber von newem abgestossen, behobelt, gemehret und gezieret mit vorgehenden Lob der Mücken, und eingemischtem Des Flohes Strauß mit der Laus, ꝛc.

bungen und Vergleichungen zeigt Fischart die Herrschaft, die er über Stoff und Sprache auszuüben wußte. Zuweilen scherzt er sogar mit Anmuth [p]). Die kühne Jovialität seines heiteren Sinnes ließ ihn nicht immer an Satyre denken. Wenn er aber die Geissel schwingt, kennt er keine Schonung. Mit der ganzen Heftigkeit eines eifrigen Prote-

p) Z. B., wo der bedrängte Floh sein Leiden dem Himmel klagt:

Darumb, O hoher Jupiter,
Mich armes Thierlin nun gewähr.
Seh an, wie ich geplaget bin,
Das ich weiß weder auß noch hin.
Wann du nicht werst, so stünd ich bloß.
Mann stelt mir nach auff alle Stroß;
Mann verfolget mich also sehr,
Als ob der ärgste Bub ich wer.
Hab doch keim nie kein Roß gestolen,
Vnd keinen vmbgebracht verholen.
Het ich Löwen und Bären weiß,
Daß ich die Menschen nider reiß,
Oder stiel, wie der Wolff die Schaff,
So verdienet ich vielleicht Straff;
Aber ich bin vnschuldig dessen;
Noch muß das Leberle ich han gessen:
Vnd muß gethan han die gröst Schmach,
Vnd bin doch nicht so groß darnach.
Ich muß allein Haar lassen gar,
Hab doch am gantzen Leib kein Haar.
Seh, wie ich nur bin zugericht!
Ey das nicht, drob der Himmel bricht!
Ich seh keim ehrlichen Floh mehr gleich,
Ich bin ein Lebend Todtenleich,
Das macht ein vnzarts Frawenbild,
Die wol heißt ein hart rauhes Wild,
Wiewol ein linden Beltz trägt an,
Thut sie kein lindes Hertz doch han.

Protestanten züchtigte er die Ausschweifungen und andern Laster und Fehler der katholischen Geistlichkeit, zum Beispiele in dem satyrischen Berichte von dem Artlichen Leben und großen Greuel des heil. Dominicus und des heil. Franciscus, der beiden Stifter der Bettelmönchsorden [q]), oder in dem Bienenkorbe des heil. römischen Immenschwarms und seiner Hummelszellen, nach dem Holländischen bearbeitet [r]). Eine genauere Anzeige dieser und mehrerer andern Werke Fischart's muß den Litteratoren überlassen bleiben, die sich mit der speciellen Geschichte der Satyre beschäftigen. Poetischer Geist der Satyre ist bei Fischart weniger zu suchen, als witziger Spott und Hohn in Prose, oder in Versen, deren poetischer Gehalt nur Nebensache seyn soll. In der Geschichte der Bildung der deutschen Prose während des sechzehnten Jahrhunderts muß dieses geistvollen Mannes noch ein Mal gedacht werden. Das seltsamste unter denjenigen Werken Fischart's die der schönen Litteratur angehören, ist seine freie Bearbeitung des Gargantua und Pantagruel von Rabelais. In einer so ungeheuern, mit dem wildesten Uebermuthe des Witzes allen Wörterbüchern und grammatischen Schranken trotzenden Sprache ist weder vorher, noch nachher, ein deutsches Buch geschrieben. Der Ton, den Rabelais im Französischen angegeben hatte, stimmte ganz zu Fischart's Laune [s]). In der Erfindung konnte Fischart

q) S. Flögel's Gesch. der kom. Litt. Band I. Seite 81. und B. III. Seite 361.

r) S. Koch's Compendium, Band I. Seite 164.

s) Vergl. den fünften Band dieser Gesch. der Poesie und Beredsamk. Seite 287 ff.

ischart sein Vorbild nicht übertreffen; er überbot
i also in der Keckheit der Manier; und dazu diente
im die deutsche Sprache als ein Werkzeug, mit
em sich die französische in dieser Hinsicht nicht mes-
n kann. Man darf, um Fischart's Uebermuth
ennen zu lernen, nur den Titel des Buchs lesen,
en er seiner Umbildung des satyrischen Romans
on Rabelais gab t). Beim ersten Anblicke sollte
an glauben, das Buch sey im Irrenhause ge-
chrieben. Aber gerade so wollte Fischart dieses
Mal, und noch in einigen andern seiner Werke,
sich

t) Dieser Titel ist nicht vor allen Ausgaben ganz der-
selbe. Nach der neben mir liegenden vom J. 1594
lautet er so:

Affentheurlich Naupengeheurli-
che Geschichtklitterung.
Von Thaten vnd Rhaten der
vor, kurtzen langen vnnd jeweilen Vollenwolhe-
schreiten Helden vnd Herren
Grandgoschier Gorgellantua vnd deß
Eiteldurstlichen Durchdurstlechtigen Fürsten Pantagruel
von Durstwelten, Königen in Utopien, Jederwelt
Nullatenenten vñ Nienenreich, Soldan der neuen Kan-
narien, Frümlappen, Dips oder, Dürstling, vñ Oudis-
sen Inseln: auch Großfürsten im Finsterstall vnd Nubel
Nibel Nebbelland, Erbvögt auff Nichtburg,
vnnd Niderherren zu Nullibingen, Nul-
lenstein vnd Niergendheim.

Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzösisch entworffen:
Nun aber vberschröcklich lustig in einen Teutschen Mo-
del vergossen, vnd vngefärlich oben hin, wie man den
Grindigen lauft, in vnser Mutter Lallen vber oder
drunder gesetzt. Auch zu disen Truck wider auff den
Ampoß gebracht, vnd dermassen mit Pantadurstigen
Mythologien, oder Geheimnusdeutungen verposselt,
verschmidt vnd verdängelt, das nichts ohn
das Eysen Nist dran mangelt.
Durch Huldrich Elleposcleron.

sich närrisch stellen in Allem, was Sprache und Styl betrifft, um seinem Witze jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Es sollte gleichviel gelten, ob er mit Gedanken, oder mit Wörtern spielte; und selbst aus den wilden, widersinnig oder kindisch scheinenden Wörterspielen sollten satyrische, oder wenigstens lustige Gedanken hervorgehen. Daß Fischart diesen Ton das ganze Buch hindurch aushielt, ist am meisten zu bewundern tt). Der deutschen Sprache hat er dadurch ein burleskes Denkmal ihrer Kraft gesetzt, das einzig in seiner Art ist. Wie er über die Bildsamkeit der deutschen Sprache nachgedacht hatte, lernen wir aus eben

tt) Als ein Beispiel der ungeheuern Kunst Fischart's, burleske Wörter zu häufen, wähle ich hier nur einen Theil seiner, in derselben Manier viel länger ausgesponnenen Anrede an die Narren, mit der das erste Buch anfängt.

"— Jr Sontagsjüngkerlin mit dem feyertägtichen angesicht, jr Bursch vñ Marckstanten, Pflastertretter, Newzeitungspäher, Zeitungverwetter, Naupenträckische Nasen vnd Affenträher, Rauchverkeuffer, Geuchflecher, Blindmeuß vnd Hütlinspiler, Liechtscheue Augennebeler: Vnd jr feine verzuckerte Gallen vnd Pillulen, vnd Honiggebeytzte Spinnen. Sthe da, jhr feine Schnudelbutzen. Jhr Lungkitzlige Backenhalter vnnd Wackenader, jhr Entenschnaderige, Langzüngige Krumschnäbel, Schwappelschwäble, die eim ein Nuß vom Baum schwetzen: jr Zuckerpapagoj, Hetzenamseler, Hetzenschwetzer, Starnstörer, Scherenschleyffer, Rorfincken, Kunckelstubische Gänsprediger, Schärstubner, Judasjüngige Retscher, Waffelarten, Babeler vnd Babelarten, Fabelarten vnd Fabeler, von der Babilonischen Bauleut eynigkeit. Jr Hildebrandsstreichige wilde Hummeln, Bäumaußreusser, Trotzteuffels luckstellige Stichdeuteuffel vnnd Poppenschiser, die dem Teuffel ein Horn außrauffen, vnnd pulferhörnlein drauß schrauffen; ꝛc. ꝛc.

ben diesem Buche; denn es enthält beiläufig den
rsten, freilich ungeheuer mißrathenen, aber doch
nerkwürdigen Versuch, den griechischen Hexame-
er und Pentameter dem deutschen Rhythmus
nzupassen u). Aber auch nur ein Mann, der von
er Nachbildung der griechischen Sylbenmaße im
Deutschen so rohe Begriffe hatte, wie Fischart,
onnte, um die Gewalt der deutschen Sprache zu
rproben und seinen Witz zügellos ausschweifen zu
assen, sich so manche platte Spielerei verzeihen,
ie eben so unwitzig, als geschmacklos, ausfiel.
Vor dem Ekelhaften fürchtete er sich, wenn sein
Witz auf die schmutzigsten Abwege gerieth, so we-
ig wie Rabelais. Uebrigens steht Rabelais selbst,
o grotesk er auch in seiner Muttersprache ist,
neben Fischart als ein classischer Autor da. Aber
Fischart übertrifft Rabelais an Unerschöpflichkeit in
eltsamen Combinationen. Das Werk des Rabe-
lais

u) Er wolle, sagt er, ein Mal mit sechs trabenden und fünfzeltrigen Reimen herausfahren, weil daraus die Künstlichkeit der deutschen Sprache erscheine. Dann fängt die Reihe dieser entsetzlichen Verse so an:

Dapffere meine Teutschen, Adelich von Gemüt vnd Geblüte.
Nur ewerer herrlichkeit ist diſes hie zubereit.
Mein zuversicht iderzeit ist, hilfft mir Göttlich güte
Zu preisen in ewigkeit, Ewere großmütigkeit.
Ihr seyt von Redlichkeit, von grosser streitbarer hande
Berühmbt durch alle Land, Immerdar ohn widerstand:
So wer es Euch allesampt fürwar ein mächtige Schande.
Wirdt nicht das Vaterlandt, In Künstlichkeit auch bekandt.

lais war für ihn nur ein Text, den er nach seiner eigenen Laune commentiren, nicht eigentlich übersetzen wollte. Darum blieb auch seine Bearbeitung dieses Werks ein Fragment, ob es gleich einen scheinbaren Schluß hat. Ungenießbar im Ganzen, gewährt es, wenn man es mehr durchblättert, als lieset, einen Genuß, den man nur einem der kühnsten, kraftvollsten, und außerordentlichsten Schriftsteller verdanken kann x).

4. Ein besonderes Interesse würde in der deutschen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts das Fach der dramatischen Poesie verdienen, wenn es eben so viel gelungene Werke, als Beweise roher Bestrebungen enthielte.

Merkwürdig ist der Eifer, mit dem sich mehrere poetische und unpoetische Köpfe in Deutschland der

x) Welche verständig-burleske Betrachtungen sind nicht die folgenden (Cap. 5.) über die Bestimmung des Menschen zum Ehestande!

Auch warumb solt anders das holdselig weiblich geschlecht also anmütig, zuthätig, kützelig, Armfühig, Brüstlindig, anliegig, sanfftliegig, Mundsüssig, Liebäuglig, Einschwetzig, Mitt, Nett, glatt, schön und zart erschaffen sein, wa nicht weren die sich darinn erlustigten? Was solt der Rosen Geruch, wa nicht weren die sie zur Erquickung abbrechen? Was solt der gut Wein, wann keine weren die ihn zechten? Was wer der Thurnirring, wann nicht die Hofleut darnach stechen? Wie solt Weibern solch natürliche geschicklichkeit dem man zu dienen, vnd on jne weniger dann ein Hebhew ohn das Hauß zu bestehen, vmbsonst zugestanden sein? warumb wer sie also blöd geschaffen, on das sie sterckeren zusatz vnd beystand bey dem man het zu erheben vnnd zu suchen? Vnnd das deß Mans festleibigkeit die weibliche Blödmütigkeit, wie der Augstein die Sprewer an sich ziehet.

ner theatralischen Vergnügungen annahmen, seitdem Hans Sachs angefangen hatte, das Gebiet der dramatischen Poesie seiner Nation im meistersängerischen Geschmacke zu erweitern [y]). Wenn die Spannung, in der die fortwährenden Religionshändel die Gemüther erhielten, von Zeit zu Zeit hier und da nur ein wenig nachließ, regte sich das Bedürfniß des deutschen Publicums, sich an dramatischen Spielen, die es nun kennen gelernt hatte, zu ergötzen. Die Religionshändel selbst mußten zum Theil den Stoff zu diesen Spielen hergeben. Der Parteigeist fand dabei sein besonderes Interesse. Durch die Verbreitung des Studiums der alten Classiker wurden auch die Formen der griechischen und römischen Tragödie und Comödie in Deutschland bekannter. Man kann eine ziemlich lange Reihe von Verfassern deutscher dramatischer Gedichte aus dem sechzehnten Jahrhundert aufzählen [z]). Mehrere dieser dramatischen Dichter und Reimer waren reichsstädtische Meistersänger ohne alle gelehrte Bildung; andere gehörten zwar zu den gelehrten Ständen, hatten Theologie, oder Jurisprudenz studirt, oder sich dem Schullehrerstande gewidmet, also auch einige Kenntnisse aus der alten Litteratur erworben; aber die Gelehrsamkeit des Zeitalters in Deutschland blieb damals so pedantisch und geschmacklos, daß sie die dramatische Litteratur, wie die Nationallitteratur über-

y) Vergl. oben, Seite 397.

z) S. Gottsched's Vorrath zur dramat. Dichtkunst, und die Zusätze von Freiesleben, die zuerst in Gottsched's Neuestem zur anmuthigen Gelehrsamkeit, Jahrgang 1760, dann als Zugabe zu dem oben genannten Vorrathe gedruckt sind. Vergl. Koch's Comp. Band I. Seite 265 ff. und Seite 276 ff.

überhaupt, mehr verderben, als bilden half. Und wenn ein Schauspiel aufgeführt werden sollte, mußten doch am Ende die Meistersänger das Beste thun. Schauspielhäuser gab es damals in Deutschland eben so wenig, als Schauspielergesellschaften, welche die Kunst hätten emporbringen können. Die Theaterstücke wurden unter freiem Himmel aufgeführt. Die Bürgerschaft gab die Kosten dazu her. Die Meistersänger besorgten gewöhnlich die äußere Anordnung und auch wohl die Direction der dramatischen Vorstellungen. An Prunk und Mannigfaltigkeit, die Augen der Zuschauer zu beschäftigen, ließ man es auch nicht fehlen. Und weil man unter freiem Himmel, wo die Bühne aufgeschlagen war, durch den Platz nicht beengt wurde, so gab man der Art von Schauspielen, die wir jetzt Spectakelstücke nennen, in den Augen des Publicums noch mehr Imposantes durch eine ungeheure Menge von Personen, besonders bei der Aufführung geistlicher Stücke. Als der Saul, ein biblisches Schauspiel vom Magister Holzwart, dessen schon oben gedacht worden [a]), zu Gabel in Böhmen aufgeführt wurde, erschienen auf dem Theater hundert redende Personen und fünfhundert stumme. Das Stück hatte zehn Acte. In der Reichsstadt Kaufbeuern wurde die ganze Apostelgeschichte, dramatisirt unter dem Titel einer apostolischen Tragicomödie, von den Schulrector Johann Brummer, im Jahre 1572 von zwei hundert und sechs und vierzig Personen gespielt [b]). Wie viel die Schauspielkunst bei diesen großen Zurüstungen

a) Vergl. oben, Seite 433.

b) S. die Notizen im Deutschen Museum vom J. 1776, Band II. Seite 752.

ungen gewonnen haben mag, wissen wir nicht mehr; ie dramatische Poesie der Deutschen blieb in der indheit. Der Geist einer wahrhaft dramatischen ompoſition entwickelte sich hier und da; aber ie Ausführung war in Geist, Sprache und tyl fast überall unpoetisch, gemein, und selbst in en gelungenern Zügen nicht ohne Rohheit. Ro antiſch blieb der Charakter der dramatischen Poes e der Deutschen im sechzehnten Jahrhundert; aber uch dieses nicht zu ihrem Vortheil; denn von llem, was die romantische Poesie charakteriſtisches at, war den Deutschen im sechzehnten Jahrhun ert nicht viel mehr, als eine bunte Seltsamkeit, brig geblieben. In den wahren Unterschied zwi hen Tragödie und Comödie lernte man sich noch mmer nicht finden c). Die eigentliche Nationalco ödie blieb das Poſſenſpiel oder die Farce; nd auch in den übrigen Schauspielen, selbst den ragischen, erhielt der närriſche Knecht, wie er amals hieß, in der Folge Hanswurſt genannt, ewöhnlich eine Rolle. Acte gab man den Schaus ielen so viele, als man wollte. Den Vers hielt an nothwendig zur Sprache der dramatischen Poes e; aber, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, eimten Gelehrte und Ungelehrte ihre Theaterstücke eiſterſängeriſch, ohne auf Länge und Kürze der ylben zu achten, nach der alten Weise in den be annten kurzen Zeilen, die in den folgenden Jahr underten Knittelverſe hießen. Zuweilen wurde uf dem Theater auch geſungen. Einige Poſſen iele, die man Singeſpiele nannte, wurden anz abgesungen, aber nach einerlei Versart in Stro-

c) Vergl. oben, Seite 398.

Strophen, und vermuthlich alle Strophen nach einer und derselben Melodie eines beliebten Volksliedes.

Nach diesen allgemeinen Notizen vom Zustande der dramatischen Poesie der Deutschen im sechzehnten Jahrhundert darf man hier keine specielle Anzeige der Theaterstücke erwarten, die damals die deutsche Litteratur mehr entstellten, als vervollkommneten. Auch von den Verfassern der meisten dieser Theaterstücke kann hier nicht, wie in den Repertorien der Litteratur, Nachricht gegeben werden. Aber einige dieser Schauspieldichter verdienen doch ausgezeichnet, und besonders verdient einer unter ihnen der Vergessenheit, in die das Publicum ihn hat sinken lassen, entrissen zu werden. Der Dichter, der nächst Hans Sachs der dramatischen Poesie der Deutschen im sechzehnten Jahrhundert den lebhaftesten Schwung gab, ist Jakob Ayrer. Er war Notarius und Gerichtsprocurator zu Nürnberg; ein Zeitgenoß von Hans Sachs, mit dem er als dramatischer Dichter gewetteifert zu haben scheint; aber jünger, als der berühmte Meistersänger. Seine Schauspiele scheinen zwischen den Jahren 1575 und 1589 geschrieben zu seyn. Dreißig Comödien und Tragödien von ihm, dazu sechs und dreißig Fastnachts- und Possenspiele, wurden nach seinem Tode in einen großen Folianten gesammelt und herausgegeben im Jahre 1618 d). Diese Samm-

d) Dieser ziemlich seltene Foliant hat den barbarischen Titel: *Opus thaeatricum* (sic). Dreißig auserlesene schöne Comedien und Tragedien

Sammlung sollte nur der erste Band der dramatischen Werke dieses Dichters seyn. Noch vierzig ungedruckte Schauspiele von Ayrer sollen vorhanden seyn, oder gewesen seyn; aber der zweite Band seiner Werke, der in der Vorrede zu der gedruckten Sammlung angekündigt wird, ist nicht erschienen. Wahrscheinlich ist die Seltenheit des Buchs die Ursache, warum von dem Inhalte bis jetzt so wenig, und nur im Allgemeinen, unter den Litteratoren geredet worden e). Ayrer ist nicht nur nach Hans Sachs der größte dramatische Dichter der Deutschen im sechzehnten Jahrhundert; er übertrifft sogar diesen Meistersänger, nach dem er sich gebildet hat, in mancher Hinsicht. Man darf mit seinen Schauspielen nur ein wenig bekannter werden, um sich zu überzeugen, daß er wirklich, wie der

von allerhand denckwürdigen Römischen Historien ꝛc. Samt noch andern sechs und dreissig schönen lustigen und kurtzweiligen Fastnacht oder Possen Spilen, Durch weyland den Erbarn und wolgelährten Herrn Jacobum Ayrer, Notarium *publicum* ꝛc. Nürnberg, 1618. 464 und 167 Blätter, also 1262 Folioseiten, mit gespaltenen Columnen.

e) Die Seltenheit dieses Buchs ist ohne Zweifel die Ursache, warum von Jacob Ayrer's dramatischen Talenten so wenig die Rede gewesen. Gottsched führt in seinem Nöthigen Vorrath Th. I. Seite 142, nebst dem Titel das Verzeichniß der Schauspiele an, die sich in dem Bande finden, aber ohne den Dichter auszuzeichnen. Auch Koch's Compendium hat bei der bibliographischen Anzeige des Opus theatricum keine Bemerkung, die zur Aufmerksamkeit reizen könnte. Nur die Singespiele von Ayrer werden von Gottsched als etwas Besonderes angeführt.

der Titel der Sammlung seiner Werke berichte "zu seiner Weil und Lust" oder aus freier Lie zur Kunst und mit dem Gefühle eines entschied nen Talents gedichtet hat. Auf die dramatisch Poesie scheint dieses Talent beschränkt gewesen zu seyn. Seiner gelehrten Studien ungeachtet, hat er von der Poesie, deren er sich befliß, weder höhere, noch reinere Begriffe, als Hans Sach Aber schon aus seinen so genannten Comödien un Tragödien, die übrigens mit denen von Han Sachs in eine Classe gehören, spricht eine fruch bare Phantasie. Die alten römischen Geschichten die Fabel des deutschen Heldenbuchs, die übri gen damals noch beliebten Rittererzählungen, ha Ayrer zwar eben so roh, aber auch nicht schlech ter, als Hans Sachs, dramatisirt. Der närri sche Knecht fehlt auch in den meisten dieser Stücke nicht. Ist gleich die Ausführung im Gan zen äußerst platt, wie bei Hans Sachs, so zeigt doch die Composition einen nicht gemeinen Erfin dungsgeist an. Offenbar mehr, als Hans Sachs, hat Ayrer in der Cultur des Lustspiels geleistet. In dieser Gattung erscheint er als dramatisches Genie. Ayrer hat zuerst deutsche Lustspiele gedich tet, die eigentliche Intriguenstücke sind, und sich zugleich den regelmäßigeren Gattungen mehr nähern, als alle übrigen deutschen Theaterstücke aus jenen Zeiten. Burlesk sind diese Lustspiele von Ayrer, wie seine Fastnachts- und Possenspiele, aber reicher an Situationen von wahrhaft komischem Interesse. In einem zum Beispiele, Von einem alten Buler und Wucherer, erscheint ein al ter Wucherer verliebt in eine schöne öffentliche Dirne. Im Besitze der Gunst dieser Dirne ist ein

in junger Edelmann, dem sie viel Geld kostet, nd der um ihrer Willen dem Wucherer seine Gü- er verpfändet hat. Der Wucherer denkt, sich die oppelte Lust zu machen, durch Zurückforderung es geliehenen Geldes seinen Nebenbuhler, der in em Augenblicke nicht zahlen kann, zu ruiniren, nd die Dirne zu gewinnen. Aber sein närrischer Knecht verräth den Handel. Die Gegenpartei trifft Veranstaltung, daß der Wucherer, in der Mei- ung, heimlich nach seiner Geliebten transportirt u werden, in einen Mehlsack kriechen muß. Der Edelmann und dessen Diener verkleiden sich bei Nacht in Teufel, überfallen den alten Verliebten, den sein närrischer Knecht im Sacke trägt, miß- handeln ihn, und nöthigen ihm das Versprechen ab, dem Edelmanne die Schuldverschreibung zu- rück zu geben. Kaum den vermeinten Teufeln ent- ronnen, fällt der Alte in die Hände der bestellten Wache. Der Hauptmann der Wache setzt ihm durch Drohungen so heftig zu, daß er in der Ver- zweiflung sich entschließt, die Dirne, vor deren Hause er öffentliches Aergerniß gegeben hat, zu heirathen. Die Heirath wird vollzogen. Der blind verliebte Alte, obgleich von allen Seiten be- trogen und verspottet, ändert sein Testament, ent- zieht die Erbschaft seinem Sohne, und setzt seine neue Gattin zur Erbin ein. Dieses unväterliche Verfahren bewegt einen Freund des Sohnes, sich in die Angelegenheit zu mischen. Um dem Alten, der durchaus nicht glauben will, daß er ein betro- gener Narr ist, die Augen zu öffnen, überredet er ihn, sich todt zu stellen. Durch dieses Experiment entdeckt der Alte endlich, wie man in seinem Hause gegen ihn gesinnt ist. Er wird bei dieser Gele-

genheit noch ein Mal auf das gröbste mißhandelt. Reuig umarmt er seinen Sohn, den einzigen Menschen, den sein vermeinter Tod betrübt hatte. Die Uebrigen jagt er aus dem Hause. Alle diese Scenen sind von Jakob Ayrer freilich sehr roh, aber mit erschütternd komischer Kraft ausgeführt, und so glücklich zu einem Ganzen verbunden, daß ein gebildeterer Dichter ein treffliches Lustspiel daraus machen könnte. Auch in mehreren der übrigen Theaterstücke von Ayrer zeigt sich sein komisches Genie zugleich mit seiner Geschmacklosigkeit. In einem der burlesksten, Comödischer Proceß gegen die Königin Podagra überschrieben, treten Heroen der Iliade und griechische Götter in Verbindung mit Hans Sachs, Petrarch, und dem römischen Kaiser Severus auf. Der alte Priamus erscheint als Podagrist auf Krücken; Ulyß mit verbundenem Kopfe; Achill hat das Chiragra. Um die Klage gegen das Podagra auf das Beste einzuleiten und durchzuführen, wählen sie zu ihrem Rathgeber und Sachwalter den weisen Hans Sachs. Die Vertheidigung des Podagra übernimmt Petrarch, der sehr feierlich in einem rothen Talar auftritt. Die ganze juristische Förmlichkeit des Processes ist beobachtet. Feinere Satyre muß man in diesen rohen dramatischen Possen nicht suchen; aber sie sind doch Producte eines wahrhaft komischen Witzes, der selbst durch das Phantastische den Effect seiner Erfindungen zu verstärken wußte. Die Fastnachtsspiele von Ayrer sind an komischem Gehalte eben so reich, wie die von Hans Sachs, und mit mehr Keckheit erfunden. Vielleicht ist Ayrer auch Erfinder der Gattung, die unter dem Nahmen Singespiele seinen Fastnachts- und Possenspielen beigefügt

ügt sind; oder er hat dieser Gattung, wenn sie schon vorhanden war, wenigstens zuerst eine litterarische Bildung zu geben unternommen. Komische Opern, im neueren Sinne des Worts, sind diese Singespiele nicht. Es fehlt ihnen ganz die Ausbildung, durch welche sich die Poesie den musikalischen Formen anpaßt. Sie haben weder Recitative, noch Arien, noch Duette, noch Chöre. Sie unterscheiden sich von den übrigen Possenspielen des Zeitalters nur durch die Versification in gleichförmigen lyrischen Strophen, die wie ein Volkslied abgesungen wurden f).

Hätte

f) Ein Paar Strophen aus dem Stücke Der verlarvte Franciscus mögen als Probe der Versart dieser Singespiele dienen. Eine trostlose junge Witwe unterhält sich mit ihrer Magd.

Witwe.

Ach weh meins jungen Herzen!
Daß mir mein Mann ist todt,
Das bringt mir großen schmerzen,
Darzu jammer und noht,
Daß ich auf dieser Erden
All meines Lebens tag
Nimmer kann fröhlich werden.

Ancilla.

Ach, Frau, was soll die klag?
Ihr seid ein junges Weibe,
Auch reich an Geld und Gut,
Vnd habt ein graden Leibe.
Vmb euch auch werben thut
Viel mancher junger Geselle.
Nemmt euch ein andern Mann,
Der euch eur vngefelle
In freud verwenden kann.

Hätte der Geist des Zeitalters in Deutschland die Poesie nur ein wenig mehr begünstigt, so würden Theaterstücke, wie die von Ayrer, als treffliche Vorübungen gewirkt haben, die Kunst der Rohheit zu entreißen, und ein Nationaltheater im deutschen Charakter zu begründen. Aber außer Hans Sachs und Ayrer hat keiner der deutschen dramatischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts einen freien Ausflug in das Reich der Phantasie gewagt. Nach ihren beschränkten moralischen und religiösen Begriffen, glaubten sie, die dramatischen Unterhaltungen nur als ein schickliches Mittel benutzen zu müssen, die Gemüther zur Frömmigkeit und christlichen Tugend zu ermuntern. Auch war unter ihnen allen keiner, der durch irgend eine Superiorität des Geistes die Kunst hätte weiter bringen können. An Geschmacklosigkeit sind sie einander beinahe gleich.

Ein gewisser Samuel Hebel aus Hirschberg, nach der barbarischen Gelehrtensitte seiner Zeit Hebelus Cervimontanus genannt, brachte in einem Schauspiele Von der Belagerung der Stadt Bethulia die Judith und den Holofernes zugleich mit dem Könige Nebukadnezar, den Landsknechten Veit Rausch und Hans Sauser, den Bürgern Turnus und Herdonius und andern Personen, die lateinische Nahmen führen, auf das Theater. In diesem Schauspiele figurirt auch der Hofteufel, den man in mehreren deutschen Theaterstücken des sechzehnten Jahrhunderts findet. Zur Erbauung singt Judith auch ein frommes Lied ab[s]).

Der-

s) Ein Spil von der Belagerung der Statt Bethulia ꝛc. durch Samuelem Hebelum Cervimontanum. Wien, 1566, in 8.

Derselbe Friedrich Dedekind, dessen oben beiläufig gedacht ist [h]), dramatisirte nach einer Stelle in dem Briefe des Paulus an die Epheser einen Christlichen Ritter, der von einem ausschweifenden und sündigen Soldatenleben endlich zur Gottesfurcht umlenkt. Zu diesem Zwecke treten unter andern handelnden Personen der Apostel Paulus und ein Mönch Franciscus auf, ferner das Gewissen, der Glaube, die Liebe, die Hoffnung, noch mehrere allegorische Personen, ferner Belzebub nebst drei andern Teufeln und einem Teufelsknecht, und zwei Zechbrüder [i]). Georg Göbel, Notarius und Schulmeister zu Görlitz, ließ noch im Jahre 1586 ein Schauspiel, Die Fahrt Jakobs, drucken, das ganz dem Geschmacke der dramatischen Mysterien aus den mittleren Jahrhunderten folgt, und mit Engeln und Erzengeln, den zwölf Söhnen Jakobs, den Hirten Maß und Kunz, dem Becker und dem Koche Laban's, Gott den Vater selbst auf das Theater bringt [k]). Johann Sanders, ein Pfarrer, läßt in einer weitläuftigen Tragödie, deren Stoff die Geschichte Johannes des Täufers ist, unter zwei und funfzig han-

h) Vergl. oben, Seite 432.

i) Der christliche Ritter, aus dem sechsten Capitel der Epistel Sanct Pauli zu den Ephesern, in ein geistlich Spil oder Comedien gefasset durch M. Fredericum Dedekindum. 1590. 8. gedruckt zu Ulßen (Uelzen) im Lüneburgischen.

k) Die fort Jacobs des heiligen Patriarchens ꝛc. aus dem Buch der Schöpfung Comedienweise auf Hochzeiten und sonsten zu Spielen gestellet, Durch Georgium Göbeln, Kayserlichen offenbaren Notarium ꝛc. Budissin, 1586, in 8.

handelnden Personen auch den Hofteufel und den Kirchteufel, den Landsassen Jost von Emahus, einen Narren mit Nahmen Morio, und die Kammerjungfer Lascivia auftreten. Die Fama erscheint in diesem Stücke mit einem Fastnachtskleide angethan, mit Flügeln und vielen plumis (wie der Text sagt) behangen, und hält eine gelehrte Rede [l]). Ein gewisser Andreas Calagius, wie er sich nennt, kaiserlicher gekrönter Poet aus Breslau, brachte in demselben Geschmacke die Geschichte der Susanna in eine "zumal lustige und gar neue Comödia". In der Vorrede bemerkt er, deutsche Verse zu machen, sei eine nicht geringere Arbeit, als lateinische; und doch sind seine Verse die gewöhnlichen des Zeitalters [m]). Auch der gelehrte Magister Cyriak Spangenberg, der sich durch seinen Adelsspiegel und andere historische Werke um die Geschichte der Deutschen verdient gemacht hat, lieferte solche Schauspiele, unter andern eine christliche Comödia von dem cananäischen Weiblein [n]). Aber es wäre hier Verschwendung des Raums, das Verzeichniß der Beweise der Rohheit und Dürftigkeit des deutschen Theaters jener Zeit zu verlan-

l) Tragoedia von dem anfang, mittel und ende des heiligen thewren mans Gottes und vorleuffers Christi Johannis des Teuffers ꝛc. Durch Johannem Sanders ꝛc. Magdeburg, 1588, in 8.

m) Susanna, eine zumal lustige und gar newe Comödia ꝛc. Gestellet von M. Andrea Calagio Vratisl. Görlitz, 1604, in 8.

n) Eine christliche Comoedia von dem cananeischen Weiblein Matth. 15. Durch M. Cyr. Spangenberg. Schmalkalden, 1589, in 8.

verlängern. Aus allen diesen geistlichen sogenannten Comödien und Tragödien blickt kaum hier und da ein Funke poetischen Geistes hervor. Ueber den christlichen Zweck der Erfindung erklären die Verfasser sich selbst in den Vorreden.

Als Beispiel eines weltlichen, besonders in moralischer Absicht geschriebenen Theaterstücks im deutschen Geschmacke aus dem sechzehnten Jahrhunderte kann der Dionysius Syracusanus vom Magister Franciscus Omichius, Schulmeister zu Güstrow, angeführt werden o). Da tragen Dio und Plato dem jüngeren Dionys lange Tugendpredigten vor. Die Freundschaft des Damon und Pythias ist hervorgehoben, aber durchaus ohne poetische Kraft. Unter den handelnden Personen, deren Verzeichniß lateinisch beigefügt ist, kommen auch die allegorischen, Amicitia und Veritas, vor. Der Hofteufel und der närrische Knecht, hier wieder Morio genannt, fehlen auch nicht. Die Bauern reden meklenburgisches Plattdeutsch.

In ausdrücklich erklärter moralischer Absicht, nicht ganz ohne dramatisches Darstellungstalent, aber auch mit unerschöpflicher Plattheit, schrieb Johann Stricker oder Strizer (er selbst nennt sich Johannes Stricerius, "armen Diener am Worte Gottes") seine Comödie Der deutsche Schlemmer, ein Charakterstück, das auch in das Plattdeutsche, vermuthlich von ihm selbst, übers

o) Eine newe Comoedia von Dionysii Syracusani und Damonis und Pythiae Brüderschaft ꝛc. Durch M. Franciscum Omichium. Rostock, 1588, in 8.

übersetzt ist p). Es soll anschaulich machen, wie ein Schlemmer, der ganz in sinnlichen Lüsten versunken ist, nach und nach durch Krankheit und Mißgeschick mit Hülfe des Predigers, der Sünde, des Todes, und des Teufels, die hier alle als mithandelnde Personen auftreten, gebessert wird, und voll Reue und Glauben seelig stirbt. Auch Moses und ein Engel haben in dieser gut gemeinten Comödie eine Rolle.

Dem Range nach in der bürgerlichen Welt der vornehmste unter diesen deutschen Schauspieldichtern ist der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, von welchem fünf Comödien vorhanden sind q).

Je mehr Notizen zur Geschichte des deutschen Theaters aus dem sechzehnten Jahrhundert man sammlet, desto deutlicher zeigt sich besonders in diesem Theile der deutschen Litteratur, wie wenig das fortgesetzte Studium der alten griechischen und lateinischen Litteratur auf den Nationalgeschmack in Deutschland wirkte, weil man fast alles Interesse für liberale Geistesbildung verloren hatte, und überall christliche Frömmigkeit und Tugend, nicht bloß herzlich empfinden und ausüben, sondern auch bei jeder

p) Gottsched theilt in seinem Nöthigen Vorrath, Th. I. Seite 133, Proben von der plattdeutschen Ausgabe dieses Schauspiels mit. Die hochdeutsche, neben mir liegende, ist älter. Der Titel lautet: Der Deutsch Schlemmer, das ist, ein Geistlich Spiel, darinne abgemalet, gewarnet, und zu wahrer Buße vermahnet werden ꝛc. Durch Joannem Stricerium. Magdeburg, 1588, in 8.

q) S. Koch's Compendium, Th. I. Seite 267.

eder Gelegenheit pedantisch auskramen zu müssen
laubte, zur Ehre Gottes, und zur Beförderung
es Heils der Seelen. Sogar am Rande sind
nehrere dieser Schauspiele mit Citaten aus der
Bibel versehen.

Nicht einmal auf Vervollkommnung der Ver-
sification, die in den meisten dieser Theaterstücke
dieselbe ist, wie in den übrigen nicht lyrischen deut-
schen Gedichten des sechzehnten Jahrhunderts, wirkte
die Kenntniß, die man von der griechischen und
römischen Theatersprache erlangt hatte. Der ein-
zige deutsche Schauspieldichter, der sich um die me-
trische Bildung der Sprache im sechzehnten Jahr-
hundert verdient gemacht hat, ist Paul Rebhun,
Schulmeister, dann Superintendent, zu Plauen,
einer der ersten lutherischen Geistlichen. In seiner
Susanna, die schon im Jahre 1535 aufgeführt
worden, sind die Sylben mit metrischer Kunst ge-
messen, nicht meistersängerisch abgezählt. Auch hat
er jambische und trochäische Verse unterschieden.
Aber er fand keine Nachfolger. Die meistersänger-
rische Art, zu reimen ohne zu scandiren, blieb in
der deutschen Poesie die herrschende bis in das sieb-
zehnte Jahrhundert r).

r) Auf den metrischen Vorzug der dramatischen Arbeiten des Paul Rebhun hat zuerst Gottsched aufmerksam gemacht. S. dessen Nöthigen Vorrath, Th. I. Seite 66 ff., wo gute Proben mitgetheilt sind.

Drittes Capitel.

Geschichte der schönen Prose in der deutschen Litteratur dieses Zeitraums vom letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bis in die ersten Decennien des siebzehnten.

Was die Poesie während des langen Zeitraums vom letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bis in die ersten Decennien des siebzehnten in der deutschen Litteratur verlor, das gewann die schöne Prose. Dieselben Ursachen, die den Geschmack der Deutschen immer unpoetischer machten, beförderten das Bedürfniß eines prosaisch richtigen, verständlichen, und überhaupt zweckmäßigen Ausdrucks der Gedanken, deren Gebiet sich mit der Cultur der Wissenschaften erweiterte [a]).

Zur Entwickelung der Beredsamkeit im engeren Sinne oder der oratorischen Kunst gab es in Deutschland, nach wie vor, keine Veranlassung, außer in den Kanzelvorträgen. Die mündlichen Verhandlungen über das gemeine Wohl in den, damals so blühenden, republicanischen Reichsstädten gingen ihren natürlichen Gang ohne alle Beziehung auf grammatische Richtigkeit, oder ästhetische Veredelung des Ausdrucks. Auch die Sprache des Umgangs im gemeinen Leben blieb dem Zufalle überlassen. Von dieser Seite konnte also die litterarische Beredsamkeit in Deutschland nicht, wie im

a) Vergl. oben, Seite 208.

im alten Griechenland und Rom, und wie zum Theil auch in einigen neueren Staaten, geweckt und gebildet werden. Die feineren Reize des leichten Gedankenwechsels im geselligen Leben blieben den Deutschen unbekannt. Der steigende Luxus veränderte die Sitten der Nation, besonders im funfzehnten Jahrhundert, ohne sie ästhetisch zu veredeln. Man wollte, fröhlich und rechtlich, wie die Vorfahren, nur schwelgerischer, als sie, übrigens immer mit einer gewissen kräftigen Rohheit, bei der man sich wohl befand, das Leben genießen. Ohne diese Vernachlässigung der ästhetischen Formen der Geselligkeit wäre auch die deutsche Theatersprache im sechzehnten Jahrhundert nicht so niedrig und roh geblieben. Weit mehr, als die Bedürfnisse des geselligen Lebens, trug die bürgerliche Gesetzgebung zur Bildung der deutschen Prose bei. Um Eleganz des Styls war es freilich, und mit Recht, den deutschen Gesetzgebern, von denen die vielen aufgeschriebenen Stadt- und Landrechte aus jenen Zeiten herstammen, im mindesten nicht zu thun; aber der deutsche Verstand verlangte von einem gut verfaßten Gesetze Klarheit und Bestimmtheit, die ersten Erfordernisse aller guten, wenn denn auch noch lange nicht schönen Prose. Durch eine schleppende, steife, verworrene und abgeschmackte Phraseologie des sogenannten Canzleistyls den Sinn öffentlicher Verfügungen zu verdunkeln, wie es bei den Deutschen im siebzehnten Jahrhundert allgemein gebräuchlich wurde, fand man im vierzehnten und funfzehnten noch unter der Würde des herrschenden gesunden Verstandes. Aber zur Entwickelung und Bildung der litterarischen Beredsamkeit oder schönen Prose konnten

ten doch auch die klarsten und bestimmtesten Statuten und Landesgesetze schon deßwegen nur wenig mitwirken, weil die meisten mit Fleiß, der Natur ihrer Zwecke gemäß, in den Stadt- und Provinzial-Dialekten geschrieben wurden, aus deren Conflicte sich die aufkeimende Gesammtsprache für die deutsche Nation noch nicht herausgearbeitet hatte. Mit der Entwickelung dieser Gesammtsprache mußte die Bildung der deutschen Prose anfangen. Bücher mußten geschrieben werden, deren Inhalt die ganze Nation interessirte. Solche Bücher konnten, nach dem Geiste des Zeitalters, keine anderen seyn, als historische, moralische, und religiöse. Und was sich ereignen mußte, wenn die deutsche Prose fortrücken sollte, ereignete sich wirklich. Stärke und Innigkeit moralischer und religiöser Gefühle begeisterten Schriftsteller, denen an der Schönheit der Prose unmittelbar wenig gelegen war, die Sprache zu vervollkommnen, um im Ausdrucke ihrer Gedanken sich selbst Genüge zu thun. Diese Männer dachten und schrieben im Charakter der Nation, der sie angehörten; denn für moralische und religiöse Begeisterung war der Deutsche weit mehr, als für ästhetische, und vor vielen andern Nationen, empfänglich. Das Interesse für Wahrheit vereinigte sich lebhaft mit dem moralischen in der Seele des Deutschen. Gesunde praktische Vernunft weckte einen männlichen, wenn auch nicht feinen, Witz, der die pedantische Trockenheit der gemeinen didaktischen Formen verscheuchte. Auch der historischen Kunst fingen die Deutschen an, sich zu befleißigen, aus Eifer für die moralische Würde der Geschichte, nicht, um sich an einem schönen Style zu vergnügen. Was

lso die deutsche Prose in diesen Jahrhunderten er unverwahrloseten Nationalität an ästhetischer Bildung gewann, zeigt deutlich, wie dasjenige Schöne, das mit prosaischen Zwecken vereinbar ist, nd das wir das rhetorische nennen können, un- er gewissen Umständen aus dem Guten und Wah- en von selbst hervorgeht. Aber besonders merk- würdig und für die Nationalität der deutschen Lit- eratur charakteristisch bleibt es doch, daß der from- e Enthusiasmus theologischer Mystiker, wie nan sie nennt, besonders Johann Tauler's, schon n vierzehnten Jahrhundert der deutschen Prose ie erste Richtung zu einer höheren Bildung gab, nd daß im sechzehnten Jahrhundert wieder ein Theologe, Luther, der Mann war, der das Werk ollendete, der deutschen Nation eine Gesammts- prache zu geben, die sie doch am Ende nur ihren Schriftstellern verdanken konnte.

So groß aber auch die Fortschritte sind, welche die deutsche Prose im vierzehnten, funfzehn- en, und sechzehnten Jahrhundert machte, so läßt ich ihre Geschichte doch in einem kurzen Capitel usammenfassen. Denn eine wahre Nationallitte- atur in deutscher Prose konnte nicht eher entstehen, ls, bis die Gesammtsprache, die ein Bedürfniß er Nation blieb, wirklich in festen Formen sich ntwickelt hatte. Aber bis auf Luther schwankte iese Gesammtsprache noch immer in grammatischer Unbestimmtheit zwischen einer Menge von Provin- ial- und Stadt-Dialekten, in welche der hoch- eutsche Ur-Dialekt seit undenklichen Zeiten aufge- öset gewesen war. Diejenige Form des hochdeut- chen Ur-Dialekts, die schon lange vor Luther,

durch das Zusammentreffen der Provinzialdialekte der Schriftsteller nach und nach, indem einer sich nach dem andern richtete, als herrschende, wenn gleich noch nicht als allgemeine Büchersprache der Nation sichtbar hervortrat, war durch kein Muster von unbestrittener Autorität befestigt. Erst seitdem die Protestanten in Deutschland Luther's Bibelübersetzung als das Palladium ihres Glaubens verehrten, war für die Sprache eine Norm vorhanden, nach der sich zuletzt, nach langem Sträuben, auch die katholischen Schriftsteller bequemten. Aber ehe sich Deutschland an diese Norm gewöhnte, verging noch das ganze sechzehnte Jahrhundert. Alles, was vor Luther in deutscher Prose geschrieben wurde, ist also nur als Vorübung anzusehen; und selbst im sechzehnten Jahrhundert waren außer Luther nur wenige deutsche Schriftsteller, deren Sprache und Styl nach classischer Vollendung strebten. Für den Sprachforscher, der genau bemerken will, wie die hochdeutsche Gesammtsprache vor Luther entstanden ist, und welche Verdienste Luther sich um ihre Ausbildung und grammatische Befestigung erworben hat, giebt es hier eine Menge größerer und kleinerer Schriften zu vergleichen. In einer Geschichte des litterarischen Geistes und Geschmacks der Deutschen ist es genug, einige der vorzüglichsten Schriftsteller hervorzuheben, um zu zeigen, was die deutsche Prose, lange Zeit ohne Regel, schwankend zwischen Provinzialdialekten bis auf Luther, dann im sechzehnten Jahrhundert nach dem Canon der lutherischen Bibelübersetzung, wurde b).

I.

b) Die wichtigsten Notizen zur Geschichte der deutschen Prose

I. Von den Romanen und Novellen, die in Deutschland, wie bei andern neueren Nationen, seit dem Abblühen des alten Stammes der Ritterpoesie das natürlichste Band zwischen der eigentlich poetischen und der eigentlich prosaischen Litteratur wurden, ist schon oben einige Mal die Rede gewesen [c]). Die Verfasser solcher Romane und Novellen nahmen anfangs den Styl der Gedichte selbst, die sie in populäre Prose auflöseten, zum Muster. Auch in ihrer Sprache behielten sie lange Zeit noch Manches vom alten schwäbischen Dialekte bei [d]). Durch Nachahmung dieser, in hochdeutschen Dialekten geschriebenen Unterhaltungsbücher bildete sich der Styl ähnlicher Werke, die, vermuthlich schon während des vierzehnten Jahrhunderts; von niederdeutschen Schriftstellern in ihren Provinzialdialekten geschrieben wurden [e]). Die romantische Prose dieser

Prose vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert findet man gesammelt in Leonhard Meister's Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationallitteratur, Band I. Schätzbar ist auch, was man über diesen Theil der schönen Litteratur der Deutschen bei Hrn. Petersen findet, in seiner Preisschrift über die Epochen der deutschen Sprache (Schriften der Manheimer deutschen Gesellsch. Band III.)

c) Vergl. oben, Seite 332 und 419.

d) Hierher gehören die Novellen und Erzählungen in der halbschwäbischen Uebersetzung der Gesta Romanorum, diesem im Mittelalter so beliebten moralischen Exempelbuche. S. die Proben hinter den Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger (von Bodmer herausgegeben, Zürich, 1757, in 8.).

e) Hierher gehört die niederdeutsche Erzählung vom Leben Alexander's d. G. S. Hrn. Bruns oben angeführte Sammlung plattdeutscher Gedichte, S. 331.

dieſer damals ſehr beliebten Erzählungen hat Reize, die den ſpäteren Werken derſelben Gattung fehlen. Man erkennt in ihr die Reſte der Poeſie, aus der ſie entſtanden iſt. Weich und leicht, ohne ſtarke, oder kühne Gedanken und Bilder, aber natürlich, gefällig, und nicht unharmoniſch, auch wohl melodieriſch, gleitet ſie in angenehmen Krümmungen ungemuthig dahin. Die Perioden ſind meiſtens gut articulirt; die kurzen Sätze ungezwungen abgeſondert. Eine gewiſſe altväteriſche Monotonie, beſonders in der Wiederholung derſelben Wörter und Wendungen, gehört dem Zeitalter an. Abgerechnet dieſen Fehler und die grammatiſche Unſicherheit, hätte die deutſche Novellenproſe des vierzehnten Jahrhunderts leicht die reinſte claſſiſche Politur annehmen können, ohne in ihren weſentlichen Zügen verändert zu werden [f]). Im Niederdeutſchen wurde dieſe

f) Zur Probe diene der Anfang einer dieſer Erzählungen, die hinter Bodmer's Fabeln der Minneſinger abgedruckt ſind.

Octavianus was gewaltig ze Rom. Der hett ſein weib lieb fuir alle ding um dreyer ſach willen, die ſie an ir hett: Zuo dem erſten was ſi im getrew: Zuo dem andern mal was ſi ſchoen: Zuo dem dritten mal was ſi ſtät und gehorſam. Nun geſchachs ains nachts, da er in dem pett lag, da gedacht er im, er wolt zuo dem heiligen grab varn. Des morgenz ruft er der keiſerin für ſich und ſeinem bruoder, und ſprach: Fraw, ich hab mir für genomen, ich well ain klaine zeit von hinn varn. Nun getraw ich dir ſo wol, das ich dir enpfilch alles, das ich kan, und wil darzuo kainen obman ſetzen, wan meinen bruoder, der ſol tuon nach Deinem geſchäft alles, was du mit auzgerichten macht: und der ſol dir gehorſam und undertaenig ſin. Vnd ſchikt ſich kürtzlich darzuo, das er ſein ſtraß fuor mit ainem guoten zeug. Die Fraw hielt das reich alle die zeit gar ordentlich, ꝛc.

ese Art, zu erzählen, mit gutem Erfolg nach-
ahmt [g]). Noch im funfzehnten Jahrhundert er-
elt sich derselbe angenehme Styl mit seinen alt-
omantischen Reizen in der deutschen Novelle [h]).
ann wurde er nachlässiger und gemeiner, doch
ch noch im sechzehnten Jahrhunderte nicht ganz
blecht, wie man besonders aus dem Buche der
iebe sehen kann, dessen oben gedacht ist [i]). Erst
n siebzehnten Jahrhundert, da das Zeitalter der
rschiedenen Geschmacklosigkeit in der deutschen Lit-
ratur anfing, und phantastische Romane die alten
ovellen verdrängten, sank die alte romantische
rose bis zu der Erniedrigung herab, mit der sie
noch

g) Ein Beispiel dieser cultivirten niederdeutschen Prose sey der Anfang der Erzählung von Alexander d. G.

Nectabius was en koningk to Egypten, un was en mester in der swarten kunst, un konde vele toverie. Do kemen vele koninge un wolden wedder on striden. Do provede he in den sternen wol, dat he den vienden nicht mochte wedderstan: des vlo he hemeliken ut dem lande, un kam in en ander lant, dar he unbekant was, to enem koninge, de het Philippus, unde sprak, dat he were en prophete un en mester in den sternen. De koning un koninginne kreghen en sere lef. To ener tit toch de koning ut mit sinem here up de viende, un Nectabius blef to hus mit der vruwen. Do bat en de koninginne, dat he or witken wolde, wat ore to komen scolde. To ener tit sat he bi ore un sach se degher an.

h) Ein treffliches Beispiel, das hierher gehört, ist die Erzählung vom Hirsche mit dem güldenen Geweihe, und dem Fräulein am Brunnen; abgedruckt in Meißner's und Canzler's Quartalschrift für ältere Litt. und neuere Lectüre, Jahrgang 1784, Stück 3.

i) Vergl. oben, Seite 420.

noch in den Volksbüchern erscheint, die auf den Jahrmärkten verkauft werden.

Auf die Bildung der eigentlichen, nicht mit der Poesie verwandten Prose, besonders der didaktischen, scheint der Styl der Romane und Novellen in dieser Periode der deutschen Litteratur anfangs einen nicht zu verkennenden guten Einfluß gehabt zu haben, aber nur bis in das funfzehnte Jahrhundert. Sobald die deutschen Gelehrten sich der lateinischen Sprache bemächtigten, um wissenschaftliche Werke gewöhnlich nur lateinisch zu schreiben, trat die alte romantische Litteratur in der Muttersprache außer aller Verbindung mit der wissenschaftlichen; und die wissenschaftliche, die strenge gelehrt scheinen wollte, wurde barbarisch, obgleich die Muster des classischen Alterthums dem Zeitalter vor Augen lagen.

II. Die didaktische Prose entwickelte sich in der deutschen Litteratur so früh, als es bei der allgemeinen Beschränkung der Begriffe irgend möglich war.

Wie man schon im vierzehnten Jahrhundert dahin arbeitete, selbst die abstractesten Begriffe der scholastischen Philosophie in deutscher Sprache auszudrücken, zeigt eine theologisch-metaphysische Abhandlung, die sich aus jenen Zeiten erhalten hat k). Der unbekannte Verfasser dieser Abhandlung begnügt sich nicht mit trockener Auseinandersetzung schwer verständlicher Begriffe; er giebt auch durch

k) Diese interessante Abhandlung steht abgedruckt in Hrn. Docen's Miscellaneen zur Gesch. der deutschen Litt. Band 1. Seite 140.

durch Fragen und andere Wendungen seinem Style eine kunstreiche Lebhaftigkeit. Er wollte durch dialektische Beredsamkeit seinen Lesern klar machen, was ihm selbst kaum begreiflich war[1]). Vermuthlich ist diese Abhandlung damals, als sie geschrieben wurde, nicht einzig in ihrer Art geblieben. Wäre der Geist des Zeitalters solchen Bemühungen zu Hülfe gekommen, so hätte schon im vierzehnten Jahrhundert die speculative Philosophie so gut deutsch reden lernen, wie sie es erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten gelernt hat.

Aber

1) Wer sollte dem vierzehnten J. H. eine solche Exposition metaphysischer Begriffe in deutscher Sprache zutrauen, wie die folgende?

"Daz ist war, daz ein jeslech vernvnftlich Wesen muz seilich sein von Natur; darume heizet es dus, ein wurckende vernvnft. Wraget man nv, seit der Mensche hie inne seilich sei nach sinem hochsten Teil, warvmb er denne alzemal niht seilich sei? So antwortet man alsus darzv, vnd sprichet von einer andern Vernvnft, die heizet ein mvglich Vernvnft, die gemein ist dem Geist in der Weise, alz er Zeit bevrt in dem Leichname. Mohte nv .... daz die Vernvnft sich ainvaltich mohte keren sunder Mittel zv der wurckenden Vernvnft: so wer der Mensche hie alz seilich, als in dem ewigen Leben, wan daz ist Seilickeit des Menschen, daz er bekennet sin aigen Sein in der Weise der wurckenden Vernvnft. Diz ist hie niht mvglich der mvglichen Vernvnft, wan ez ist Mvglicheit ein lauter Niht, elev Dinch ze verstan. Wan die Vernvnft daz werden mach svnder daz sie niht enist, dar vmb heizet sie ein mvglicher Vernvnft, wan dize ist .. dar vmme ... Ewicheit der Genaden vnd Glorien, ofend irs aigen Sins von dem Wesen der Mvglicheit, vnd mvge enphahen Vberformvnge der wurckenden Vernvnft.

Aber weit mehr vervollkommnet wurde die deutsche Sprache zum Ausdrucke abstracter Vorstellungen und übersinnlicher Gefühle, schon im vierzehnten Jahrhundert, durch die geistvollen Theologen, die man Mystiker genannt hat. Wie die mystische Theologie in Deutschland Eingang gefunden, und woher die ersten deutschen Mystiker die Begriffe der Lehre geschöpft haben, die sie nachher in ihrem Herzen bestätigt fanden, ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Der Keim dieser Mystik, die das Ueberirdische im Innersten des menschlichen Gemüths erkennen und verehren lehrt, lag immer in der christlichen Theologie; denn ihr Stifter hatte gesagt, daß diejenigen, die reines Herzens sind, Gott anschauen sollen; und der Neo-Platonismus, der sich an das Christenthum im Zeitalter der Kirchenväter anschloß, gab durch sein System der mystischen Entsinnlichung dem menschlichen Geiste die speculative Richtung, die das Anschauen Gottes auf Erden möglich machen sollte. Wenn wir nun auch Alles, was sich von mönchischer Vorstellungsart und andrer Schwärmerei in diese Lehre einmischte, gering schätzen wollen, so bleibt doch gewiß, daß es im Zeitalter der Scholastik und Mönchstheologie keine reinere Religion des Herzens gab, als die Religion der sogenannten Mystiker m). Deutsche Gemüther waren von

m) Man kann von allen vorzüglicheren Schriften dieser Mystiker sagen, was der alte Herausgeber von Tauler's Predigten vom Geiste dieser Predigten sagt: es gehe ihre Meinung ganz darauf, "daß der Mensch seinen Grund, Gemüth, Herz und Seel, also lauter und rein bereiten und behalten soll, daß Gott darin mög

von jeher zur Innigkeit religiöser Gefühle gestimmt gewesen. Die deutschen Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts hielten vermuthlich anfangs ihre, noch gar nicht philosophisch gebildete Muttersprache kaum fähig, das Ueberirdische, in dessen Anschauen sich die Seele verlieren sollte, in Worte zu fassen. Aber wenn sie ihre mystischen Gedanken und Gefühle von der Kanzel aussprechen wollten, mußten sie sich doch der Muttersprache bedienen. Auch gesellten sich bald weibliche Mitglieder, edle Schwärmerinnen, denen die gemeine Volks- und Kloster-Religion nicht genügte, zu dem neuen Bunde der Seelen. Und kaum war der Versuch gemacht, die deutsche Sprache als Werkzeug des Ausdrucks mystischer Begriffe und überirdischer Gefühle mit Begeisterung zu gebrauchen, so deckte eben diese Begeisterung neue Schätze im wenig bekannten Reichthume der Sprache auf, der man eine solche Kraft und Bildsamkeit schwerlich zugetrauet hatte. Was das Gefühl vermag, eine Sprache zu bilden, hatten die deutschen Minnesinger in der Poesie gezeigt; die frommen Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts zeigten es in deutscher Prose.

Unter diesen Mystikern, denen die didaktische und die oratorische Prose in deutscher Sprache so vieles verdankt, ist Johann Tauler der bekannteste, und mit Recht berühmt. Er war Dominicaner-

mag seine Werke wirken, und seine Lust und Freude daran haben". Es ist die Religion Pascal's und Fenelon's, nur weniger geläutert und in rauherem Gewande der Sprache.

mermönch, geboren zu Straßburg, oder zu Cöln, entweder zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, oder schon zu Ende des dreizehnten. Sehr jung war er in den Dominicanerorden getreten. Seine Predigten, durch die er die Religion seines begeisterten Herzens verkündigte, zogen eine Menge von Zuhörern herbei, die ihn verehrten, auch wenn sie ihn nicht verstanden. Sein exemplarisches Leben erhöhte den Ruf seiner Reden. Ueberfüllt von Begeisterung, gerieth er ein Mal, während er predigte, in's Stocken, brach in Thränen aus, und mußte, ohne seinen Vortrag endigen zu können, von der Kanzel herabsteigen. Zwei Jahre lang vermochte er nicht, sich wieder als Redner zu zeigen. Dann predigte er mit neuer Kraft und neuem Beifall. Er starb im Jahre 1361 zu Straßburg, wo sein Leichnam in der Dominicanerkirche begraben liegt [m]). In der Geschichte des Mystizismus, des christlichen sowohl, als des philosophischen, muß von Tauler vor vielen andern edlen Schwärmern die Rede seyn. Die Verdienste, die er sich um die didaktische und oratorische Bildung der deutschen Sprache erworben hat, leiden keinen Zweifel; aber über die Art, wie er sich diese Verdienste erworben, scheint unter den Litteratoren eine irrige Meinung zu herrschen [o]). Denn als Schriftsteller

m) Eine aseetische Biographie Tauler's schrieb der bekannte Theologe Johann Arndt unter dem Titel: Die Historia und das Leben des ehrwürdigen Herren und *D. Johannis Tauleri*, aus dessen Schriften zusammengestellet ꝛc. 1689, in 8. — Auch in Bayle's Wörterbuche hat Tauler einen Artikel.

o) In den oben angeführten Preisschriften von Leonhard

lexler hat sich Tauler, so viel sich aus den alten Nachrichten schließen läßt, der deutschen Sprache entweder gar nicht, oder nur in seinen letzten Lebensjahren, bedient. Seine Predigten schrieb er lateinisch nieder, wie es noch im funfzehnten Jahrhundert unter den gelehrten Theologen in Deutschland üblich war; und nachdem er sie lateinisch aufgesetzt, hielt er sie deutsch. Der Titel der ältesten Ausgaben dieser Predigten sagt ausdrücklich, daß sie aus dem Lateinischen übersetzt sind p). Aber der Uebersetzer hatte von Tauler selbst die Sprache gelernt, deren sich dieser außerordentliche Mann auf der Kanzel bediente. Und ein Glück für die deutsche Sprache war es, daß Tauler lange Zeit auf die Gefahr, nicht verstanden zu werden, metaphysisch zu predigen wagte, bis er durch einen seiner frommen Schüler bewogen wurde, dem eitein Scheine weltlicher Wissenschaft zu entsagen, und sich, selbst in der Fülle

hard Meister und von Petersen, und noch bei andern Litteratoren, wird Tauler geradezu als deutscher Schriftsteller charakterisirt.

p) Ich habe die Augsburger Ausgabe vom J. 1508 in folio vor mir. Sie soll die zweite seyn, und ist fast eben so selten wie die älteste vom J. 1498. In dieser Augsburger Ausgabe lautet der Titel: Sermones: Des hochgeleerten in Gnaden erleuchten Doctoris Johannis Thaulerii ꝛc. von latein in teutsch gewendt; und auf der vorletzten Seite des Buches wird noch ein Mal ausdrücklich gesagt, daß es dem corrigirten Texte folge, der neulich zu dem mererm Teil auf gut verstentlich Augsburger Sprach besorgt sey. Dabei wird angemerkt, daß der Augsburgische Dialekt damals unter den teutschen Zungen gemeiniglich für den verständlichsten gehalten werde.

Fülle der Begeisterung, ganz zur populärsten Sprache des von Gott erfüllten Herzens herabzustimmen q). Gerade durch die metaphysischen Stellen in Tauler's Predigten erhielt die deutsche Sprache, außer einer Menge neuer, glücklich erfundener Wörter, eine neue Geschicklichkeit, ohne Zwang und Pedantismus, geist- und gefühlvoll, nicht scholastisch, Gedanken auszudrücken, die sich zu dem Höchsten erheben, das der Mensch zu denken fähig ist. Um dieser Stellen willen müssen diese Predigten auch in der Geschichte der didaktischen, nicht bloß der oratorischen, Prose der Deutschen mit Auszeichnung genannt werden r). Oft versinken zwar bei

q) So glaube ich wenigstens den Sinn der mystisch-ascetischen Historia deuten zu müssen, die der Augsburgischen Ausgabe der Predigten Tauler's angehängt ist.

r) Man höre Tauler in der zweiten dieser Predigten über das Wesen der menschlichen Seele räsonniren.

— "Alle werck, die dye sele würckt, die würckt sy mit den krefften. Was sie versteet, das verstet sie mit der vernunfft. So sie gedenckt, daz tüt sy mit der gedächtniß. Sol sy lieben, daz tüt sy mit dē willen. Wil also würckt sy mit den krefften vnd nit mit dē wesen. Alles jr außwürcken hafftet allweg an etwas mitels. Die krafft des sehens würckt nicht, dann durch die augen. Anders mage sy kain ding gesehen, würcken, noch geben. Vnd also ist es mit allen den andern sinen. Alles jr außwürcken wirckt sy durch etwas mitels. Aber in dem wesen ist kain werck. Dauon hat die seel in dē wesen kain wercke, wan die krefft damit sy würckt; die fließen auß dē grunde des wesens. Mer in dem grund, da ist das mitel schweigen, hie ist allain ruwe vnnd ain wonunge". —

Stellen, in denen diese metaphysische Versenkung der Seele in der Ruhe ihres eigenen Wesens und die

ei Tauler die klaren Begriffe in mystischer Träu-
ierei; dafür räsonnirt er an andern Stellen eben
o verständig, als angenehm rr). Auch hat Tauler
ieselben Grundsätze der Religiosität in mehreren
Abhandlungen niedergelegt, die aber weniger
ekannt geworden sind, als seine Predigten s).

Freunde, Verehrer, und Schüler Tauler's
emühten sich, mit ihm zu wetteifern im natürli-
hen, treffenden, und kraftvollen Ausdrucke religiö-
ser Begriffe und Gefühle. Unbekümmert um Schön-
heit

die damit verbundene mystische Empfänglichkeit für die Einwirkung Gottes noch subtiler ausgedrückt ist, findet man abgedruckt in Hrn. Petersen's öfter schon angeführten Preisschrift. Da sind auch mehrere der neuen Wörter zu finden, durch die sich Tauler verständlich zu machen suchte.

rr) Ich kann nicht umhin, da das merkwürdige Buch in seiner ursprünglichen Gestalt so selten ist, noch eine Stelle, aus der 44sten Predigt, mitzutheilen.

— Und also hat got alle creatur gemachet wircklich ym selber geleich, den hymel, die sonnen, die sterne, vñ über alle ding ferr den engel, den menschen, iglichs nach seyner weiß. Es ist nyndert so ain klaines blümlein, noch blätlein, der groß himel, die sonne, die sterne, vñ auch der mon, es wirkt alles darein, vñ vor allen dingen gott mit im selber. Solte dest der edel, nach gott gebildet mensch nicht wircklich sein nach got in gott gebildet, nach seinen krefften vnd im gleich nach seinem wircken? Die edel vernunftig creatur muß vil adelicher wircklich sein, dann die vnuernünftigen creaturen.

s) Die Predigten Tauler's sind öfter in neueres Deutsch übertragen, besonders im siebzehnten J. H. und noch drei Mal zu Anfange des 18ten. Ein Verzeichniß mehrerer der neuen deutschen Wörter, die aus dieser Schule stammen, findet man in Hrn. Petersen's Preisschrift.

heit des Styls, thaten sie der deutschen Prose wesentlichere Dienste, als die nüchternen Phrasenkünstler späterer Zeiten es vermochten. Die Reinheit des Herzens, nach der sie strebten, schien ihnen in einer reinen Sprache sich natürlicher zu zeigen, als in einem barbarischen Gemenge deutscher und lateinischer Wörter und Wendungen. Der Briefe Heinrich's von Nördlingen, der zu dieser Schule gehörte, soll unten weiter gedacht werden.

Didaktisch im strengeren Sinne, als die Prose Tauler's, ist diejenige, die man in einem moralischen Werke des Otto von Passau findet. Dieser Geistliche, Lesemeister oder Lector in einem Barfüßerkloster zu Basel, ein Zeitgenoß von Tauler, endigte im Jahre 1386 ein Buch, an dem er lange gearbeitet hatte. Er nannte es Die vier und zwanzig Alten, oder Der güldene Thron t). Hundert und vier Autoren zählt er auf, die er gelesen und bei der Ausarbeitung dieses Buchs benutzt habe. Unter ihnen nennt er auch den Plato, den Aristoteles, den Seneca, den Valerius Maximus. In vier und zwanzig Abtheilungen läßt er vier und zwanzig alte Männer oder Aelteste eine Hauptsumme der christlichen Tugenden vortragen. Das Buch ist reich an edlen Empfindungen und gesundem Verstande. In der Geschichte der

t) Auch dieses seltene Buch habe ich vor mir nach der Ausgabe, die zu Augsburg im J. 1480 in folio gedruckt ist. Auf die Inhaltsanzeige und die Vorrede folgt der eigentliche Titel: Diß Buch ist genannt die vier und czweinczig Alten oder der gulden Tron, gesetzet von Bruder Otten von Passowe ff. Die Ausgabe ist mit ausgewählten, nicht schlechten Holzschnitten geziert.

er schönen Litteratur verdient es eine ehrenvolle Erwähnung, weil es zu den frühesten Erscheinungen einer didaktisch gebildeten Prose in deutscher Sprache gehört. Otto von Passau schreibt freilich in wenig gezwungen, und überhaupt nicht schön, aber doch im Ganzen so gut, wie drei hundert Jahr später nicht leicht ein deutsches Buch geschrieben wurde. Gegen die Anordnung der Materien in seinem Werke ist vieles zu erinnern; aber sein Styl ist selbst in der Gezwungenheit nicht gemein, und verräth ein Streben nach höherer Bildung u).

Es läßt sich kaum bezweifeln, daß unter den Schriften der deutschen Asceten und sogenannten Mystiker aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert

u) Ich wähle aus der Mitte des Buchs (Blatt 102) eine Stelle, in der man leicht den Anhänger Tauler's erkennt.

— "Und also geet sy (die Liebe) auf in götlicher begierde, so wechst sy auff darnach. So in gemüte verschwendett wirt rost aller missetat, so keret sy auf jr gemüt in einen klaren spiegel klarer schauung, darjñ jm begegend eyn fremde erleuchtung vñ pildung, des sy vor nye empfunden het. Und deñ so wundert sich das gemüte, daz im das verborgē ist, vnd freuet sich, daz das sy das in jm fundē hāt, vñ spehet im, ye baß vñ ye baß, vñ ye tieffer, vñ ye tieffer nach mit aller begierdē; vnd dz ist auch wachsen in weißheit vn in liebē. Wañ als der stam stat auf seinen wurtzeln vñ all est vñ pletter, vñ frücht steent auff den stammen, also ist lieb ein aufenthalt aller weißheit; und wo lieb mit ain ist, da schetzet man weißheit (nehmlich alle übrige) ein torheit. Weysheit grünet in zuversicht und betreugt niemand, ꝛc. — Die Bedeutung der veralteten Ausdrücke ist leicht zu errathen.

hundert sich noch mehrere finden, die aus dem Dunkel der Bibliotheken auch in ästhetischer Hinsicht hervorgezogen zu werden verdienen. Daß die Jünger der Brüderschaft der ewigen Weisheit, wie diese Ascceten und Mystiker sich in der Folge nannten, noch im funfzehnten Jahrhundert dieselbe Sprache schrieben, die unter ihnen im Zeitalter Tauler's eingeführt war, sehen wir aus einem bekannt gemachten Bruchstücke einer auf der Hofbibliothek zu Dresden befindlichen Handschrift x).

Im funfzehnten Jahrhundert schrieb der vortreffliche Albrecht von Eybe sein Ehestandsbuch; auch eines der Bücher, die vor vielen andern der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen y). Albrecht von Eybe war, wie er von sich selbst berichtet, beider Rechte Doctor, Archidiakonus zu Würzburg, und Domherr zu Bamberg und Eichstädt. Sein Buch über den Ehestand übersandte er als Neujahrsgeschenk an den Rath und die Gemeine der Stadt Nürnberg im Jahre 1472; und in demselben Jahre wurde es zu Nürnberg gedruckt. Mehrere Mal ist es noch vor dem Ende des

x) Ein Document der Schreibart dieser Jünger der ewigen Weisheit aus dem funfzehnten J. H. ist zu finden in Meißner's und Canzler's Quartalschrift für ältere Litt. und neuere Lectüre, Jahrgang 1783. St. I. Seite 88.

y) Ein gemeinschaftlicher Titel der Ehestandsschriften des Alb. v. Eybe ist mir unbekannt. Ich kenne sie nur aus der sehr seltenen, vermuthlich ältesten Ausgabe, Nürnberg, 1472, in 4., die der Stadt Nürnberg zugeeignet ist. An der Stelle des Titelblatts steht die Zueignung. Dann folgt das Verzeichniß der drei Theile des Buchs und die Anzeige ihres Inhalts.

es funfzehnten Jahrhunderts aufgelegt. Dann hat es sich aus den Augen des Publicums verloren, und ist zur litterarischen Seltenheit geworden. Der Inhalt zerfällt in drei Theile. Im ersten wird die Frage beantwortet, ob ein Mann überhaupt heirathen soll, oder nicht. Dann wird gehandelt von der Liebe und Keuschheit der Eheleute; von der Schönheit und Fruchtbarkeit der Frauen; von der Sorge für die Kinder; von wohlredenden und zornigen Weibern. Im zweiten und dritten Theile werden andere Ehestandsangelegenheiten eben so unsystematisch verhandelt. Aber ungeachtet des Mangels an systematischer Ordnung umfaßt das Buch so ziemlich Alles, worauf ein vernünftiger Mann bei der Betrachtung der ehelichen Verhältnisse Rücksicht nehmen kann. Zur Schule der Asceten und Mystiker gehört dieser Domherr nicht. Er ist heiter und zum Scherze geneigt; obgleich im Ganzen von strengen sittlichen Grundsätzen, doch in Kleinigkeiten sehr nachsichtig. Mehrere alte und neuere Schriftsteller hat er glücklich benutzt. Didaktische Trockenheit kann ihm in keiner Hinsicht vorgeworfen werden. Auch mit kleinen Geschichten hat er seine Betrachtungen und Lehren durchwebt. Einige dieser Geschichten sind so vortrefflich erzählt, daß sie, außer einer reiferen Eleganz, fast nichts zu wünschen übrig lassen [2]). Aber auch sein altväterisch-didaktischer Styl ist kräftig

2) Eine dieser artigen Novellen aus dem Ehestandsbuche des von Eybe ist wieder abgedruckt in Leonh. Meister's Beiträgen zur Gesch. der deutschen Sprache ꝛc. Th. I. Seite 143.

kräftig und leicht [a]); und wo dieser Schriftsteller mit Wärme spricht, zum Beispiel wo er das Lob der Ehe verkündigt, werden seine Perioden numerös und nehmen einen wahrhaft oratorischen Schwung [b]).

Ehe noch Luther auf die Bildung der deutschen Prose gewirkt hatte, schrieb der große Künstler Albrecht Dürer seine Anleitung zur Geometrie, Zeichenkunst, und Fortification;

a) Z. B. räsonnirt er über das Verhältniß der Liebe des Mannes zur Liebe der Frau auf folgende Art:

Herflissende und schnelle lieb dye gewinnet gemeinlich einen pösen außgang vñ erkaltet balde. Das geschicht mer auß schulde des mannes, dan der frawen. Ein frawe, die ir lieb im anfange dem manne nit üsprechen wil, vñ schwere macht, als balde sie die lieb hat zugesaget vnd in ir hercz genumen, so ist inbrunstiger vñ steter dye lieb der frawen, vnd vberwindet den man in der lieb. Aber der man, alß eczlich mer mer sein, als balde er der frawen willen hat erlanget, so gedenckt er ym also: Dye frawe ist nach meinem willen geweſt, vñ allczeit sein wirdet. Du wilt außgien, vnd besehen, ob du ein andre auff den klobn bringen mügst vñ gefahen. Und wil ez für ein lobe haben, ie mere er an die zedeln vnd kerben mag gebringen.

b) Z. B. in der Beschreibung des häuslichen Glücks:

So ist auch die Ee ein fröhlichs lustperß vnd süßes ding. Was mag frölicher vnd sußer gesein dann der namen des vaters der muter vnd der kinder, so die hangen an den helsen der eldern, vnd machen süßen kusse von ine empfahē, vnd so beyde eeleüte solche liebe, willen, vnd freuntschafft zu einander haben, was eynes wille, das es auch wölle das ander, vnd was eynes redet mit dem andern, das es verschwigen ist, als het es mit im selbst geredt, vnd da in beyden gutes vñ übel gemeyne ist, das gute dester frölicher, vnd das widerwertig dester leichter!

tion c); ein Buch, das zwar mit der schönen Literatur in keiner näheren Verbindung steht, aber in der Geschichte der deutschen Redekunst nicht übersehen werden darf; denn es zeigt, mit welcher Klarheit, Bestimmtheit und Leichtigkeit schon vor Luther streng-wissenschaftliche Werke in reiner deutscher Sprache geschrieben werden konnten, wenn der rechte Mann sich fand, das Werkzeug, das sich einem Jeden darbot, geschickt zu gebrauchen d).

Das

c) Das Buch hat, nach der neben mir liegenden Ausgabe, gedruckt zu Arnheim, im J. 1604, den Titel: *Opera Alberti Dureri*, das ist, Alle Bücher des weitberühmbten und Künstreichen *Mathematici* und Mahlers Albrechten Dürers von Nürnberg ꝛc. mit Holzschnitten, unter denen diejenigen, die sich auf die Theorie der Zeichenkunst beziehen, durch die frappanteste Wahrheit den großen Meister aussprechen.

d) So wenig ästhetisches Interesse der Unterricht in den Anfangsgründen der Geometrie seiner Natur nach haben kann, so interessant ist es doch, zu sehen, wie zu einer Zeit, da der wissenschaftliche Styl in deutscher Prose seine erste Bildung nach den neueren Formen erhielt, ein Mann, wie Albrecht Dürer, sich ausdrückte. Sein Unterricht in der Geometrie fängt so an:

Im anfang thut not, so man die jungen messen will leren, das sie wissen, was der grund sey, daraus man myst, vnd wie da gemessen werdet. Es sey eyn verdachts oder forgemachts ding. Dreyerley ding sind zu messen, erstlich ein leng, die weder breyt noch dick ist, darnach eyn lenge, die eyn breyten hat, zum dritten ein lenge, die ein breyten vnd dicken hat. Diser aller ding anfang vnd end sind punckten. Aber eyn punckt ist ein solch ding, das weder Größ, Leng, Breyt, oder Dicken, hat, und ist doch eyn anfang und ende

Das Verdienst, das Luther sich um die deutsche Prose erworben hat, ist also keineswegs so groß, wie Diejenigen glauben, die von ihm rühmen, er habe in der deutschen Sprache und Litteratur eine ganz neue Bahn gebrochen, oder ein Feld urbar gemacht, das bis dahin wüst gelegen. Der größte Dienst, den Luther der deutschen Redekunst erwiesen hat, ist dieser, daß er der bis dahin noch schwankenden hochdeutschen Gesammtsprache der Nation grammatische Festigkeit gab, und aus der deutschen Litteratur die Dialekte verdrängte *). Das durch ihn vervollkommnete Deutsch kann jetzt vorzugsweise Hochdeutsch genannt werden, weil es immer mehr die herrschende Hauptsprache der Nation wurde. Wäre aber dieses lutherische Hochdeutsch nichts weiter, als churſächsische oder meißnische Mundart gewesen, wie der große Grammatiker Adelung uns hat überreden wollen, so würde es schwerlich ein solches Glück

aller leiblichen ding, die man machen mag, oder die wir in vnsern sinnen erdencken mögen, wie dann die hochverstendigen diser kunst woll wyssen; vnd darumb erfüllt keyn punckt keyn stat, dann er ist unzerteylich, vñ er mag doch aus vnsern sinnen oder gedanken an alle end oder ort gesetzt werden. ꝛc.

Was fehlt dieser Sprache, ungeachtet ihrer altväterischen Formen, an didaktischer Klarheit und Bestimmtheit?

*) Mehrere Stellen in den Tischreden Luther's (Hallische Ausgabe seiner Werke, von Walch, Theil X. XII.) bewahren merkwürdige Gedanken dieses Reformators über Sprache und Styl auf. Besonders gehören hierher das 67ste Capitel, von Schulen, Universitäten und guten Künsten, und das 69ste, von den Sprachen.

Stück bei der ganzen Nation gemacht haben. Luther, der auf die ganze Nation wirken wollte, bemächtigte sich mit der Kraft seines Charakters des Werkzeuges, das er in der längst gebildeten höheren Litteratursprache der Nation vor sich fand. Es konnte ihm nicht wohl einfallen, Deutschland an einen Provinzialdialekt gewöhnen zu wollen, nach welchem die nicht mehr provinzielle Litteratursprache, deren Superiorität schon anerkannt war, für barbarisch gelten sollte. Luther schrieb also in der eingeführten höheren deutschen Litteratursprache seines Zeitalters; aber er vervollkommnete diese Litteratursprache; er folgte, indem er sie an grammatische Bestimmtheit gewöhnte, zum Theil seinem richtigen, das Ziel treffenden Gefühle, zum Theil der Sprache der churſächſiſchen Canzleien, die ohne Zweifel auch schon nach der Gesammtsprache der Nation gebildet und kein gemeiner Provinzialdialekt war f). Für didaktiſche Zwecke

f) In dem oben angeführten Capitel von Sprachen, unter den Tischreden, sagt Luther selbst ausdrücklich: "Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich Beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der ſächſiſchen Canzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Höfe in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe, schreiben nach der sächsischen Canzlei. Darum ist's auch die gemeine deutsche Sprache". — Darin irrte sich nun der wackere Mann. Was hätte die sämmtlichen Reichsstädte und Fürstenhöfe bewegen sollen, der sächsischen Canzleisprache zu folgen? Diese sächsische Canzleisprache mußte sich selbst nach der alten Reichstagsſprache richten, wenn der Churfürst als Reichsvicar auftrat.

Zwecke bildete Luther die Sprache vorzüglich; denn sie sollte ja ein vollkommen taugliches Werkzeug des neuen Religionsunterrichts werden. Selbst der oratorische Ton, den dieser Glaubenslehrer nicht vermeiden konnte, wenn er auf das Volk wirken und seine Gegner bekämpfen wollte, mußte gewöhnlich zum didaktischen herabgestimmt werden, weil die Glaubenslehren als Wahrheiten jedem gesunden Verstande einleuchten sollten. Wahrheit ohne Schminke war dem großen Manne theurer, als Alles. Natürliche und gefällige Klarheit war in seinen Augen der wahre Reiz der Wohlredenheit [g]). Aber bei seinem entschiedenen Streben nach didaktischer Popularität konnte er die Sprache nicht tauglicher machen zur Mittheilung wissenschaftlicher Begriffe. Er selbst war so wenig wissenschaftlicher Kopf, daß er alle weltlichen Kenntnisse fast nur als Mittel schätzte, die Bibel zu erklären, und ihren Inhalt anwendbarer für das praktische Leben zu machen. Dennoch muß Luther auch in der Geschichte der didaktischen Prose der Deutschen mit Auszeichnung genannt werden. Vom Anfange seines Eintritts in die Laufbahn der Kirchenreformatoren bis an seinen Tod im Jahre 1546 strebte er absichtlich, mit unermüdetem Fleiße, und ohne Pedantismus, nach vollendeter Klarheit, Bestimmtheit und Ungezwungenheit des didaktischen Styls. Auf dem Grunde, den er durch seine theologischen

g) Ganz in seinem Charakter sagt er in den Tischreden am a. O.: "Wohlredenheit ist nicht eine gesuchte und angestrichene Schminke der Worte; sondern ist eine feine geschmückte Rede, die ein Ding und Sache fein geschickt klärlich und vernehmlich anzeiget gleich wie ein schön Gemälde".

chen Verhandlungen legte, konnten wissenschaftliche Köpfe fortbauen, auch diejenigen Theile der didaktischen Litteratur, die außerhalb der Sphäre Luther's lagen, in einer männlichen deutschen Prose musterhaft zu erweitern.

Eben so gute deutsche Prose, als Luther selbst, schrieb sein Zeitgenoß und Landsmann Johann Agricola von Eisleben, auch wohl Johann Eisleben genannt. Mit seinem wahren Familiennahmen soll er Schnitter geheißen haben. Er lebte vom Jahre 1492 bis 1566, studirte zu Wittenberg Theologie; wurde ein Anhänger Luther's; war an mehreren Orten protestantischer Prediger; spielte keine unbedeutende Rolle bei den öffentlichen Religionsverhandlungen zu Speier und Augsburg; und starb als Hofprediger und Generalsuperintendent zu Berlin. Mit Luther und den orthodoxen Lutheranern war er mehrere Mal in theologischen Zwist gerathen. In der Geschichte der didaktischen Prose der Deutschen gebührt diesem Theologen eine sehr ehrenvolle Erwähnung. Seine Auslegung deutscher Sprüchwörter ist ein wahres Nationalwerk; eben so interessant durch den Inhalt, als durch die treffliche Sprache. Patriotismus und Liebe zur moralisch-gemeinnützigen Wahrheit bewogen diesen guten Kopf, alte und neuere deutsche Sprüchwörter zu sammeln, so viel er deren finden konnte. Die ersten dreihundert dieser Sprüchwörter gab er mit einem praktischen und historischen Commentare im Jahre 1528, also zu einer Zeit heraus, da Luther's Sprache und Styl selbst noch lange nicht ihre Reife erlangt hatten [h]). Die zweite

h) Eine Zusammenstellung der älteren Sprache Luther's

zweite Sammlung, fünfthalb hundert Sprüchwörter enthaltend, und eben so, wie die erste, commentirt, erschien im Jahre 1529; die dritte, den beiden vorigen ähnlich, und noch fünfhundert commentirte Sprüchwörter liefernd, wurde erst im Jahre 1548 gedruckt i). Mit dem Worte Sprüchwort oder Sprichwort k) nahm es Johann Agricola nicht sehr genau. Auch sprüchwörtliche Phrasen nahm er in seine Sammlung auf, und unter diesen eine merkwürdige Reihe nationaldeutscher Flüche, die zu seiner Zeit üblich waren l). Schon um des Inhalts willen verdiente dieses Buch, als Denkmal des energischen Menschenverstandes der Deutschen von neuem bekannt gemacht zu werden. Aber über denselben Geist, der es hat

sinken

mit der späteren findet man in Adelung's Gesch. der deutschen Sprache, und in Hrn. Petersen's Preisschrift.

i) Die älteste Ausgabe der ersten Sammlung wurde noch in demselben Jahre in einer niederdeutschen Uebersetzung bekannt (Magdeburg, 1528.). Ich kenne nur die vollständige hochdeutsche Ausgabe aller drei Sammlungen. Die erste Sammlung: Drethundert Gemeine Sprichwörter ꝛc. durch Dr. Johannem Agricolam von Eisleben, dem Churfürsten Johann Friedrich zugeeignet, gedruckt zu Zwickau im J. 1529; die zweite Sammlung, gedruckt zu Hagenau; und die dritte ohne Druckort. Vergl. Koch's Compendium, Th. I. Seite 77.

k) Im sechzehnten J. H. schrieb man nach Belieben Sprüchwort und Sprichwort. Mag das Wort auch etymologisch von Sprechen abstammen, so sind doch die meisten Sprichwörter zugleich Sprüchwörter d. i. Sprüche oder Sentenzen.

l) Die meisten dieser schmählichen Flüche finden sich in der zweiten Sammlung.

sehen lassen, klagte Agricola schon, als er die Vorreden schrieb. Die Gelehrten und die höheren Stände der Deutschen seiner Zeit trifft besonders der Vorwurf, den Agricola der deutschen Nation macht, "daß sie ihre eigene Sprache fast für nichts achte". Aber auch die übrigen Stände konnten wohl nicht leugnen, daß sie, wie er ihnen vorwirft, des Ruhms der Vorfahren uneingedenk, "auf fremder Nation Wesen, Sitten, und Gebehrden gafften m)". In der Auslegung der Sprüchwörter mag

m) Bei mehreren Gelegenheiten wirft Agricola den Deutschen seiner Zeit ihre Vernachläßigung des Einheimischen und ihre Nachäffung des Fremden nachdrücklich vor. Schon in der Zueignung der ersten Sammlung an den Churfürsten von Sachsen Johann Friedrich äußert er sich über diese Nationaluntugend so:

Es bewegen mich aber (die deutschen Sprüchwörter zu sammeln) hierzu fürnemlich zwo vrsachē; die erste, das, wer diese sprüche haben würde, der würde die gantze deudsche sprache haben, welche sprach wir Deudschen so gar für nichts achten, das sie auch fast gefallen ist, und niemands, odder gar wenig leut sind, die deudsch reden können (nehmlich gutes). Alle Nation haben ihre zungen vnd sprachen ynn regeln gefasset, auch ynn yhre Cronicken vnd handelbücher verzeichnet, wo etwas ehrlichs vnd mandlichs gehandelt, odder etwas künstlichs vnd etwas höfflichs ist geredt worden von yhren. Alleine wir Deudschen sind Deudsche, haben solchs vergessen, das vnser geringe geachtet, wie ehrlich es auch gewesen, vnd auff andere leutte vnd fremder Nation wesen, sitten vñ geberde gegaffet, gleich als hetten vnsre alten vnd vorfaren nie nichts gehandelt, geredet, gesetzt vnd geordnet, das yhnen ehrlich vnd rühmlich nachzusagen were; so doch, wie diese Sprichwörter ausweisen, vnsere vorfaren, gar erbare, tapffere vnd weise leutte gewesen sind.

mag Agricola den wahren Sinn öfter verfehlt haben; und nicht alle seine Bemerkungen sind der Aufbewahrens werth; aber im Ganzen empfiehlt sich der Commentar nicht nur, wie die Sprüchwörter selbst, durch die Kraft des gesunden Verstandes, der diese Bemerkungen machte; auch die Sprache Agricola's ist für jene Zeiten so correct, und sein Styl hat, der altväterischen Wendungen und Phrasen ungeachtet, eine so männliche Bestimmtheit und Leichtigkeit, daß man diesen Schriftsteller zu den vorzüglichsten der älteren deutschen Prosaisten zählen muß n). Wie genau er mit den deutschen Dichtern und Schriftstellern der früheren Jahrhunderte bekannt war, sehen wir aus der Vorrede und mehreren Stellen seines Buchs. Den Renner des Hugo von Trymberg hat er fleißig benutzt o).

Johann

n) Zu einer kleinen Probe aus dem seltenen Buche muß sich hier noch Platz finden.

Ist doch ein wort kein pfeyl nicht.

Droben ist gesagt: Wer alle ding verfechten will, der muß nimmer kein schwert einstecken. Und sollt ein yeder des, das von yhm geredet wirt, (sich) annemen, der müste leniger leben, denn so lang solt er enden. Darumb soll man vil fur ohren vnd augen gehen lassen; den ein wort ist kein pfeyl. Ist es nicht war, so schütte den rock, so fellt es ab. Denn es heyßt: Huete dich vor der that, der lügen wirt wol radt. Redet dir einer zu nahend, er hat dir darumb kein loch odder wunden gehawen odder gestochen. Wenn es aber ein pfeyl were, so brechte es deinem leibe schaden, vnd alsdenn were es zeyt, dich zur were zu setzen. Sonst ist ein wort ein wort. Es schader nicht groß. Verachte du es nur. Suche das wort. Laß yhn reden, was er wil; er hat darumb nicht was er wil.

o) Gegen das Ende der dritten Sammlung dieser Sprüchwörter sind lange Stellen aus dem Renner eingerückt.

Johann Agricola fand als Sammler und Commentator deutscher Sprüchwörter einen Nachfolger in Sebastian Franke, auch einem der protestantischen Theologen jener Zeit, die durch besondere Meinungen Aufsehen erregten, und das lutherische Symbolum nicht unbedingt anerkennen wollten. Er war geboren zu Donauwörth in Schwaben; führte ein unstätes Leben; neigte sich zu der Partei der Wiedertäufer; wurde von den meisten christlichen Religionsparteien in Deutschland verketzert wegen seines Versuchs, die alte Lehre von der Weltseele mit dem Christenthum zu vereinigen. Die Periode seiner lebhaftesten schriftstellerischen Thätigkeit fällt zwischen die Jahre 1528 bis 1545. Auch er klagt die Deutschen an, daß sie ihre Sprache vernachlässigen und sich "an fremden Dingen vergaffen". Als Geschichtschreiber wird er unten noch ein Mal genannt werden müssen [p]). Sebastian Franke'ns Art, die deutschen Sprüchwörter zu commentiren, unterscheidet sich sehr von der des Agricola. Sein didaktischer Styl ist selbst sprüchwörtlich, lakonisch, und witzig. Er weiß Sprüchwörter aus Sprüchwörtern hervorzulocken. Zur Abwechselung räsonnirt er aber auch ausführlicher über ein Thema [q]). Am Style scheint ihm übers

p) Nachweisungen über Sebast. Franke findet man in Koch's Comp. Th. I. Seite 76. Die älteste Ausgabe seiner Sprichwörter ist die Frankfurter vom J. 1541. Die ich vor mir habe, ist die Züricher vom J. 1545, in schwäbischem Dialekte.

q) Hier ist eine Probe seiner Manier, nach der Ausgabe in schwäbischem oder Züricherischem Schweizerdialekte.

Es

überhaupt weniger gelegen gewesen zu seyn, als an einem Reichthum von kräftigen Gedanken [r]). Doch muß er wegen seines didaktischen Lakonismus auch in der Geschichte der älteren deutschen Prose ausgezeichnet werden. In seinen theologischen Abhandlungen scheint er die Sprache Tauler's nachgeahmt zu haben [s]).

An der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sollte man in der didaktischen Litteratur der Deutschen die ersten guten Wirkungen der Prose Luther's wahrzunehmen erwarten. Aber gerade in dieser Zeit, von Luther's Tode bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, waren die guten Köpfe in Deutschland so von theologischen Zänkereien eingenommen, daß der Satyriker Fischart der einzige

Es wirbt und bůlet mancher vm ein wyb, ist jm aber nit bescheert. Ein ander fürt sy zur kilchen. Mancher arbeitet und thut vil, ein ander aber trittet in sin ernd. Die die muy habēd mit den kuyen, genießend jren am wenigsten: vnd den eßlen, die korn zur můly tragēd, wirt die sprůwer. Die rossz, so den haber buwend, frässend am wenigsten, sonder die reisigen, fulen, vnnützen cabal, die allein ein burde der erden sind, zum pracht dienend, als die müssiggenger, vnnd der ful huff, denen wachßt das jren vnder der studen, vnd gehört allweg der fulisten suw der gröst dräck: vrsach, der fulen müssigen narren ist kein zal, so schyst der tůfel nun vff den großen huffen. Also daß daruon die sprůchworter erschallend: Einem müssiggenger gehörend allweg zwey brot: ursach, er hat sunst nůt zethůn, dann das er der kuchen vnd kellers warte, vnd kein kurtzwyl dann essen vnd trincken.

r) Lessing exerpirte ihn deßwegen. S. Lessing's Leben, Th. III. Seite 237.

s) S. die ausgehobenen Stellen in Hrn. Petersen's Preisschrift.

ige Schriftsteller ist, nach dessen Werken man sich noch ein Mal umsehen muß, wenn man gute didaktische Prose in der deutschen Litteratur aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sucht. Ganz ohne Scherz und Satyre konnte Fischart nie schreiben [t]). Aber sein philosophisches Ehezuchtbüchlein, meistens nach dem Plutarch, ist doch voll nachdrücklichen und sehr verständigen Ernstes [u]). Der Styl ist ein wenig verworren; aber kräftig und nicht vernachlässigt [x]). Die Abhandlung verdient einen Platz neben dem Ehestandsbuche des Albrecht von Eybe.

III. Nicht ganz mit demselben Glücke, wie die didaktische Prose, blühte die historische in der deutschen Litteratur des vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts auf. Aber sie machte doch Fortschritte, die nicht vermuthen ließen, daß sie im siebzehnten Jahrhundert bis zum Ekelhaften geist- und geschmacklos werden würde.

Noch im vierzehnten Jahrhundert wurden deutsche Chroniken nach alter Art in Reimen geschrieben [y]). Mit den ersten Decennien des funfzehnten Jahrhunderts fängt eine Reihe mehr, oder

t) Vergl. oben, Seite 451.

u) Dieses Philosophische Ehezuchtbüchlein oder die vernunftgemäße naturgeschеidte Ehezucht, samt der Kinderzucht, von Fischart, ist gedruckt zu Straßburg im J. 1595.

x) Proben und Auszüge sind zu finden in Leonh. Meister's Beiträgen ꝛc. Th. I. Seite 235.

y) Vergl. Koch's Compendium, Th. I. Seite 53. Von der merkwürdigen in Prose geschriebenen Limburgischen Chronik, aus dem 14ten J. H., ist oben Seite 292. hinlängliche Nachricht gegeben.

oder weniger intereſſanter Chroniken an, die in deutſcher Proſe, aber in Provinzialdialekten, geſchrieben wurden. Die niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Chroniſten bedienten ſich der niederdeutſchen Provinzialdialekte. Auf die damals entſtehende Geſammtſprache der Nation nahmen ſie weniger Rückſicht, als die didaktiſchen Schriftſteller, weil ſie zunächſt nur für ihr ſpecielles Vaterland ſchrieben. Von hiſtoriſcher Kunſt im höheren Sinne hatten ſie keinen Begriff.

Ein Beiſpiel, wie noch in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts die Poeſie, nicht die Reimkunſt, zur Bildung der Hiſtoriographie mitwirken konnte, giebt die thüringiſche Chronik von dem Prieſter zu Eiſenach, Johann Rothe, der oben unter den Dichtern genannt iſt [z]). Dieſer Geiſtliche hatte den, für ſein Zeitalter ſeltenen, kritiſchen Tact, zu bemerken, was der wahre Geſchichtſchreiber von dem Dichter annehmen darf. Er ſchmückte nicht ſeine Erzählung durch ſchimmernde Bilder und Phraſen; aber er übertrug diejenigen Reize der Darſtellung, die der Poeſie nicht ausſchließlich eigen ſind, mit Verſtand und richtigem Gefühle in ſeine übrigens gewöhnliche Chronikenproſe [a]).

Chroni-

z) Vergl. oben, Seite 331 und 339. — Rothe's thüringiſche Chronik iſt zu finden in Menken's Scriptores rerum Germanicarum, Tom. II.

a) Die folgende treffliche Stelle aus der Schilderung des Charakters des Landgrafen Ludwig hat auch Hr. Peterſenj in ſeiner Preisſchrift angeführt. Man ſtoße ſich nur nicht an der veralteten Sprache.

„— Deſ-

Chronisten wie Eberhard Windeck, Verfasser einer Geschichte des Kaisers Sieginund [b]), oder wie die Verfasser mehrerer niederdeutschen Chroniken zur Geschichte des Hauses Braunschweig [c]), trugen das Ihrige dazu bei, die deutsche Sprache immer mehr an eigentliche Historiographie zu gewöhnen. Aber in der Geschichte der schönen Litteratur können alle diese und ihnen ähnliche Chroniken nur beiläufig genannt werden. In diese Reihe gehören auch die Schweizer-Chroniken von Diebold Schilling [d]) und Petermann Etterlyn, und so manche andere historische Schriften in deutscher Sprache aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Auf

[c] — Dessir Lantgrafe Lodwig waz gar eyn clarer jungiz forste, eyn liplicher jungeling, und eyner zamelichen wanderunge, eynes heiligin lebins. Do her vbir syne blumindin jofunt zeu vornunftigen aldir quam, do waz her zeu male gutlichen wedir eynin iclichin; wan yn ime luchtin alle toginde. Her waz von libe eyn wol gesicketer man, nicht zeu lang, noch zeu kort, zeu male mit schonen forstlichin geberdin, in gnediger zeuversicht. Sin angesich waz frölich, syn antlize subtirlich. Vnde ez waz nymant, der en sach, her worde eme gunstig. Her waz schemel mit synen wortin, gezuchtig mit synin geberdin, reynlich unde kusch mit syme libe, warhaftig mit syner rede, getruwe in syner fruntschaft, forstlich mit syme rethe, unde menlich in syme widirsatzee, vorbedechtin in synen globedin, gerecht mit syme gerichte, milde mit syme belonen; unde was man toginde gesagin kan, der gebrach eme nicht.

b) In Menke's Scriptor. rer. Germ. Tom. I.

c) In Leibnitz'ens Scriptores rer. Brunsvicensium, Tom III.

d) Vergl. oben, Seite 308.

Auf welcher Stufe noch zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die historische Kunst bei Deutschen stand, wenn sie sich mit besonderem Glanz hervorthun wollte, zeigt der Weiß-Kunig, oder Weisse und weise König, ein historisches Werk, das der Kaiser Maximilian I. selbst entworfen, und Markus Treizsauerwein, Secretär dieses Kaisers, ausgeführt hat e). Es enthält die Geschichte der beiden Kaiser, Friedrich's III. und seines Sohnes Maximilian, in einer geheimnißvollen Umhüllung. Das Werk ist ein historisches Gegenstück zu dem Teuerdank, der auch einen Theil der Lebensgeschichte Maximilian's "in verborgener Gestalt" der Nachwelt überliefern sollte. Einen Roman darf man den Weissen König nicht nennen; denn die Begebenheiten selbst scheinen mit historischer Gewissenhaftigkeit zusammengetragen zu seyn. Aber den Reiz des Romans sollte dieses sonderbare historische Werk durch die Einkleidung erhalten. Keine Person, kein Land, keine Stadt, wird mit dem rechten Nahmen genannt. Die Staaten sind durch Farben angedeutet. Der weisse König ist der deutsche Kaiser; daher zum Theil der Titel des Buchs. Doch wird im Buche selbst der Nahme Weiß-Kunig auch auf die Weisheit Maximilian's und seines Vaters bezogen. Der blaue König ist der König von Frankreich.

e) Dieses merkwürdige Buch, das lange Zeit nur in der alten Handschrift zu Wien vorhanden gewesen, ist zum ersten Male gedruckt unter dem Titel: Der Weiß Kunig. Eine Erzehlung von den Thaten Kaiser Maximilian I. u. s. w. Wien, 1775. in folio. Beigefügt sind 237 Holzschnitte von Hans Burgmaier, einem Schüler Albrecht Dürer's.

nich. Die braune Gesellschaft sind die rebellischen Niederländer. Noch durch andere kleine Künste sind einige Staaten unkenntlich gemacht worden. Ohne Zweifel galt diese Umhüllung der historischen Wahrheit damals für geistreich; und als ein Denkmal des Geschmacks aus jenen Zeiten muß der Weisse König in der Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen beiläufig angezeigt werden. Uebrigens kann er nur den Geschichtforscher besonders interessiren. Die Sprache ist, wie in Teuerdank, östreichischer Dialekt; der Styl die gewöhnliche Chronikenprose; doch an einigen Stellen nicht ohne Bildung f).

Der vorzüglichste deutsche Geschichtschreiber des sechzehnten Jahrhunderts unter denen, die in ihrer Muttersprache geschrieben haben, ist in jeder Hinsicht der Baier Johann Thurnmayer von Abensberg, nach seiner Vaterstadt genannt Aventinus. Er war geboren im Jahre 1466; widmete

f) Der Anfang des Werks mag als Probe des Styls dienen.

"Es was ain sonnder edler Kunig, bei seiner zeit, der höchst in der kuniglichn Ee auf Erttrich, auch mast großmechtig an kunigreich, lande und leuten, und von hoher art, großer vernunft, besonder furschtigkeit und sanftmuetiger Waishait. Darum ime in seinem alter von allem volkh ainhelliglich der nam gegeben und gehaissen wardt: der alt weiß kunig. Wann er mal und kunigklichen regieret, und zu ainem genugsamen alter kom, und in der Zeit seiner rechten mannsjugent, verwilliget er sich gegen seinen fursten seines kunigreich, und gegen alle landschaften aller seiner land, zu heiraten. Und schicket darauf aus gehaimt vertrawt Boten wait und prait u. s. w.

mete sich mit Eifer allen liberalen Studien; studirte, nachdem er auf der vaterländischen Universität zu Ingolstadt studirt hatte, auch die Universität zu Paris; ging dann nach Wien; hielt Vorlesungen über alte Redner und Dichter; beschäftigte sich auch fleißig mit der Mathematik. Nachdem sein Geist durch alle diese Studien schon vielseitig gebildet war, wurde er Erzieher oder, wie man damals sprach, Zuchtmeister baierischer Prinzen, machte mit diesen Prinzen eine gelehrte Reise durch Italien; kam mit einer Menge neuer Kenntnisse zurück, und widmete sich nun, schon ein Mann von reifem Alter, mit besonderer Vorliebe dem Studium der vaterländischen Geschichte. Seine Landesfürsten sorgten dafür, daß ihm in Baiern alle Alterthümer, Archive, und Bibliotheken zugänglich wurden. So patriotisch er gesinnt war, schrieb er doch seine große baierische Chronik, in die er die allgemeine Geschichte von Deutschland und sogar einen Theil der Weltgeschichte zu verweben suchte, zuerst in lateinischer Sprache. Aber er selbst übersetzte nachher sein eigenes Werk in das Deutsche, und vervollkommnete es in dieser Uebersetzung durch Verbesserungen und Zusätze. Noch einige historische Werke schrieb er deutsch. Er starb im Jahre 1534 g). Aventin's Nahme müßte in der Geschichte der deutschen Historiographie mit auszeichnender Achtung genannt werden, wenn auch Sprache und Styl in seinen Werken weniger Aufmerksam-

g) Alle diese und noch mehrere biographische Notizen finden sich hinter der Vorrede der Ausgabe: Johannis Aventini des Hochgelarten weitberümbten Beyrischen Geschichtschreibers Chronica, zu Frankf. a. M. 1566. in folio.

merksamkeit verdienten. Aventin ist der erste Deutsche, der die historische Kunst in seiner Muttersprache mit wahrhaft pragmatischem Geiste, und in das Große, ausübte. Die historische Kritik mag vieles gegen diese baierische Chronik erinnern. Wo von der älteren Geschichte die Rede ist, nimmt Aventin auch Fabeln unter die Wahrheiten auf. Auch die Anordnung der Materialien ist nicht mustherhaft. Der welthistorischen Abschweifungen sind gar zu viele. Dafür aber hat die Chronik, die zunächst nur die Geschichte Baierns enthalten sollte, gewissermaßen ein welthistorisches, besonders aber, weil sie die ganze Geschichte der Deutschen pragmatisch berührt, ein nationaldeutsches Interesse. Ein kräftiger, heller, vielumfassender Verstand spricht aus dem ganzen Werke. Es ist mit Patriotismus und moralischer Wärme geschrieben. Ueberall bemerkt man den günstigen Einfluß des Studiums der alten griechischen und römischen Historiker, besonders des Tacitus. Treffliche Reflexionen sind in die Erzählung eingestreuet. Aventin würde ein classischer Geschichtschreiber geworden seyn, wenn er in der deutschen Litteratur Vorgänger gehabt hätte, deren der Classiker immer bedarf. Sein Styl ist chronikenmäßig, aber weder vernachlässigt, noch gemein. Seine Sprache ist eine treffliche Modification der hochdeutschen Gesamtsprache, die schon vor Luther vorhanden war. Nach Luther sich bilden, konnte Aventin, der der alten Kirche zugethan blieb, um so weniger wollen, da er älter war, als der Reformator [h]).

Der

h) Es ist nicht leicht, eine Stelle auszuheben, die den

Der nächste Platz nach Aventin in der Reihe derjenigen deutschen Geschichtschreiber des sechzehnten Jahrhunderts, die in ihrer Muttersprache geschrieben haben, gebührt dem geistvollen Sebastian Franke, der schon oben unter den didaktischen Schriftstellern genannt ist hh). Seine Welt-Chronik oder Universal-Geschichte ist die erste ihrer Art in der deutschen Litteratur hhh). Franke selbst dachte mit Recht groß von diesem Werke.

Styl Aventin's besonders charakterisirt. Hier ist ein gutes Glück eine aus der Mitte des Werks. Der patriotische Baier erzählt, wie der Herzog von Baiern Thessel (Thassilo) und Carl d. G. wieder uneinig wurden.

"Den Haunen, so under der Enns saßen, hinab in Oesterreich, gefiel nicht, daß ir Nachbauwer und guter freundt Herzog Thessel mit König Carl ein friedt angestossen hett. Sie meinten, es were vber sie angesehen, und ein angelegter thurn wider sie. Demnach legten sie sich an die Enns mit grossem volk, machten ein landwehr, würffen auf ein tiefen, weiten, langen graben, daruber man in ir land nit kommen mocht. Denen zogen entgegen, auch mit grossem volk, die Bayern. Lagen gegen einander, theten doch beyder theil dem Bauwersvolk nichts, hetten etliche scharmützel mit einander, nam einer dem andern das seine. Lagen also still".

Wie schön zeigt sich in dieser einfachen und bestimmten Sprache der Einfluß einer unpedantischen Nachahmung der alten classischen Geschichtschreiber!

hh) Vergl. oben Seite 507.

hhh) Sie hat den Titel: Chronica Zeytbuch und geschichtbibel von Anbegyn biß an diß gegenwertig MDXXXI jar ꝛc. durch Sebastianum Franken von Wörd; nach der neben mir liegenden Ausgabe, Straßburg, 1531, in folio.

Werke. Bescheiden, aber mit Selbstgefühl, rühmt er sich des Verdienstes, durch unermüdeten Fleiß aus allen Geschichtbüchern, die er gelesen, diese Weltgeschichte zusammengetragen und in ihr ein gemeinnütziges Buch geliefert zu haben, desgleichen, wie er glaubte, auch in lateinischer Sprache bis dahin "auf Erden nicht zu finden gewesen". Aus Patriotismus bediente er sich nicht der lateinischen Sprache. Was man Pragmatismus in der Historiographie nennt, war das letzte Ziel aller seiner historischen Forschungen und Darstellungen. Daß man durch diese Weltgeschichte "aus Anderer vielfältigen Thorheit Weisheit schöpfen" solle, sagt er sogleich zu Anfange des Werks, obgleich mit dem bedenklichen Zusatze der Besorgniß, daß doch nicht leicht jemand anders, als durch eigenen Schaden, weise werde. Um den Lauf der Welt recht sichtbar im Ganzen zu zeigen, nachdem er von der Schöpfung ausgegangen, glaubte Franke, zum Beschlusse seines Werks auch vom jüngsten Gerichte sprechen zu müssen. Die Auswahl der Materialien, die er zusammengetragen hat, die Anordnung des Ganzen, die Art der eingemischten Betrachtungen, alles dieses, und noch mehr der Mangel historischer Kritik, zeigt überall den sehr unvollkommenen Anfang der historischen Kunst in Deutschland. Aber nicht nur als die erste in der deutschen Litteratur verdient diese Weltgeschichte ausgezeichnet zu werden; sie empfiehlt sich auch durch die, in jenen Zeiten sehr seltene, Liberalität der Denkart des Verfassers, der nur das Pabstthum nicht schonen, übrigens aber von jeder Religions- und Staatspartei so viel Gutes sagen zu müssen glaubte, als die historische Gerechtigkeit irgend zu-

lassen wollte [i]). Der Styl dieser Weltgeschichte hat etwas Aphoristisches. Er ist nicht elegant, aber bestimmt und kräftig [ii]).

Eine

i) Wer wird nicht mit Vergnügen Stellen, wie die folgende, bei einem deutschen Geschichtschreiber des sechzehnten Jahrhunderts lesen? Sebastian Franke sagt in der Vorrede von sich selbst:

"Dann es ist kaum ein Heyd, philosophus, oder lerer, der nit etwa ein guts stuck errathen hab, das ich nit darumb verwirff, sunder als sein gold annem, vñ gleich etwz, darin auch mein got in Heyden vñ ketzern sind, lieb vnd ere. Der wie er sein sunne laßt scheinen über gut vnd böß, also schüt er sein güte auß über alle menschen kinder, das yederman von seiner güte zů sagen wiß. Darumb ist mir ein warheit ein warheit, vnd lieb sy, got gebe wer sy sag, auch in ketzern; vnd bit Gott für die übrigen yerthumb, das er sy zůdeck, verzeich, oder entdeck, das sy die erkennen vnd absteen. Vnd bin des yrens vnd fälgreiffens an allen menschen so gwon, das ich keinen menschen auff erden, darumb haß, sunder mich selb, mein ellend vnd condition in jnen bewein, erkenn, flhe ꝛc. vnd darbey gedencken kan, das mir auch noch vil fälet vnd abgeet".

Wie wenige deutsche Christen waren solcher Grundsätze im sechzehnten Jahrhundert fähig!

ii) So erzählt er z. B. von dem römischen Imperator Claudius:

Zůletst hat er sich mit Agrippina, der verlassnen witwe Gnei Domicy, die jn darzů mit fürwitzigen schmeichlen gereitzt, zů der ee vermäheit, welche jm mit gifft das leben stal, damit sy jren sun, wie sy hoffet, vnd geschahe, an das keyserthumb schapfet, im xiiij. jar. Andere schreiben anderst, nemlich, er sey so ein vngeheür mensch gewesen, das jn sein eigne mutter ein greüwel der menschen genent hab, vñ wann sy yemand hat straffen wollen, sprach sy: Du bist nerrischer, dañ mein sun Claudius. Es was ein man mancherley stůk, yetz fürsichtig vnd witzig so gar, das

er

Eine Zierde der historischen Litteratur in deutscher Sprache hätte unter Luther's Zeitgenossen Johann von Sleida, genannt Sleidanus, werden können. Aber er schrieb seine allgemein bekannte und geschätzte Geschichte der Staats- und Religionsunruhen seiner Zeit lateinisch.

Ein interessantes und in mehreren Hinsichten charakteristisches biographisches Denkmal aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ist die Lebensgeschichte des berühmten Ritters Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben [k]). Aber so tapfer und redlich dieser edle Rittersmann war, so barbarisch ist seine Schreibart.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hatte der Keim der historischen Kunst, der in der deutschen Litteratur so kräftig aufgesproßt war, dasselbe Schicksal, das damals alle liberalen Studien in Deutschland traf. Er wurde auf lange Zeit wieder

er viertzig bücher von historien geschrieben hat; underweilen vnberadten vnd schnell; bald freuel, vñ einem vnwitzigen nit vngleich. Sein leben schlug hin vnd her. Yedoch erlanget er groß gunst mit miltigkeit vnd gabreicher hand bey vilen, sunderlich bey sein knechten vnnd hoffgesind.

k) Lebensgeschichte Herrn Gözens von Berlichingen, zugenannt mit der Eifern Hand ꝛc. Zum Druck befördert von *Verono* Frank von Steigerwald, Nürnberg, 1731, in 8. Eine neue Ausgabe soll vom J. 1775 vorhanden seyn. Zu Göthe'ns Schauspiele Götz von Berlichingen hat jene Autobiographie kaum den kleinsten Theil des rohen Stoffs hergegeben.

wieder zur Wurzel niedergebogen und fast erstickt durch die theologischen Zänkereien, zu denen die Trennung der neuen Kirche von der alten fortwährende Veranlassung gab.

IV. Wie früh die oratorische Kunst oder eigentliche Beredsamkeit in Deutschland emporkam, zeigen die Predigten Tauler's, von denen nun ihres didaktischen Interesse willen schon oben die Rede gewesen ist. Solcher Predigten, so unvollkommen sie auch sind, konnte im vierzehnten Jahrhundert keine andere europäische Nation sich rühmen. Aus den innersten Tiefen eines religiösen Gemüths hervorgegangen, regen die Predigten Tauler's dieselben Gefühle auf, die ihr geistiges Element sind. Begeisternd mußten diese Predigten auf diejenigen Zuhörer wirken, von denen sie einigermaßen verstanden wurden. Die übrigen mußten von der ausströmenden Wärme des Gefühls hingerissen werden. Der außerordentliche Beifall, den diese Predigten fanden, war eine natürliche Folge des Verhältnisses wahrer Beredsamkeit zu den reinsten und edelsten Bedürfnissen der menschlichen Seele *kk).

Auf eine seltsame, aber gar nicht widersinnige Art vereinigte sich im funfzehnten Jahrhundert die deutsche Kanzelberedsamkeit mit der didaktischen Satyre. Wer alle Zeitalter mit dem gemeinen Maßstabe des seinigen mißt, der mag in unsern Tagen einen Anstoß daran nehmen, daß Johann Geiler von Kaisersberg, ein Doctor der Theologie, gegen

*kk) Beispiele vom Styl der Predigten Tauler's sind oben angeführt. Die oratorische Kraft dieser Predigten läßt sich nach einzelnen Stellen nicht beurtheilen.

gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts einer der beliebtesten und geschätztesten deutschen Kanzelredner, zu Straßburg hundert und zehn Predigten über das Narrenschiff seines Freundes Sebastian Brand halten konnte [1]). Aber nach den Begriffen jener Zeit hatten Predigten über weltliche Texte, wenn sie nur dem Christenthum gemäß waren, gar nichts anstößiges. In den mittleren Jahrhunderten hatten scholastische Prediger den Aristoteles eben so oft, als die Bibel, von der Kanzel citirt. Weit mehr stimmte es mit dem Geiste und Zwecke populärer Kanzelberedsamkeit überein, die eindringlichen moralischen Kraftsprüche und Lehren eines Sebastian Brand zur Grundlage gemeinnütziger Predigten zu wählen. Das höhere Interesse der Religion litt nichts dabei, wenn zur Abwechselung Predigten gehalten wurden, die bloß moralisch waren; und natürlicher konnte auf die sittliche Bildung des Volks von der Kanzel herab nicht gewirkt werden, als in einer populären Kraftsprache, deren der Witz sich damals so gern zum Vortheile des gesunden Verstandes bediente. Was diese Sprache für neuere Ohren unschickliches hat, wurde damals nicht gefühlt. Soll der Werth moralischer Kanzelreden nach ihrem Nutzen geschätzt werden, so bleibt die Frage, ob jemals Predigten ihren Zweck besser

1) Vergl. oben Seite 341. Notizen über Geiler von Kaisersberg findet man bei mehreren Litteratoren, unter andern bei Flögel in der Gesch. der komischen Litteratur. Band III. Seite 97. Die erste deutsche Ausgabe der Predigten Geiler's über das Narrenschiff hat den Titel: Des hochwirdigen Doctor Kaiserspergs narenschiff so er geprediget hat zu Straßburg ꝛc. Uß Latin in Tütsch bracht. Straßb. 1520.

bessre erreichen konnten, als die von Geiler über Brand's Narrenschiff. Nach der Sitte des Jahrhunderts hat Geiler diese Predigten zwar deutsch gehalten, aber lateinisch aufgeschrieben. Der deutschen Litteratur gehören sie also, wie die von Tauler, nur durch eine Uebersetzung an. Lateinisch waren sie herausgegeben von Jakob Other, einem Schüler Geiler's. Die älteste Uebersetzung ist die vom Franciscaner Pater Johannes Pauli. Sie wurde im Jahre 1520 bekannt, also zu einer Zeit, da die Predigten so, wie Geiler selbst sie gehalten, noch in lebhaftem Andenken waren. Ohne Zweifel hat der Uebersetzer die Ausdrücke beizubehalten gesucht, deren sich Geiler auf der Kanzel bediente. Burlesk ist der Styl dieser Predigten. An niedrigen und schmutzigen Stellen fehlt es ihnen auch nicht. Aber oratorische Kraft ist ihnen eben so wenig abzusprechen, als moralische Eindringlichkeit m). Predigten über biblische Texte, und einige theologisch-moralische Abhandlungen

m) Hier ist eine Stelle aus der Predigt über Brand's Capitel von der Völlerei. Die Narrheiten und Laster werden aufgezählt als Schellen auf der Narrenkappe.

"Nun die ander schel ist Inepta leticia, ein zimliche freud. Es ist umb ein trunckinen menschen als umb ein schiff on ein ruoder, oder on ein schiffmann. Daz schiff wirt von dem wint an alle ort geworffen, daz es etwan zerbricht. Also, wann die vernunfft, die der schiffmann ist, mit dem ruoder in der seele bekümmert ist, so fahet der mensch mancherley an, nach der peinlichheit, und leidlichheit, und eigenschafft des menschen, wie in derselb wind ansicht oder ankumpt. Der wil stechen und hawen, als ein lew. Der ander wil springen und gabeln, als ein aff. Der drit bekotzet sich, ist wüst wie ein suo. Der vierd weinet das trucken ellend, weint sein sünd, will jedermann reformieren, ist ein schaf". —

lungen sind von diesem Kanzelredner auch noch vorhanden.

Die Trennung der neuen Kirche von der alten wirkte im sechzehnten Jahrhundert auf die deutsche Kanzelberedsamkeit mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ermuntert durch Luther's Beispiel, suchten die protestantischen Prediger die katholischen auch als Redner zu übertreffen. Aber der Erfolg entsprach nicht der Bestrebung. So wohl von der protestantischen, als von der katholischen Seite, verdarb eine fanatische Polemik die Kanzelberedsamkeit eben durch dasjenige, was sie vorzüglich beleben sollte. Die stille Würde der Religion schien vergessen werden zu müssen, damit nur jede Partei ihr Symbolum verfechten könne. Gleichgültig gegen das Schöne überhaupt, hatte man auch für oratorische Schönheit fast gar keinen Sinn. Eine gewisse Art von komischer Popularität, die an Geiler von Kaisersberg erinnert, erlaubte sich zuweilen selbst Luther in seinen Predigten a). Nachdem Luther selbst nicht mehr den Ton angab, der von den protestantischen Kanzeln gehört werden sollte, verschmähten mehrere seiner Anhänger auch seine Popularität. Pedantische Witzelei und eine geistlos ausgekramte Gelehrsamkeit galten nun für oratorische Schönheit einer Predigt. Die deutsche Kanzelberedsamkeit artete in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts so aus, daß sie zu Anfange des siebzehnten beinahe Alles in sich faßte, was man im

a) Proben liefert Leonh. Meister in dem historischen Grundrisse der deutschen Kanzelberedsamkeit (Beiträge zur Gesch. der deutschen Sprache und Litt. Th. II. Seite 131 ff.)

im ſtärkſten Sinne des Worts geſchmacklos nennen kann o).

Auf die Kanzelvorträge war die deutſche Beredſamkeit von ihrer Entſtehung an faſt ganz eingeſchränkt. Was die Deutſchen in Staatsverhältniſſen mündlich und auch wohl oratoriſch verhandelten, kam in keine beſondere Verbindung mit der Litteratur. Dafür aber zeigt ſich ein trefflicher oratoriſcher Geiſt in mehreren deutſchen Schriften, die beſtimmt waren, wie eigentliche Reden auf die Gemüther zu wirken. Mehreres von dem, was Hutten in lateiniſcher und deutſcher Sprache hinterlaſſen hat, gehört hierher p). Will man die oratoriſche Kunſt Luther's in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, ſo muß man außer ſeinen Predigten auch die Streit- und Spott-Schriften leſen, durch die er, im Gedränge mit ſeinen Gegnern, ſich Luft zu machen ſuchte. In allen dieſen Schriften erſcheint Luther als einer der beredteſten Männer ſeines Jahrhunderts. Wie ein reißender Strom, der doch immer klar bleibt, ergreift ſeine Beredſamkeit jeden Gegenſtand, den ſie berührt. Alle rhetoriſchen Figuren ſind ihm geläufig. Einige dieſer Streitſchriften zeigen deutlich, daß Luther, wäre er unter andern Verhältniſſen in eine politiſche Laufbahn getreten, ein deutſcher Demoſthenes hätte werden können. Dann würde er ſich aber freilich auch einer gewiſſen

o) Als Beiſpiel dieſer ungeheuern Geſchmackloſigkeit kann die Leichenpredigt dienen, aus welcher Hr. Carl Reinhard die Notizen zur Geſchichte des Dichters Rollenhagen genommen hat. S. oben, Seite 423.

p) Vergl. oben, Seite 443.

gewissen Feinheit haben befleißigen müssen, zu der er von Natur auf keine Art geneigt war q).

V. Unter den übrigen Gattungen deutscher Prose erhielt auch der Briefstyl, schon im vierzehnten Jahrhundert, eine frühe Bildung; und auch diese war das Werk des religiösen Enthusiasmus. Dieselben Jünger der ewigen Weisheit, die sich an Tauler anschlossen und in seine Fuß-

q) Mit der ganzen Fülle seiner oratorischen Kraft und seines Witzes, aber auch seiner Derbheit, vertheidigte sich Luther gegen den Dr. Eck und den oben angeführten Satyriker Thomas Murner; z. B. in folgender Stelle, durch die man an Lessing's Anti-Götze erinnert wird.

"Nun aber ihr die Minorem nicht schützet, und nur die Majorem treibet, und Conclusionem setzt, thut ihr eben wie Baulente zu Babylonien, da man Steine rief, und brachten Wasser. Ich schlage euch an die Köpfe; so verbindet ihr die Füsse. Ich zünde das Dach an; so löschet ihr im Keller. Wie? wollt ihr Fastnachtspiel aus dem Ernst machen? Heisset mich trinken, und ich klopfe an die Kann, daß ihr eins schenkt. Lieben Brüder, trinket ihr aus ledigen Kandeln, und zählet Geld aus leeren Taschen; die Kunst habe ich noch nie gelernet.

Du dräuest auch viel Bücher zu repliciren, und trotzest mit grossem Vorrath deiner Kunst, damit du mich abschrecken willst, und gleich den Sieg auf das lange und viel schreiben stellest, ob du je mit Grund nicht möchtest gewinnen, doch mit der Menge und Länge mich übermögen könntest, dieweil ich schon wohl beladen bin, und du müßiger und lediger Held mich arbeiteten und bemüheten Menschen treiben willt. Warum nimmst du nicht deines gleichen müssige und unbeladene Gesellen vor dich, oder ein bös Weib, die auch gerne das letzte Wort behält"?

S. Luther's Controverschriften in der Walchischen Ausgabe seiner Werke, Theil XVIII, Seite 1650.

Fußtapfen traten, wechſelten deutſche Briefe, in denen ſie ihre frommen Gefühle freundſchaftlich einander mittheilten, und ſich über Mancherlei unterhielten, was ſich auf ihre Privatverhältniſſe bezog. Dieſe Briefe, die mit anſpruchloſer Herzlichkeit geſchrieben wurden, waren von keinem Zwange des Ceremoniels gedrückt. In ihnen konnte ſich der deutſche Briefſtyl natürlich und edel entwickeln. Eines der intereſſanteſten Denkmäler des deutſchen Briefſtyls und zugleich das älteſte ſeiner Art, iſt die Sammlung von Briefen des Heinrich von Nördlingen an die ehrwürdige Margarethe Ebnerin, eine Kloſterjungfrau zu Maria-Medingen bei Augsburg [r]). Sie ſind im Zeitalter Tauler's geſchrieben. Auch iſt in ihnen mehrere Mal die Rede von dieſem merkwürdigen Manne. Muſter des Styls zu ſeyn, war nicht ihre Beſtimmung. Aber ſie ſind ſo gut geſchrieben, wie man es von einem deutſchen Geiſtlichen des vierzehnten Jahrhunderts nicht erwarten ſollte, und beſſer, als die Deutſchen bis in das achtzehnte Jahrhundert ihre Briefe zu ſchreiben pflegten.

Was den deutſchen Briefſtyl bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in fortwährender Rohheit und Barbarei erhielt, war der Mangel einer gebildeten Umgangsſprache und aller der gefälligen Formen und Wendungen, die der geiſtvolle Briefſtyl vom gemeinen Leben entlehnt. Höflich wollten die Deutſchen ihre Briefe ſchreiben. Aber ſie kannten kein anderes Zeichen der

r) Dieſe Briefe ſtehen abgedruckt in Heumann's Opuscula &c. (Nürnberg, 1747, in 4.), Seite 331 ff. — Vergl. oben, Seite 494.

der Höflichkeit, als ein steifes Ceremoniel; und unter dem Drucke endloser Titulaturen und conventioneller Phrasen sank alle Freiheit des Briefstyls nieder. Selbst Luther schrieb in seiner Muttersprache steife und schleppende Briefe, außer, wenn ihn zuweilen sein Feuer hinriß, sich derb und rund auszudrücken, ohne auf conventionelle Beschränkungen zu achten *).

* * *

In der Geschichte der schönen Prose und der gesammten Litteratur der Deutschen vom letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunders bis in das erste des siebzehnten erkennt man leicht die Ursachen, warum während dieses langen Zeitraums noch an keine deutsche Poetik und Rhetorik gedacht wurde. Es gab, seit dem Untergange der alten Ritterpoesie, in Deutschland gar kein allgemeines Interesse für poetische Bildung. Die einzige Poetik der Nation blieb die Tabulatur der Meistersänger. Die Gelehrten, die eine bessere Poetik hätten schreiben können, dachten zu geringe von der ganzen Litteratur in ihrer Muttersprache, um zu versuchen, ob man der sinkenden Nationalpoesie durch theoretische Arbeiten zu Hülfe kommen könne. Ulrich von Hutten schrieb eine Poetik, aber selbst er, der feurige deutsche Patriot, eine lateinische Poetik ohne alle bestimmte Beziehung auf deutsche Sprache und Litteratur. Eine deutsche Rhetorik wurde von Vielen für überflüssig, von Andern für unmöglich gehalten, so lange die meisten

*) Man sehe die Sammlung von Luther's Briefen in der Walchischen Ausgabe seiner Werke, Theil XXI.

sten Gelehrten in Deutschland ihre Sprache sie so barbarisch hielten, daß sie ihr kaum eine regelmäßige grammatische Bildung zutrauten. Doch wurden schon im sechzehnten Jahrhundert mehrere deutsche Sprachlehren geschrieben, eine von Valentin Ickelsamer, einen Zeitgenossen Luther's; eine andere von Laurentius Albertus, genannt Ostrofrank; eine dritte von Albert Oetinger; eine vierte von Johann Clajus. Aber genauere Nachrichten von den Bemühungen dieser ältesten deutschen Grammatiker liegen außerhalb des Gebiets der Geschichte der Poesie und Beredsamkeit.

SEP 22 1930

LENOX LIBRARY

Bancroft
Purchased